

Parallel-Projekt:

αωαωαω

Goethes Wörter

A large, elegant, and highly stylized cursive signature of Johann Wolfgang von Goethe, written in black ink. The signature is fluid and expressive, with long, sweeping strokes and a prominent loop at the end.

Inhalt

Am Anfang war das Wort - statt eines Vor-Wortes	8
Unworte, oder: zweites Nicht-Vorwort	13
Vernähen	17
Vernarben	18
Vernarren	19
Vernaschen	19
Vernehmen	20
Verpichen	21
Verpfuschen	22
Ver-	24
Vernehmlassung	26
Vernehmen, 2	27
Verschieben	29
Verkomplizieren	31
Verpesten	32
Verpassen	33
Veroffenbaren	33
Veröffentlichen	34
Veröden	35
Verpflanzen	36
Vernehmen, 3	38
Re-	39
Reproduzieren	41

Resignation	42
Rettung	44
Reue	46
Rezeptiv	48
Revolution.....	50
Vermorschen bis Vermünzen.....	52
Vermuffen und Vermüffen.....	54
Rhetorik.....	56
Rhythmus.....	59
Richte bis Ricinus.....	60
Riesen	61
Rindskopf.....	61
Rings-.....	62
Verlassen	62
Walfisch.....	66
Verbrecher	70
Nicht-Insel	74
Vertrauen, 1	77
Vertraute	80
Romantik.....	82
Verdruß	86
Verpflichten	90
Verpönen.....	92
Verlegenheit.....	94
Verleger	98
Verfehlen bis Verfinstern	102

Schein	106
Scheiße.....	107
Rein	108
Versichern.....	116
Schlagen	118
Verfinstern	120
Verfließen bis Verflößen	121
Verflechten.....	122
Verfluchen.....	123
Spieße und Spießgesellen	125
Spinnerinnen und Spindeln	127
Spinne	127
Schlüssel.....	129
Starr.....	130
Station bis Stätte.....	131
Seinesgleichen	132
Spekulation.....	133
Täuschung.....	135
Teufel-Tausendkünstler	136
Verlästern.....	137
Verlaub.....	137
Zikaden	138
Verlaufen.....	139
Versuchen	141
Verleiten.....	143
Verlernen.....	144

Verlesen.....	145
Stinken.....	146
Tüchtig	148
Stirn.....	150
Viel-.....	152
Verwunden und Verwundern	153
Vorbereiten	155
Resultat.....	156
Richtig	157
Völlig	158
Reise-	159
Vielseitig.....	159
Vielspältig	161
Vögel.....	162
Vollständig.....	167
Vision.....	170
Voll-	173
Vertreiben	176
Vorstellen und darstellen.....	177
Verwandte	182
Weizen.....	186
Was	187
Vollkommen	190
Wahrsagung und Weissagung.....	193
Wahrnehmen	197
Walten	198

Vorüber-	201
Weich.....	204
Scholastisch.....	208
Wagen und Wägen	212
Vertraute	216
Wallen bis Walpurgissack	218
Wesentlich.....	222
Weiß.....	224
Weg und weg	228
Wankelmut und Wankelsinn	232
Ware.....	236
Wieder	237
Waten und Wavellit.....	239
Weben.....	241
Wurf.....	246
Würfel.....	247
Würgen.....	249
Wurm.....	249
Würze und Wurzel	250
Wust.....	252
Wechseln	253
Wecken.....	262
Weh.....	264
Wehmütig	268
Wehen.....	269
Wehren	270

Zahn bis Zahnstocher	273
Zank.....	276
Zappeln	278
Zänkerei	279
Irradiation	280
Aufklärung	285
Zügel, Zaun, Zeder	290
Wir	293
Vortrefflich.....	295
Zu-Worte	296
Zu-Wörter, die zweite	302
Wollust	304
Wuchern, Wühlen und Wunden	310
Zelte, Zellen und Zelebritäten.....	313
Zer-Wörter	317
Zerreissen.....	322
Am Ende ist das Wort	326
Die Erfindung des Wortes aus dem Geist der Sprachlosigkeit	334

Am Anfang war das Wort - statt eines Vor-Wortes

„Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort“. Steht in der Bibel, im Johannes-Evangelium, am Anfang natürlich. Ein ziemlich seltsamer Satz irgendwie, der etwas unscharf, verlegen geradezu, um eine Tautologie in der Mitte herumtanzt: Gott und Wort sind eigentlich dasselbe, aber wie kann dann das Wort „bei“ Gott sein, also so ähnlich wie ein Pudel bei Fuß bei seinem Herrchen, wenn Gott doch eigentlich „das Wort“ selbst ist? Und müsste Gott nicht eigentlich alles sein, Wort wie Nicht-Wort? Und steht er nicht *per se* über solchen menschlichen Kategorien wie Zeit (am Anfang!)? Als Gott am Anfang Himmel und Erde schuf, schuf er dabei auch die Zeit? Aber im Schöpfungsbericht kommt das Wort „Zeit“ nicht vor; nicht bis zum siebten Tage jedenfalls, wo Gott so erschöpft von der Schöpfung des Menschen war, dass er erst einmal ruhen musste. Beim Ruhen kann einem so einiges in den Kopf kommen, das man in der Hitze der eher handwerklichen Schöpfung übersehen hatte. Vielleicht war Gott ja doch nicht ganz überzeugt davon, dass es „gut“ war? Vielleicht kamen ihm, in seiner göttlichen Ruhe, in einer Art von Traum die Wörter in den Kopf – diese unheimlichen Geschöpfe, die sich, einmal in die Welt gesetzt, noch mehr vermehrten als all das Kroppteil im Himmel und im Wasser und auf Erden! Oder gar der Mensch, der erst durch den Hinauswurf aus dem Paradies in die etwas peinliche Notwendigkeit geriet, fruchtbar zu sein und sich zu mehren (und zum Glück waren es ja nur die Frauen, die unter Schmerzen gebären mussten, von nun an und für immerdar)! Wörter aber werden einfach so geboren, ohne Schmerzen, sie entspringen dem Kopf ihres Schöpfers sozusagen in voller Rüstung, und dann gehen sie los und verkaufen ihre Bedeutung an den Meistbietenden.

Wohin das alles führt?

„Am Anfang war das Wort“. Das steht auch ziemlich am Anfang von Goethes *Faust I*, wo der große Gelehrte zur Beruhigung ein wenig die Bibel in sein „geliebtes Deutsch“ übersetzen will. „Geschrieben steht: *Im Anfang war das Wort!*“, sinnt Faust vor sich hin, aber etwas Unerwartetes passiert: „*Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort? Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen*“. Ins Zweifeln geraten, erwägt Faust, nur marginal belästigt vom Heulen eines seltsamen Pudels, eine Reihe weiterer Übersetzungsmöglichkeiten: Es könnte auch der „Sinn“ sein – aber der Sinn, war es denn wirklich der Sinn (was immer gemeint ist mit diesem vieldeutigsten Wort, wir werden darauf zurückkommen), der „*alles wirkt und schafft*“? Ist der Sinn nicht etwas Nach-trägliches, Auf-Gesetztes, von zweifelhaftem handgreiflich-tüchtigem Wert? War es nicht vielmehr die „Kraft“, ein rechtes Männerwort, das sich zudem so verführerisch-zungen-gleitend auf „*schafft*“ reimt? Man könnte schon glauben, Faust habe mit der „Kraft“ des Pudels Kern getroffen (kommt aber erst später in der Szene), aber irgendetwas stellt sich, nicht näher definiert, erneut in den Weg: „*Schon warnt mich was*“ – also eine Art Bauchgefühl warnt den Hyper-Gelehrten Faust davor, bei der Kraft stehenzubleiben? Aber zum Glück eilt ihm nun schnell der „Geist“ (was immer gemeint ist mit diesem mindestens genauso vieldeutigen Wort wie „Sinn“) zur Hilfe, und er schreibt, „*getrost*“ (ist es nicht schön, dass Worte trösten können?): „*Im Anfang war die Tat!*“ Energisches Ausrufezeichen, Schelte an den Pudel, der offensichtlich nicht mit dem Schlusspunkt zufrieden ist, etwas in ihm jault wohl auf, vermutlich ein Pudel-Bauchgefühl. Die Tat, natürlich, die Tat hat was. „*Der Worte sind genug gewechselt, lasst uns nun endlich Taten sehen!*“, wird es später heißen im *Faust*, da ist der Titelheld schon ganz vom Wortdrehsler zum Tatenmensch mutiert. Man hätte natürlich auch noch etwas weiter experimentieren können mit der Übersetzung, wie wäre es zum Beispiel mit: *das Ei*? (wahlweise auch *die Henne*?) der *Samen*? Die *Ursuppe*? Na gut, kam erst viel später, aber es hätte Goethe ja vielleicht gar nicht so fern gelegen, ganz einfach: die *Natur*? zu sagen. Aber Faust, der noch im Wortgewimmel den Sinn sucht, die Kraft schmerzlich vermisst

und dessen Taten sich im Wesentlichen auf das Verscheuchen von Pudeln beschränken zu diesem Zeitpunkt, war einfach noch nicht so weit, dass er auf diese allereinfachste Antwort hätte kommen können. Zum Glück hat das Drama noch ziemlich viele Worte übrig, darunter ganz wunderbare und phantastische wie – nein, kommt später.

Das führt zu:

„Am Anfang war das Wort“. Ich wüsste wirklich gern, was mein erstes Wort war. Also, mein gesprochenes erstes Wort, noch interessanter wäre natürlich das erste gedachte Wort, aber da sind wir doch in sehr grauen Bereichen. Aber natürlich weiß ich es nicht. Ich weiß noch nicht einmal mehr, was das erste Wort meines Sohnes war; um ehrlich zu sein, habe ich den Verdacht, dass die meisten Geschichten über „erste Worte“ genauso ausgedacht sind wie die über letzte („mehr Licht!“ „Soll ich wirklich die Vorhänge aufziehen, Großväterchen, wo du doch immer so empfindliche Augen....“ – und was der Legenden mehr sind). Wann aus einem mehr oder weniger undeutlichen Gebrabbel ein mehr oder weniger deutliches Wort wird – wer kann das schon sagen! Außerdem hat „Mama“ schon ziemlich viel gute Argumente auf ihrer Seite (*„die Mütter, die Mütter! s’klingt so wunderbar“*, schon wieder *Faust*, aber sehr viel später und schon etwas klüger geworden): „Mama“ ist leicht auszusprechen, wird ständig gebraucht und klingt sogar schön. Origineller klingen natürlich solche Geschichten wie die, die einer meiner Dozenten (Soziologe, kein Faust-Typ, eher schwach mephistophelisch) in einem Seminar seinen etwas erstaunten und wahrscheinlich nicht direkt responsiven Hörern und Hörerinnen eines Morgens erzählte: Sein Sohn habe nämlich gerade das erste Wort gesprochen (Kunstpause), es sei: „Bevaube“ gewesen. Äh? Na gut, die meisten haben es wohl begriffen, ich nicht. BVB, der Fußballverein, Borussia Dortmund für uns Nicht-Eingeweihte. Ach, was war er stolz, der Papa! Ich fand es peinlich, in so ziemlich jeder Hinsicht. Aber immerhin, eine Geschichte, am Anfang war der Fußball, und der Ball war rund, und das Runde war beim Ball.

Immerhin kann ich sagen, wann ich das erste Wort erfunden habe, und das sollte ja auch schon etwas gelten. Wir fuhren mit unserem etwas furchteinflößend gebildeten älteren Schwager durch die lieblichen und leicht langweiligen fränkischen Flusslandschaften, und ich machte (ich mag vielleicht 13 oder 14 gewesen sein?) die mir nicht besonders originell vorkommende Bemerkung, der Fluss „mäandriere“ so schön. Ehrlich, ich habe mir überhaupt nichts dabei gedacht, ich gehöre zu den Leuten, die zwar ziemlich viel denken, aber trotzdem – oder gerade deshalb? – wenig nachdenken, bevor sie Sätze – oder in diesem Fall: neue Worte – in die Welt plappern. Mein gebildeter Schwager aber war beeindruckt und ein wenig pikiert, das Wort gebe es doch gar nicht! Ich habe daraufhin wahrscheinlich nicht „na und?“ gesagt, was die einzig richtige Antwort ist; denn jedes Wort gab es einmal nicht, bis es es dann auf einmal gab. Und außerdem war „mäandrieren“ noch so ein schön passendes und klingendes! (Zudem hat Goethe es schon vor mir erfunden, im *Faust*, dem großen Wortprojekt, wo auch sonst, wenn auch nur als schwaches Adjektiv und nicht als starkes Verb: „*Wir, bewegtern Sinnes, eilen mit den Bächen weiter; / Denn es reizen jener Ferne reichgeschmückte Hügelzüge, Immer abwärts, immer tiefer, wässern wir, mäandrisch wallend*“).

Die zweite persönliche Wortschöpfung, an die ich mich erinnere, ist Übrigens „Verschwörungstheorie“, und ich schwöre, verschwöre notfalls auch, dass es Jahrzehnte vor der großen Wortkonjunktur der Verschwörungstheorie war, die selbst schon wieder etwas Verschwörungstheoretisches hat (am Anfang war die Verschwörungstheorie, und sie war bei den Verschwörern, und die Verschwörer waren die Verschwörungstheorie). Da war ich schon ziemlich stolz, als es mir so rausrutschte, aber es war ein Wort, dessen Notwendigkeit ich sofort erkannte. Wahrscheinlich war es auch schon vorher in der Welt, ich gebe es ja zu, aber es war mir nicht vorgestellt worden, und darauf kommt es schließlich an!

Seitdem jage ich Wörtern nach, gelegentlich erfinde ich immer noch neue (gestern gerade, „belehrungstolerant“, na gut, es

sitzt noch nicht ganz richtig ...), aber viel häufiger finde ich welche und nehme sie auf und probiere sie so lange, bis sie gut sitzen. Am schönsten ist es, Worte zu übertragen, in neue Bedeutungsbereiche, sie bekommen dann neue Nuancen und glänzen an anderen Stellen ganz frisch. Nie habe ich verstanden, was gegen Fremdworte oder neue Worte überhaupt spricht; jedes neue Wort ist ein Geschenk an die Menschheit, und dass Geschenke grundsätzlich – missbrauchstolerant? sind, ist kein Grund, keine mehr zu machen. Wer aufhört neue Worte zu lernen, hat aufgehört zu denken (also: selbst zu denken, nicht Gebrauchtdenken, dafür braucht man nie ein neues Wort, es reicht, einen Papagei nachzumachen).

Goethe aber, um zum Anfang zurückzukommen, hatte wahrscheinlich die meisten Wörter *ever*. 93.000 hat das Goethe-Wörterbuch gezählt, dagegen ist Shakespeare ein Waisenknabe (na gut, das Englische ist nicht so komposittolerant). Und dass ich auf meine alten Tage zum *Goethe-Wörterbuch* kam und eine Redaktorin wurde – ist die Geschichte, die auf diesen späten Anfang folgt. Der Anfang liegt dabei, so verwirrend kann Realität sein, beim Buchstaben „v“ und den Komposita auf „ver“; aber wir werden den schnöden Faden des Alphabets häufiger zerreißen müssen, da die Dinge – sich holprig entwickeln.

Unworte, oder: azweites Nicht-Vorwort

Un-Worte. Und dann las ich eine Goethe-Schrift, die mich noch nie sonderlich interessiert hatte, es war die *Campagne in Frankreich*. Ein Männerbuch, dachte ich wahrscheinlich, Kriegsberichterstattung, Gott, was der Mann nicht alles gemacht hat in seinem Leben! Aber man soll Goethe nicht unterschätzen, nie, niemals, er macht aus jedem Thema etwas, und sei es etwas ganz anderes, als man erwartet. Denn die *Campagne*, wie ich zu meinem Befremden bemerkte, begann wie ein harmloser Reisebericht, Italien ohne die Sehnsucht und die Wärme und die Antike sozusagen, man reist halt über bekannte Orte Richtung deutsche Westgrenze, besucht irgendein Monument in Igel, erzählt dieses und jenes, beschwert sich über das Essen, erlebt Anekdoten, trifft den einen oder anderen Fürsten, der jetzt aber ein Heerführer ist, soso. Der Krieg scheint noch seltsam fern, und Goethe scheint nicht zu realisieren, dass er sich ja in Gefahr begeben könnte. Nun ja, Entbehrung, das kommt ziemlich bald, die Kutsche muss zurückbleiben, zwischendurch rettet man ein paar charmante französische Frauen, die vor der Revolution fliehen, es ist wie eine Novelle aus den *Wanderjahren*. Die Franzosen essen kein Schwarzbrot, das ist eigentlich schon beinahe der Gipfel der Empörung. Dann aber, zwischendurch, sieht Goethe irgendein Farb- oder Lichtphänomen, ich habe vergessen, welches (die *Farbenlehre* ist mein großes ungelesenes Goethe-Buch, ich habe aber den Verdacht, dass ich es unterschätze und Goethe etwas Anderes daraus gemacht hat). Und er stürzt sich darauf und vergisst den Krieg und den sehr fernen Kanonendonner und die erschossenen Pferde und den Regen, den ewigen Regen (ja, die Kriegsübel rücken langsam näher), und anstelle sich endlich einmal ordentlich mit den sozialen Ursachen, den wirtschaftlichen Rahmenbedingungen oder ganz einfach dem Elend der am meisten von dieser seltsamen *Campagne* betroffenen Landbevölkerung auseinanderzusetzen, schreibt Goethe über Lichter und Farben. Dann fällt ihm das auf. Und dann schreibt er den einen Satz, der einem plötzlich eine kleinere Erleuchtung bringt: Es sei mit der *Farbenlehre* wie mit seinen poetischen Werken, und er könne nur immer wieder

wiederholen: *Nicht er produziere sie, sondern sie produzierten ihn.* Goethe ist, auch im Krieg, immer nur er selbst und ganz bei sich und niemals verlegen; und in seinem persönlichen Universum gibt es in diesem speziellen Moment eben nichts Wichtigeres als die Farbenlehre. Das ist keine Ablenkung, keine Zerstreuung, kein Eskapismus: Es ist einfach so, man sucht sich nicht aus, was einen so fasziniert, dass man alles andere vergisst; man wird erwählt. Größe ist, diesem Impuls zu folgen und nicht dem Allzu-Menschlichen, das darüber jammert, dass es regnet und überall erschossene Pferde rumliegen und man nicht einmal einen Stuhl findet, auf den man sich setzen kann, geschweige denn ein Bett zum Schlafen jenseits des allgegenwärtigen Schlamms. Es spielt auch keine Rolle, dass man in einem Kriegsbericht-*cum*-Autobiographie keine Exkurse zur Farbenlehre erwartet. Nein, Goethe schreibt es einfach jetzt auf, weil es jetzt passiert, in dieser Situation, und weil es dazugehört, und wer einen ordentlichen Kriegsbericht lesen will, der soll die offizielle Schlachtenpropaganda lesen (eine der Anekdoten spielt, wie die meisten, in einem Wirtshaus; jemand sagt, einer wie Goethe könnte doch nun wirklich aufschreiben, wie es wirklich gewesen sei, und ein alter Soldat sagt, nein, das würde einer wie Goethe ganz sicher nicht tun, dafür sei er viel zu klug. Stimmt auch). An irgendeinem Punkt ist Goethe darüber hinweggekommen, dass es für Erfahrungen, Ideen, Geschichten Schubladen gibt. Feste Formen. Gattungen und andere Zwangskorsette. Nein, es ist Krieg, und die Welt, wie sie ist, wird gerade aus den Angeln gehoben (die andere, bekanntere Episode kommt gleich; und ja, Corona hat zwar ein kleineres Format, aber ähnliche Tendenzen), und man macht eine kleine Entdeckung in der Farbenlehre und rettet nebenbei einen Soldaten vor der drohenden Lynch-Justiz (noch eine Anekdote, meine liebste, kommt danach). Es gibt so viele mögliche Welten, Paralleluniversen, sogar in einem einzigen Kopf. Und während draußen Corona die Welt lähmt, liest die Redaktorin Goethe. Eines der größten vorstellbaren Paralleluniversen. Und sammelt Worte anstelle von Geschichten, aber zum Glück gibt es auch Wortanekdoten, auch wenn die meisten Leute sie

langweilig finden (verwöhnt durch zu viele Romane, die Goethe auch eher zwischendurch schrieb, wenn sich zu viel lästiger Stoff angesammelt hatte, und die immer mehr zu Paralleluniversen werden, da spielen aber nicht Worte die Hauptrolle, sondern Leute, und das spricht schon sehr gegen Romane. Für fortgeschrittene Leser jedenfalls).

Die Anekdote jedoch, die es aus der *Campagne*, diesem bemerkenswerten Nicht-Kriegsbericht in autobiographischer Absicht mit lehrreichen Exkursen über dies und dies geschafft hat, ist Goethes angebliche Ansprache an die vom Wetter und dem sich wendenden Kriegsglück reichlich demotivierten Soldaten der Koalitionstruppen; wozu hatte man eigentlich einen Mann des Wortes dabei, wenn er sich in dieser Situation nicht bewährte! Und Goethe soll gesagt haben: „*Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr seid dabei gewesen!*“ Erfunden, frei erfunden, da ist sich die wissenschaftliche Nachwelt ziemlich sicher, die Kanonade von Valmy war eine einzige Blamage und der Anfang vom Ende der Kampagne, und ein Segen, dass es noch kein *Twitter* gab! Aber gute Propaganda, zweifellos! Und wenn Goethe den Satz nicht eigentlich viel später erst niedergeschrieben und veröffentlicht hätte, hätte man meinen keinen, Napoleon habe ihn im Ohr gehabt, 1798, sechs Jahr nach Valmy, als er zu seinen Soldaten im Angesicht der Pyramiden sprach: „*40 Jahrhunderte blicken auf euch herab!*“ Der Mantel der Geschichte (männlich, im Übrigen, für die Frauen bleibt meist nur der Unterrock der Geschichte) weht, wohin man auch schaut, wichtig ist aber, dass die Zuschauer das Gefühl haben, live dabei zu sein. Ganz großes Kino, jaja.

Damit aber zur dritten Anekdote, und die ist immerhin schon fast eine Wortanekdote und führt endlich zu den angekündigten *Un*-Worten. Ein feindlicher Unteroffizier sollte also in einer angespannten Situation gelyncht werden, legt mich nicht auf Kleinigkeiten fest, warum, wieso, von wem, wem es um historische Genauigkeit geht, der lese Kriegsberichte! (*as if...*) Und das passte Goethe nicht, und er hielt wieder eine kleine feurige Ansprache und rettete einem Schuldigen Kopf und Kragen,

und als man ihm das vorwarf, sagte er den Satz: *Es liege in seiner Natur, lieber eine Ungerechtigkeit zu begehen als Unordnung zu ertragen.* Das kann man *ungeheuerlich* nennen. *Unerhört. Unverständlich, gar unerträglich.* Goethe mochte *Un*-Worte. Er wusste, dass vieles im Leben *Un*- ist. Vielleicht sogar das Wichtigste.

Vernähen

Vernähen: Ist es Schicksal? *Vernähen* ist das erste Stichwort der Redaktorin, die zu diesem Zeitpunkt bestenfalls ein Lehrlingin ist. Nähen ist eine der wenigen Künste, die mir vollständig verschlossen geblieben sind, mein Leben lang. *Ver-nähen* könnte ich mich höchstens in dem Sinn, in dem man sich ver-irren kann. Ver-tun. Klar, Knöpfe kann ich. Knöpfe annähen kann jede. Aber zum Glück meint Goethe ja ganz etwas anderes. Er spricht über einen etwas schwierigen römischen Freund, den Maler Tischbein, der ihn so wunderbar vor einer italienischen Ideallandschaft gemalt hat: Der Schlapphut verschattet das Gedicht, zierlich sucht ein wohlbestrumpftes Bein Bodenkontakt. *Goethe in der Campagne*, das ist der offizielle Titel, eigentlich aber sagt er: *et in Arcadia ego*, und die damit verbundene Melancholie ist, trotz allem südlichem Farbschmelz, deutlich mitgemalt. Tübingen sieht am ersten Tag nicht gerade nach Arkadien aus, Dauerniesel, die Studenten scheinen die Stadt fluchtartig mit dem Semesterende verlassen zu haben, und in der Fußgängerzone findet sich nur mühsam ein Italiener, der mir mittelmäßige Pizza verkaufen will. *Vernähen*, also, um zu Goethe zurückzukommen, bevor er einschläft auf seinem klassischen Piedestal: *Vernähen* müsste man Tischbein halt so, wie er gezwirnt ist. Oder wie er zugeschnitten ist, es sind zwei Stellen, und ich bin sicher, sie gehören zusammen; es hat auch nicht Goethe gesagt, sondern Philipp Hackert, anderer Malerkumpel. Aber wenn Goethe den Satz noch zwanzig Jahre später erinnert, Arkadien ist längst untergegangen und selbst in Weimar steht die Sonne schon tief, dann hat er ihm gefallen. Es ist nämlich nicht so, dass man aus jedem Stoff jeden Mantel, jedes Kleid, jede Hose nähen kann; nein, der Stoff ist schon zugeschnitten, wenn man auf die Welt kommt, und vorgezwirnt, und schon jetzt freut man sich auf den Artikel „verzwirnt“. Man macht aus Menschen nur das, was ihnen in die DNA als Schnittmuster eingeschrieben ist, mit einer gewissen künstlerischen Freiheit in der Ausführung. Aber aus einem Jutesack kann man kein Ballkleid machen.

αωαωαω

Vernarben

Vernarben: Und gleich das zweite Wort machte mir auch eine besondere Freude. Es war eine einzige Belegstelle, und Goethe sprach darin von einem Baum, der eine Wunde davongetragen hatte, es war aber nach einiger Zeit neue Rinde darüber gewachsen, so dass die alte Wunde vernarbt war. Bäume, heute lesen und reden und sprechen wir ja viel über Bäume. Gerade hatte ich in den Wäldern des *State of Washington* nach dem *Old Growth Forest* gesucht, und Peter Wohlleben hatte mir beigebracht, dass auch tote Bäume nicht tot sind, sondern eben nur in eine andere Richtung weiterwachsen; eine neue Geschichte beginnen sozusagen. Am Unterschenkel habe ich eine Narbe, nach einem etwas zu tiefen Schnitt meines Hautarztes, sie *vernarbt* aber schlecht. Bäume hingegen sind Profis im *Vernarben*. Das hat nur vor Goethe noch keiner gesehen gehabt. Denn eine botanische Fachschrift verteidigt knapp zwanzig Jahre nach Goethe, dass man jetzt von *vernarben* in Bezug auf einen verletzten Baum sprechen wolle; das sei doch nun, leider, botanisch ziemlich missverständlich, da die ‚Narbe‘ im Pflanzenreich ganz etwas anderes sei, nämlich der oberste Abschnitt des Stempels eines Fruchtblatts einer Pflanze (einfacher geht es nicht). Er dient dazu, Pollen aufzufangen und sie keimen zu lassen, ist also schon ziemlich wichtig. Warum er ‚Narbe‘ heißt, weiß der Himmel; ein Synonym ist ‚Stigma‘, und das macht die Geschichte wirklich noch verwirrender. Aber Goethe sieht, dass ein Baum *vernarbt*, und das gefällt ihm. Denn eine Narbe ist ein, wenn wir denn metaphysisch werden wollen, ein aufgezeichnetes, verleiblichtes, verkörpertes Wundmal, ein bleibendes Stigma. Heilung aber, vollständige Heilung ist niemals.

αωαωαω

Vernarren

Vernarren: Nach so viel Tiefsinn wurde es etwas lustiger. Aber Goethe hatte es, *Römisches Karneval* hin oder her (das ja außerdem eine ziemlich ernste Angelegenheit ist), gar nicht so mit den Narren. Viermal nur, und drei davon in *Wilhelm Meisters Lehrjahre*; na gut, nicht direkt überraschend: *Vernarren* könnte man überhaupt als Kernkompetenz unseres jungen Bildungskandidaten bezeichnen, egal, ob es nun Mädchen oder das Theater oder auch nur die kleinen Pantöffelchen der hinreißenden Philine sind. Die ist aber selbst ganz *vernarrt* in eine Tracht, die sie irgendwo gesehen hat, aber Philine kann das *Vernarren* im Gegensatz zu Wilhelm tatsächlich zu einer Kunstform machen! Ach, jeder *vernarrt* sich mal. Am meisten natürlich in der Liebe, diesem Narrenreigen, oder was man dafür hält (Goethe kannte das Wort ‚Hormone‘ aber ziemlich sicher noch nicht, und Fortpflanzung war für ihn noch eine ernsthafte Angelegenheit). Mephisto aber, der kluge, allzu kluge Mephisto, sinniert im zweiten Teil des *Faust*: „*Von Adam her verführte Hansen! / Alt wird man wohl, wer aber klug? / Warst du nicht schon vernarrt genug?*“ Er spricht im Übrigen gar nicht von dem sehr närrischen Faust, sondern von seiner eigenen klugen Person, aber ein Gelüst hat ihn überfallen, überrumpelt, überlistet, und jetzt muss er sich selbst zur Rede stellen: Ist er nicht wahrlich schon *ver-narrt* genug? Und das Wörtchen bekommt auf einmal ein ganz neues Funkeln; es zeigt uns, dass die *Vernarrung* des Menschen ein unaufhaltsamer Prozess ist, der mit seiner Verstoßung aus dem Paradies begann, mit Adam, dem Ur-Narren, der sich *vernarrt* hatte in – ach, ist ja egal in was. Der Punkt ist: Der Mensch fällt, von Geburt an, der *Vernarrung* anheim. Man *ver-narrt*, wie man *ver-narbt*. Vor allem, wenn man schlecht *ver-näht* ist.

αωαωαω

Vernaschen

Vernaschen. Nein, nicht das, was ihr nun wieder denkt! Ein einziger Nachweis nur, der Text ist so entlegen, dass man den

Nachweis erst für erfunden hält: ein typisches Gelegenheitsgedicht nämlich, angelegentlich der *Ersten Erzeugnisse der Stotternheimer Saline*. Es sprechen: ein Gnom, die Geognosie und die Technik; und einleitend beschwert sich der Gnom. Über Leute. Leute nämlich, die immer nur auf Gold scharf sind. Was könnte man nicht Gutes und Sinnvolles machen mit ein wenig von denkenden Gnomen in der Welt verteilten Goldstäubchen! Aber nein, die gierigen Menschen scharren es zusammen und „vergeuden und vernaschen“ es: „Und niemand häuft den Schatz für künftige Zeit!“ Keinerlei Nachhaltigkeit, es ist nicht zu fassen. Wenn man doch mehr auf Gnomen hören würde, die überhaupt ganz wenig naschhaft sind! Hat Goethe aber genascht? „Er frißt entsetzlich“, soll Jean Paul nach einem Besuch bei dem inzwischen recht rundlichen Olympier in seinen mittleren Jahren berichtet haben; und dass er den Mägdelein nicht abgeneigt war, den frischen runden, kann man in seinen *Venezianischen Epigrammen* nachlesen. Stotternheim aber ist, auch wenn man es nicht glauben würde, heute der größte Ortsteil von Erfurt, benannt nach einer Raubritterburg der Ritter von Stotternheim; und Martin Luther soll auf einem Acker vor Stotternheim nach einem Blitzschlag die Erleuchtung gehabt haben, Mönch zu werden; ein Denkstein zeugt noch heute davon. Der Abbau von Steinsalz in den Stotternheimer Salinen wurde jedoch 1950 eingestellt, und von Goldgräbern wurde überhaupt niemals etwas berichtet. Wahrscheinlich alles vergeudet und vernascht, nur die Gnomen sitzen immer noch unter dem Lutherstein und weinen salzige Tränen. Falls sie nicht reformiert wurden, jedenfalls.

αωαωαω

Vernehmen

Vernehmen. Ist ein Koloss. 1786 Belegstellen, das hat eine arme Seele von Hand gezählt. Wir werden noch lang daran zu knabbern haben, das lässt sich nicht mal eben so vernaschen. Deshalb jetzt nur die persönliche Assoziation, die aber gar nichts mit Goethe zu tun hat (oder doch? Werden wir die Brücke noch

finden?) *Vernehmen*, nämlich, das hatte einer meiner Philosophie-Professoren in einem Studium geraunt, das in einem anderen Leben stattfand, *Vernehmen* sei überhaupt die Kernkompetenz der Philosophie. Natürlich habe sie sich schon direkt nach den Vorsokratikern schrecklich verirrt, ins Schriftliche nämlich, dass man jedoch niemals vernehmen könne, sondern eben nur lesen, Buchstabe für Buchstabe dahinhinkend, und nichts raunt oder tönt oder klingt. Die Wahrheit aber, die wahre Wahrheit, sei eine nur zu hörende – ‚akroamatisch‘ sagte er, die klingende, nur zu hörende Wahrheit, die nur den Eingeweihten mitgeteilt wird, nicht aber den für kluge Antworten auf dem Marktplatz zahlenden. Natürlich raunte er selbst dabei, und natürlich fühlte man sich erhoben und eingeweiht. Nein, um ehrlich zu sein, fühlte man sich nicht so, sondern ein wenig – *vernarrt*, um ein feineres Wort zu gebrauchen, man könnte es mit Götz auch deutlicher sagen. Aber vielleicht war Goethe ja doch klüger, auch hier. 1.786 mal *vernehmen*, was sozusagen auf den ersten Blick nur der etwas vornehmere Verwandte von ‚hören‘ ist (nur gut 300 Belegstellen), auf den zweiten aber der von ‚erfahren‘ oder ‚gewahren‘ (und da wird es schon kompliziert).

αωαωαω

Verpichen

Verpichen. Deshalb machen wir eine kleine Abschweifung. Picheln, ja, das kennen die Älteren unter uns Wortgewandten wohl noch, und wenn man sich verpichelt hat, wird man die Folgen am nächsten Tag spüren, im Kopfe, dem verpichelten. *Verpicht* aber ist: mit Pech bestrichen. Pech, also diesem sehr konkreten klebrigen schwarzen Zeug, nicht dem, was jeder glaubt zu haben anstelle des eigentlich doch so sehr wohlverdienten Glücks, aber die Glücksgöttin ist ein launisches Weib, und das Pech klebt einen an den Sohlen wie Hunde- – nein, wir sagen keine schmutzigen Wörter hier in der Goethe’schen Wortbar. Außer Pech, das eine gute Sache ist, wenn man es zur Hand hat und ein mangelhaft zusammengepicheltes (nein, das

war jetzt erfunden) Boot dazu, das gern *verpicht* werden möchte.

αωαωαω

Verpfuschen

Verpfuschen. Sonst hätte man es nämlich *verpfuscht*, mit dem Boot. Aber was kann man nicht alles *verpfuschen*! Dafür, wie sehr Goethe ab und zu auf die Dilettanten schimpft, geht er noch sparsam um mit dem Wort, kaum zehn Belege, aber die haben es schon ein wenig in sich. Natürlich sind in der Kunst überall *Pfuscher* unterwegs, klar; was hatte er mit Schiller darüber diskutiert, Schemata hatten sie aufgestellt mit Merkmalslisten, woran man sie erkennen könne, diese ach so überambitionierten Amateure, die so gern echte Künstler sein wollten! Aber sie wollten eben nur; wo ein Wille ist, ist gar nicht immer ein Weg, nämlich vor allem dann nicht, wenn das Werkzeug fehlt, das Talent und hundert-, nein tausendmal: die Übung, die Übung, die Übung, die tatsächlich den Meister macht. Was deshalb auch jede Handwerkskammer mit einem schönen altmodischen Meisterbrief bestätigt, und tatsächlich waren die *Pfuscher* ursprünglich diejenigen, die eben keine zunftmäßige Ausbildung vorzuweisen hatten und fröhlich in Heim- und Schwarzarbeit vor sich hin pfuschten. *Verpfuscht*, sagt Goethe, die Blumenbilder im neuen Schloss nach Raffael (einem professionellen Großmeister der Malerei, falls es je einen gab!), völlig *verpfuscht*, Augenschmerzen bekäme man schon vom Hinsehen! Der neue Spaziergang, den er sich als Gutsbesitzer in Oberroßla anlegen ließ, keinen Moment dürfe man das Personal aus den Augen lassen, sonst – genau, *Pfusch am Bau*, wohin man schaut! Als Goethe aber in der späten Mitte seines Lebens beginnt (Schiller war schon tot), all seine beträchtliche Energie und seine noch viel beträchtlichere Produktivität auf die Naturwissenschaft zu werfen, ohne Ausbildung, ohne mathematisches Zunftwissen, allein im Vertrauen auf seine Sinne und sein sehr ehrliches Wissenwollen, da wird er auf einmal sehr viel

freundlicher mit den Dilettanten! Es war natürlich auch nicht seine eigene Zunft, und man kann sehen, Goethe selbst hätte das als Erster bestätigt, wie wenig man seinen eigenen Überzeugungen trauen kann. Kaum wechselt man ein wenig den Gesichtspunkt (ein Lieblingswort der Aufklärung, mit Grund), schaut selbst als Dilettant und nicht als Meister, da verschiebt sich auch hurtig die Werteskala.

Am schlimmsten aber ist es sowieso, wenn man sein Leben *verpfuscht*. Er ist noch gar nicht so altersweise, unser Wortkünstler, da schreibt er seinem Mentor Herder einen Brief und tröstet ihn ein wenig: Es sei ja nur natürlich, wenn man in seiner Jugend, lebensunkundig, seinsdilettantisch, wie man ist, in seinem Leben Einzelnes *verpfusche*; solange man später, wenn das Einzelne zum Vielen (und vielleicht: zum Ganzen? ach, nur Bruchstücke ...) wird, dann ein wenig achtsamer werde, sei noch nichts verloren. Denn das ist – und man kramt schnell ein weiteres Kärtchen wieder vor, das man vorher unachtsam zur Seite gelegt hatte – eine der Tücken des Nicht-*Verpfuschens*: Man fängt ja nicht irgendwie bei Null an, *tabula rasa*, und der Tisch wird neu gedeckt, jedes junge Leben ein blütenweißes Tisch-tuch. Nein, schon bei Palladio, dem alten Baumeister der Bau-meister, konnte man sehen, was passiert, wenn man mit einer gegebenen Situation konfrontiert ist: Der Platz ist nun schon einmal da, die Kirchen, die Häuser umgeben ihn – und man muss, weil man ja nicht immer alles abreißen kann (nur Mo-derne tun das, oder Kriege), eben im Einzelnen ein wenig *her-umpfuschen*, damit dann wenigstens das Ganze – seine Einheit wahrte. Wie im Leben halt! Ein wenig *Gepfusche* hier, ein wenig Überpinseln dort, am Ende die Lücken verpichen, wenn es gar nichts anders geht – es geht ums Ganze, nicht um die Details! Aber könnte es nicht sein, und jetzt spricht Goethe im recht kleidsamen Mephisto-Gewand, könnte es nicht sein, dass der Mensch, der so gern pfuscht, egal ob in der Kunst, der Wissen-schaft oder im Leben – könnte es nicht sein, dass der Mensch von Grund auf, wie es die Fabel sagt (an anderer Stelle steht: der Mythos), von Anfang an ein „*verpfushtes Wesen*“ ist? Aber welche Fabel meint er nun? Vor unserem unzensierten inneren

Auge steigt ein Schöpfergott auf, Typ alter weißer Mann mit Bart, der ziemlich ungeschickt Adam eine Rippe amputiert, um sie Eva einzusetzen (oder war es umgekehrt?). Es könnte natürlich auch die Erbsünde gewesen sein, dann hätten Adam und Eva es selbst *verpfuscht*, die Schlange grinst und gibt Gott *High Five*. Oder waren es doch die Alten? Prometheus, der Menschen formte „nach seinem Bilde“, und vielleicht war das gar keine so gute Vorlage? Epimetheus, der ewig Zukurzgekommene, der Pandora aus der Büchse ließ und niemals mehr sollten die Menschen die Büchse schließen können, welche auch immer? *Pfusch*, wohin man sieht. Am Anfang und am Ende. Die *verpfuschte* Apokalypse wird wegen technischer Probleme *verschoben* werden.

αωαωαω

Ver-

Ver: An diesem Punkt war ich angekommen, als ich beschloss, diese Wortfolge müsse überhaupt etwas grundlegender recherchiert werden. *Ver*-Wörter also, meine ich. Generell sind *Ver*-Wörter: *Ver*-ben (nee, *pun*, keine etymologische *Ver*-bindung). *Ver*-achten, *ver*-binden, *ver*-dienen, *ver*-engen, *ver*-fahren – *you get the picture, I guess* (im Englischen gibt es kein *ver*-). Nicht die interessantesten Wörter, möchte man meinen, eine *ver*-flucht weite Verwandtschaft, *ver*-zweifelt viele Varianten, *verdamm*t viele – nein, es ist gut jetzt. *Ver* ist, man höre, nein: *ver*-nehme und lerne, ein Partikel, also ein Vorhängsel, sozusagen, wie er-, vor-, für-, fort- undsoweiter ins Un-Endliche *ver*-zweigt. Und es indiziert (um nun ein wenig ins Lateinische zu *ver*-zweigen, wo alle ordentlichen grammatischen Konstruktionen herkommen), dass etwas – irgendwie weg geht, sich verändert dabei, sich *ver*-braucht, sich *ver*-strömt, *ver*-siegt, *ver*-läuft, *ver*-liert. So war es jedenfalls ganz am Anfang gemeint, das ist die Ur- und Wurzelbedeutung, die alle Etymologen so lieben: *Ver*- geht in eine Richtung, es *ver*-setzt sein verbales Anhängsel sozusagen in Bewegung, ganz konkret zunächst. Denn, um diesen Ausflug

ins Grundsätzliche noch etwas zu *ver*-tiefen: Alle Wörter sind noch zum Anfassen, wenn sie klein sind und keine Partikel brauchen; sie bezeichnen Dinge, die man berühren kann, Erfahrungen, die man erleben kann. Sie sind, sozusagen, wörtlich, *literally*. Dann aber, wenn sie aufzuwachsen beginnen, *ver*-ändern sie sich: Sie nehmen über-tragene Bedeutungen an, *ver*-größern sich dadurch natürlich erheblich, aber *ver*-blassen dabei gleichzeitig seltsam. Immer wenn Wörter zu viele Bedeutungen annehmen, wird ein schöner greifbarer präziser konkreter Sinn zu einer *ver*-blasenen, *ver*-schwommenen, *ver*-schwimmenden Allgemeinvorstellung, bevor das Wort endlich vielleicht gar ganz – *ver*-geht, *ver*-schwindet, *ver*-endet.

Ver-Wörter aber sind die größten denkbaren *Ver*-Wandlungskünstler schlechthin. Etwas *ver*-schiebt sich, *ver*-setzt sich; etwas *ver*-mischt sich, *ver*-bindet sich, *ver*-stärkt sich; etwas *ver*-mehrt sich, *ver*-größert sich, *ver*-kleinert sich – ach, man kann gar nicht mehr aufhören! *Ver*-wandlung aber ist das Wesen des ewig *ver*-änderlichen Lebens (das meint Goethe, aber ich bin ganz ein-*ver*-standen), und Meta-Morphose ein geradezu *ver*-zückendes Verwandlungswort (das Griechische hat noch viel schönere Präfixe als das Deutsche, und ‚Meta‘ ist – nun: zwischen, inmitten, aber auch hinter, vor, mit, unter, bei, zu, der Inbegriff von *Ver*-wandlung eben). Nur der Mensch *ver*-wandelt sich leider selten wirklich, er *ver*-ändert sich noch nicht einmal, auch wenn das amerikanische Serien immer noch unverdrossen behaupten. Meist wird er *ver*-zerrt, *ver*-bogen, *ver*-dreht und *ver*-biestert, bevor er dann endlich, vollständig, *ver*-narrt (hatten wir ja schon). Nebengedanke: *ver*-liebt, *ver*-lobt, *ver*-heiratet, *ver*-nein: ge-schieden!, aber ein wenig vielleicht ja auch *ver*-schieden; damit kommen wir nämlich, in einer eleganten *Ver*-bindung, zu:

αωαωαω

Vernehmlassung

Vernehmlassung. Das musste jetzt sein, zur Abwechslung, nach dieser Verb-Dusche. Ja, der junge Goethe war ausgebildeter Rechtsanwalt, das hatte er gelernt, und vielleicht ist es Einbildung, aber sogar seine von geschraubten Kanzleiformeln zunftgemäß starrenden Schriftsätze scheinen ein wenig in den Zwischenräumen zu blitzen vom hinuntergeschraubten Geist hinter der Kanzleischreiberfeder. Das meiste versteht man ja auch irgendwie, so wie jeder gebildete Laie das Gesetz und seine Formeln und Verfahren halt versteht: irgendwie. Wird schon einer Recht haben und der Andere Unrecht, wie genau das verteilt ist, ist schon ziemlich egal. Hauptsache, es geschieht Recht. Damit aber Recht geschieht, muss sich der Beklagte äußern dürfen auf die Anklage, schön ordentlich, Punkt für Punkt; er hat nämlich das Recht auf eine *Vernehmlassung*. Komischerweise musste ich ziemlich lange suchen, bis ich das gefunden hatte: dass nämlich eine *Vernehm-lassung* eben das ist, was Beklagte bzw. deren Rechtsvertreter tun; das Wort schlingert geradeso an der Irgendwie-Grenze herum (wird halt irgendetwas mit einer Vernehmung zu tun haben), ist schon kein ordentliches Latein mehr und klingt auch gar nicht richtig fremd. Aber es muss doch einen Vorläufer gehabt haben, wie jeder ordentlicher Rechtsterminus, so nagt es in mir, die Rechtswörterbücher lassen mich allesamt im Stich, bis ich irgendwann auf den eigenartigen Terminus *litio contestatione* stoße: Dafür nämlich, so lerne ich, war die deutsche Übersetzung ‚Kriegsbefestigung‘. Kriegsbefestigung? Vor meinem inneren Auge steigen Türme, Mauern, Zugbrücken auf; es riecht nach Pulverdampf und heißem Pech, Verwundete stöhnen ein letztes Mal, verpicht nochmal, aber was hat das nun mit einer höchstens finanziell schmerzhaften Gerichtsverhandlung zu tun, bei der es doch nur um einen Krieg der Worte, ein Wortgefecht geht? Genau das. Wer zum Gegenstand einer Anklage wird, befindet sich fortan im Krieg, nicht mehr und nicht weniger; und als Angegriffener kann er nicht nur, er muss sich sogar befestigen, mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, Geld, wehrhaften Anwälten, spitzfindigen Wortgefechten, im Notfall sogar: mit

der Wahrheit. Ach, Wahrheit. In jedem Krieg, nicht nur vor Gericht, das erste Opfer. Vielleicht sollte man einmal die Wahrheit verklagen, immer tritt sie nur verhüllt und verschleiert auf, das geht doch nicht in einer offenen Gesellschaft! Die Wahrheit verstecke sich nicht, sie *lasse sich vernehmen*, offen und ungeschützt! Die Wahrheit aber *lässt vernehmen*, dass sie keine Lust auf Rechtsprozesse hat, in denen es immer Kläger und Beklagte, Sieger und Verlierer, Recht und Unrecht gibt. Sie *lässt* des Weiteren *vernehmen*, dass man sie gern besuchen könnte, jederzeit; man müsse aber unbewaffnet kommen, nur für sich selbst sprechen und damit zufrieden sein, wenn sie den Schleier nur ein klein wenig hebe. Denn die Wahrheit führt so wenig Kriege wie Prozesse; sie ist eine Freundin des guten Einvernehmens, Goethe aber hätte vielleicht sogar gesagt: des *reinen Vernehmens*. Das aber ist schon das nächste Stichwort:

αωαωαω

Vernehmen, 2

Vernehmen, das reine, das gute, das beste. Ist es nicht komisch? Nicht ein einziges Mal das falsche, das fehlerhafte, das mangelhafte; nein, man hat im ‚guten‘ und ‚besten‘ *Vernehmen* zu stehen, nicht nur mit den Freunden (*peace of cake*), sondern auch mit den Nachbarn (*getting there*), sogar mit dem Ehegespons (*no comment*)! Ach, mit aller Welt eigentlich. Denn, und das ist wohl die Idee des weisen Meisters, und sie ist eine seiner grundlegenden, fundamentalen überhaupt: Nur wer in gutem *Vernehmen* mit der Welt steht, hat eine kleine Chance sie zu verstehen (noch so ein *ver-*); wer vielleicht sogar im besten *Vernehmen* mit der Welt steht, hat dazu auch noch Glück und findet Freunde, Zutrauen, Weltvertrauen, die alle nicht auf der Straße herumliegen für diejenigen, die in einem schiefen, krummen, zutiefst mangelhaftem *Vernehmen* mit der Welt stehe. Wer aber, Trommelwirbel: das *reine Vernehmen* beherrscht, der ist in die einzig wahre Vernehmung mit der Welt eingetreten, welche nämlich eine wechselwirkende ist. ‚Wechselwirkung‘ ist eines der

unterschätztesten Wörter Goethes (oder ganz überhaupt), man denkt, irgendwas wabert vage hin und her und wirkt mal hier und mal dort und verliert zwischendurch die Orientierung zwischen Ursache und Wirkung. Aber nein, so einfach geht es nicht, eine ordentliche Wechselwirkung ist nämlich komplementär. Das bedeutet, ganz im Ungefähren: A und B kreuzen sich, zwei biedere Gegensätze, von denen man schon zu ahnen meint, dass das eine zwar das logische Gegenteil des anderen sei, aber irgendwie auf eine vertrackte Weise auch seine Rückseite, seine dunkle Seite – aber ohne die dunkle Seite kann es keine helle geben, und wer sich allzu sehr auf die helle Seite schlägt und seine dunklen Seiten unterschlägt, wird sehr schnell merken, dass es zappenduster um ihn herum wird. Die Extreme berühren sich nämlich tatsächlich, was aber nur der weiß, der einmal energisch in die eine Richtung gegangen ist, bis ganz dahin, wo das Allzuhelle auf einmal ganz *verfinstert* wird, weil man die Augen vor ihm verschließen muss; oder bis dorthin, wo die Dunkelheit so tief wird, dass sie eine Sichtbarkeit entwickelt. Komplementär aber im engeren und fortgeschrittenen Sinne hieße: Im Hellen das Dunkle sehen können, im Dunklen das Helle. Mal als Welle, mal als Teilchen, egal. Das schafft nur der, der zu einem reinen *Vernehmen* vorgedrungen ist. Er ist *reines* Auge geworden, reines Ohr, reines Licht, reines Dunkel; er hat all das diffus-menschlich-persönliche, das sich immer so unangenehm in den Vordergrund schiebt und die ganze Zeit Ich-Ich-Ich! schreit, in den Keller geschickt, und jetzt ist er ganz Auge. Ganz Ohr. Ganz Sinn. Ganz Geist. Empfangend-umfassen nur mit der Sache, dem Anderen, sei es die Welt, sei es ein Mensch. Reines *Vernehmen* ist, so gesehen, geradezu das Gegenteil vom biederen guten Vernehmen mit dem Nachbarn aus strategischen Gründen; es kennt keine persönlichen Absichten, es hat das lästige Individuum abgelegt, das doch nur ein Träger ist, ein Substrat, ein Medium. Im *reinen Vernehmen*, so hätte es Rilke wahrscheinlich gesagt, hört man den Gesang des Universums, ganz ohne Hintergrundrauschen. Das Universum aber – und so hätte Goethe geantwortet: hört zurück.

Verschieben

Verschieben. Hat man hingegen schon ein unscheinbareres Wort gesehen? *Verschieben* scheint so dicht am *Vernehmen*; aber wer schiebt, der nimmt nicht Kontakt auf, nein: er zerstört etwas, und sei es nur ein Stuhl oder einen Tisch (ich bin gerade umgezogen, Umziehen besteht zum großen Teil aus *Verschieben*, und man findet sich nur mühsam ein ins immer gewaltsam Verschobene, das häufig dann auch noch Kratzspuren auf dem Parkett hinterlässt – nein, nicht schön). Denn das, was man wirklich *verschiebt*, wenn man zu schwere Holzteile mit kratzendem Geräusch über die Diele schiebt, ist auch: eine Ordnung, und sei es nur eine sehr temporäre, einen Zusammenhang, sei er nun räumlich oder zeitlich oder nur gefühlt oder gar gedacht. Das ist das wirklich Bemerkenswerte an diesem unscheinbarem Umzugswort: Es greift in die Zusammenhänge von Raum und Zeit ein. Ehrlich.

Verschoben, im Raum *verschoben*: Nun, Goethe, der einmal nach Weimar zog und dann sehr lange blieb und ein sehr großes Haus einrichtete, schob wahrscheinlich gar nicht allzu viel Kisten und Möbel selbst hin und her; wohl aber wälzte er gedankliche Ordnungen, sah Zusammenhänge und Bezüge zwischen allem Lebendigen, und wehe, wenn dort etwas *verschoben* wurde, was man doch gerade erst mühsam in seiner Organisation, dem notwendigen Verhältnis seiner Teile zu einem Ganzen angeordnet hatte und dabei ein wenig näher verstanden zu haben meinte. Dann kam wieder jemand und schob daran dilettantisch herum und verpfuschte es wieder. Bei Menschen konnte man am besten sehen, wohin das führte: *Verschobene* Köpfe, wohin man blickte, einen *verschobenen* Verstand diagnostiziert Mephisto (mit einigem Recht, unverschoben und unverschoben, wie er ist) bei Faust, eine ganz und gar *verschobene* Organisation attestierte der Menschenkenner Goethe dem Paradoxenmacher Rousseau, und wer sich gar dem Geist der Zeit

oder dem Zug seiner Leidenschaft überließ – *verschoben, verschoben, verhoben*, vorbei. Kein schöner Anblick mehr. Noch nicht einmal in der Geologie, und darüber hatte Goethe ja durchaus länger nachgedacht, nicht immer ganz systematisch, aber wenigstens mit einem Blick für organisch sich bildende Ordnungen. ‚Gangverschiebungen‘, das Wort hatte er eigens erfunden, für die Ausbildung von sog. Gängen, Kristalleinschlüssen in Gesteinen, adernartig; und wichtig war es ihm, dass sie sich nicht irgendwie mit brutaler Gewalt, destruktiv, zerstörerisch bildeten, sondern im Prozess der Solidescenz, dem Nach-und-nach-Erstarren von Flüssigem zu Festem.

Goethe war kein Disruptor, das wissen wir schon lange; wenn er die Revolution hätte *verschieben* können, hätte er sie *verschoben*, bis auf den Sankt-Nimmerleins-Tag; oder er hätte gewartet, wie sich zerstörerische Kräfte langsam fließend Gänge bilden und dabei erstarren. Aber wenigstens war er, wie wir alle, gelegentlich ein Prokrastinator. *Verschieben* nämlich sollte man gar nichts, am wenigsten den produktiven Augenblick, das *carpe diem* stand ihm ins Herz graviert; aber dann und wann – nun ja, es war ja viel zu tun, man hatte sich zu viel vorgenommen, einiges war ins Hintertreffen geraten, hatte vielleicht einen kleinen Gang gebildet, der sich nun solidifiziert hatte, ohne dass man es doch wollte. Heute haben wir das wunderbare Wort ‚Prokrastination‘ dafür, das jeder Mensch von Verstand und mit einem Herz für Wörter natürlich liebt; tut es doch so wunderbar-hörbar genau das, wovon es spricht, nämlich einen einfachen Tatbestand (keine Lust, keine Zeit, keinen Nerv) so unendlich kompliziert auszudrücken, dass es fast schon ersatzweise eine Leistung ist: Wer ‚Prokrastination‘ sagen kann, hat sich gedanklich so verausgabt, dass er logischerweise keine Kraft mehr für etwas anderes hat (*crastinum* steht übrigens ganz profan für ‚morgen‘, leider, aber irgendwie meint man die erstarrende Verkrustung direkt mitzuhören). Aber auch die Verschieberitis schafft Unordnung. Am Ende hilft nur Organisation, und das ist nicht, was die Ratgeberbücher euch verkaufen worden. Organisation ist: die gelungene Herstellung von organischen Zuständen, im sanften Zeitfluss des produktiven *flow*

und in ihrer eigenen zeitlichen und räumlichen Ordnung. Organisation ist deshalb auch immer: Schönheit. Proportion. Einklang. Entwicklung. Im Verschiebebahnhof hingegen werden ICEs sorgfältig so zusammengestellt, dass sie in 50 Prozent aller Fälle in der falschen Wagenreihenfolge einfahren, was immer auch auf der Anzeigetafel stehen mag.

αωαωαω

Verkomplizieren

Verkomplizieren. Ein Zwischengedanke, eingeschoben, und kein Goethe-Wort. Das erste *Ver*-wort, das ich als solches bewusst wahrnahm in der sozusagen naiven Frühzeit meiner Wörter-*Vernarrtheit*, war *ver-komplizieren*. Ich weiß nicht mehr, wer es gesagt hat, wahrscheinlich ein Radio- oder Pressesprecher, also Leute, die im Gegensatz zu anderen ihren Sprachsünden und Wortverstöße öffentlich begehen. Irgendjemand sagte also über irgendwas, das *verkompliziere* doch nur alles. Nun erschien mir das als ziemlich tautologisch; in meiner jugendlichen Strenge befand ich, ‚komplizieren‘ sei doch nun wahrlich kompliziert genug, da es ja schon das Komplizierterwerden impliziere. Das Präfix *com-* im Lateinischen steht für mit-, zusammen- und *pli-care* ist das Falten, das Zusammenlegen, und wenn man nun noch ein *ver* vor das *com* setzt hat meine eine – nun ja: eine potenzierte Komplikation, eine verstärkte Zusammenwicklung erzeugt? Uhrmacher würden sagen: eine *grande complication*, ein mechanisches Uhrwerk, das schon auf den ersten Blick so verwickelt, so vielfach ineinandergefaltet aussieht, dass man sofort weiß, warum es so viel Geld kostet, dass es sich nur die Reichsten der Reichen leisten können! Falsch wäre es jedoch, und hier müssen wir *Wikipedia*, so sehr wir es lieben, korrigieren: das nun als ‚komplex‘ zu bezeichnen, ist falsch, es ist nämlich nur *ver-kompliziert*. Ach, vielleicht funktioniert das komische Wort ja doch, mit dem Alter wird man bekanntlich milder (und strenger, aber das ist ein Fall komplexer Komplementarität), da es anzeigt, was es tut: nämlich die Dinge immer weiter

und weiter zu *ver-ver-ver-komplizieren*. Und damit kehren wir zurück in die Gegenwart und zu Goethe, nämlich:

αωαωαω

Verpesten

Verpesten. Aktueller könnte ein Wort nicht sein. In Zeiten von Corona wähnt man sich zurück ins Mittelalter zurückversetzt. Gefährliche Keime schweben heimtückisch durch die Lüfte, Miasmen, unsichtbar, übelriechend, heimlich mutierend, sich einschleichend und reproduzierend, kurz: Teufelszeug im wahrsten Sinne des Wortes. Heute aber kommt nicht mehr der Pestarzt mit der Schnabelmaske, sondern es werden Desinfektionsspender bestellt, massenhaft. Atemmasken, zu Schwarzmarktpreisen. Der Nächste darf nicht mehr die Nächste sein, sondern muss Abstand halten. Händewaschen, Händewaschen, HÄNDEWASCHEN! Man verreibt die Seife, bemüht um Gründlichkeit, und wittert Miasmen im Handtuch. *Verpesten*, Goethe ist aber auch hier natürlich der Meister der metaphorischen Begriffs-Metamorphose vom Besonderen ins Allgemeine: *verpesten* kann man auch den Geist. Köpfe sind genauso verpestungsanfällig wie Hände, und wenn ein schlimmer Virus sich mal breitgemacht hat – ein Meinungsvirus, zum Beispiel, die sind besonders tückisch –, dann hilft nur noch – Gehirnwäsche? Ach, wer weiß. Begriffsseife. Entlüftung und Durchräucherung, großräumig. Abstand halten künftig. Am schlimmsten aber, und das denke ich mir nicht aus, sind Goethe zufolge die Raucher. Goethe war, ich möchte es wetten, noch nicht einmal ein Party- oder Genussraucher. Er verfügte dazu über ein außerordentlich *verpestungsresistentes* Gehirn, das er gern und regelmäßig lüftete, und er war sehr ungern krank, das war irgendwie ein unordentlich verschobener Zustand. Kranksein nämlich, so das nächste ver-Wörtlein, führte zum:

αωαωαω

Verpassen

Verpassen – und Kranksein verpasste er gern. Beim Lesen einiger unscheinbarer Sätze, in denen Goethe ein wenig damit prahlt, was er alles *verpasst* hat – zum Beispiel: Influenza-Erkrankungen, ehrlich wahr, steht da, und ja, er prahlt! –, hat man das Gefühl, das doch mit wenig positiven Emotionen ausgestattete Verb bekomme auf einmal ein verschmitztes Grinsen huckepack aufgebunden, und es sagt: Wisst ihr, es gibt Dinge, da sollte man sich wirklich ein wenig Mühe geben, dass man sie ordentlich *verpasst*! Es ist eine alte Verwandtschaft, die sich da zu Wort meldet, das Passen nämlich, im Spiel zum Beispiel: Man passt, weil man eben in diesem Spiel nicht mitspielen möchte. Mit gutem Grund passt man (Skatspieler wissen das, aber das Passen wohnt gleich neben dem Mauern, das sind feine Unterschiede). Goethe passt halt bei der vorbeifliegenden Influenza, das ist nicht irgendwie passiv, sondern ein aktiver Entschluss: Er wirkt den vorbeifliegenden Miasmen aus einem der großen Fenster im Goethehaus zu und bleibt lieber daheim und hält Abstand. Goethe war, das wurde ihm damals schon vorgeworfen, groß im Abstand halten. Auch dafür gibt es gute Gründe, nicht nur in Infektionszeiten. Nicht der kleinste davon ist, dass man aus dem Abstand besser sieht als aus allzu großer Nähe. Sogar Offenbarungen, denn –

αωαωαω

Veroffenbaren

Veroffenbaren. Nein, ich glaube das war mehr oder weniger ein Schreibfehler. Oder ein Verwandter des *verkomplizierenden Verkomplizierens*. Oder ein ironischer Versuch, die ungelenke – aber gelegentlich in ihrer Bemühung um Präzision, wenn auch nicht immer um Eleganz – Amtssprache noch ungelenker zu machen? *Veroffenbaren*, wir nehmen also etwas, was offenbar wird, ein Geheimnis, eine Erscheinung, ein Wunder (hinter allen

Offenbarungen aber steckt der Ober-Offenbarer, Gott natürlich, was auch immer damit gemeint ist, den Artikel muss ich noch lesen), und *ver-offenbaren* es nochmal, in einer Art virtueller Steigerung (offenbar, offenbarer, am veroffenbarsten)? Gott aber *ver-offenbart* sich nicht, das hat er nicht nötig. Er hat sich noch nicht einmal:

αωαωαω

Veröffentlichen

Veröffentlicht. Interessanterweise scheint es das Wort vor Goethe nicht gegeben zu haben, auch wenn natürlich alle Welt publizierte, immer mehr publizierte, von ‚Romanenschwemme‘ sprach man gern zu Goethes Zeiten; seit der Erfindung des Buchdrucks hatte sich die Publiziererei verbreitet wie eine Seuche, hatte Gehirne angefallen und verseucht, und jedes junge seinwollende Genie hielt sich für einen Autor, sobald es die erste Druckfahne in den Händen hielt! Aber ist es nicht schön, dass ausgerechnet Goethe, vielleicht einer der größten Vielschreiber überhaupt (und noch Goethes Briefe haben Substanz! Noch seine Memos funkeln!), das Wort ‚*veröffentlichen*‘ fand. Er hätte nämlich ziemlich sicher darauf bestanden, dass er es *ge*-funden habe, *Er*-findung hielt der Erfinder des Original-Genies definitiv für völlig überschätzt. In späteren Jahren bezeichnete er sich gern und provokant als Gelegenheitsdichter; Gelegenheiten aber – findet man, man erfindet sie nicht. Und man muss ein gewisses Talent dafür haben, natürlich; ein gewisses Finderglück vielleicht auch, denn die Gelegenheiten liegen gar nicht auf der Straße, sondern oft genug auf den Ab- und Seitenwegen verborgen und versteckt (wo sind wir nun wieder hingeraten?). *Veröffentlichen* also, Goethe schreibt ein großes Wort gelassen aus, müsste man jetzt wohl diese oder jene Entscheidung seiner ‚Ew. Hochwohlgeboren‘. Das war zu einer Zeit, als politische Entscheidungen noch von ‚Geheimen Räten‘ getroffen wurden, Goethe war einer, es war aber nur ein *fancy word* für Minister, oder: besoldeter Politikberater. Dass

Politik jedoch etwas mit Öffentlichkeit zu tun haben sollte – nein, wirklich nicht, wozu denn um Himmelswillen? Öffentlichkeit waren Leute, die zu einem sehr großen Prozentsatz nicht lesen konnten. Nichts gegen die Leute, Handwerker zum Beispiel, Goethe schätzte ordentliche Handwerker sehr, Meister waren sie, Profis im Umgang mit einem Material, wie er auch. Aber deshalb gleich die Politik öffentlich machen? Da hatte man sich mühsam einen Prinzen erzogen und nannte ihn ordnungsgemäß und durchaus mit einem gewissen Ernst des Meinens ‚Ew. Hochwohlgeboren‘; und er hielt sich gar nicht schlecht in Weimar und auch in der Welt. Aber deshalb musste man ja nicht gleich alles *veröffentlichen*! Dass der Buchdruck eine bleihaltige und langsam zündende Erfindung des Teufels ist, im Grunde, weiß nicht nur Mephisto. (Schmierpapier hingegen – aber das ist eine andere Geschichte).

αωαωαω

Veröden

Veröden. Der Mensch hingegen, im Allgemeinen gesprochen, ist ein Verödungsrisiko. Es gibt eine ‚Öde‘ in der Natur, sie ist das wunderbare anhörliche (ha! mein Wort!) Ur- und Wurzelwort von *ver-öden*, bevor es sich weiterbewegte und menschlich wurde: Öde und leer sind einige Landschaften, die Taiga und die Tundra, die Wüste und das weite Meer, aber doch eher: unter menschlich-ästhetischen Aspekten betrachtet. Der Wüstenfloh hat dazu eine andere Meinung, der Wüstenfuchs auch, und der Skorpion hat sich noch nie beschwert, von all den Milliarden, Trilliarden, Hekatomben völlig individueller Sandkörner ganz abgesehen. Aber ganz bestimmt *ver-öden* tut etwas: wenn der Mensch ins Spiel kommt. Wieder fragt man sich, woher Goethe das nun wieder gewusst hat, er hat ja noch nie einen industriellen Braunkohleabbau oder eine Monokultur voll Genmais gesehen! Aber er hat gesehen, dass vieles, was als Kultur daherkommt, nun ja: dazu neigt, natürliche Vielfalt zu *veröden*. Oder der Krieg, der größte *Veröder* von allen (nicht aber die

Evolution, so kämpferisch sie daherkommen kann). Und so wie das Wort um sich greift, sich vergrößert und verbildlicht, greift die Ödnis um sich: Köpfe können *veröden*, natürlich, wahrscheinlich zu viel Veröffentlichtes wahllos gelesen; alles kann *veröden*, wenn man ihm das Leben entzieht, im Geiste oder im Wald, so groß ist der Unterschied nun auch wieder nicht. Kultur kann auch als *Verödungsgeschichte* geschrieben werden; außer natürlich, sie erhält sich jung durch:

αωαωαω

Verpflanzen

Verpflanzen. Prinzipiell kann man davon ausgehen, dass Goethe wusste, was *verpflanzen* eigentlich ist, also wörtlich, im Sinne von: eine Pflanze versetzen, nicht verschieben (verschieben tut man nur totes Zeug und Arbeit) und sich dabei die Hände schmutzig machen. Na gut, ob er sich selbst die Hände schmutzig gemacht hat, dafür würde ich jetzt meine im Moment viel zu häufig gewaschene Hand nicht in ein Feuer legen, und die Urpflanze ist natürlich doch eher eine Idee als eine Erfahrung, noch nicht einmal in Schillers Kopf konnte man sie ordentlich *verpflanzen*. Aber *Verpflanzen* ist ein viel zu schönes Wort, als dass man es nur wörtlich verwenden würde. Was kann man nicht alles *verpflanzen*! Ideen, zum Beispiel; aber riskant, weil es sich oft herausstellt, dass sie doch ganze bestimmte Umgebungsbedingungen brauchen, geistige Milieus, in denen sie gedeihen, und man kann nicht einfach einen klassischen Gedanken („Das Gute ist das Schöne ist das Wahre“) in einen Romantikerkopf versetzen, dort wird er nämlich solange durch die Mangel gedreht, potenziert und reflektiert und noch einmal potenziert, dass er sich am Ende nicht mal mehr im Spiegel erkennen würde (ich habe keinen Romantikerkopf. Ich weiß nicht, wie er am Ende durchgemangelt herauskäme, aber sicher kämen die Wörter „absolut“, „Poesie“, „Sehnsucht“, „Nacht“, „Reflexion“ und „Ich“ darin vor, in beliebiger Reihenfolge, vielleicht also: Das potenzierte Schöne ist das absolut Unendliche

ist das Ewige Ich gespiegelt im Nicht-Ich?). So verkümmern die besten Ideen, wenn man sie nicht ordentlich düngt und gießt, sondern überdüngt und verdursten lässt, und dann galoppiert der Weltgeist einmal drüber weg mit groben Hufen und lacht sich tot. Na gut, genug Rhetorik (kommt später, ebenso wie Romantik), zurück zum Thema. Also, *verpflanzen*: Leute zum Beispiel, Goethe wusste auch, dass Menschen andauernd *verpflanzt* werden, von der Geburt an ist der Mensch das *verpflanzte* Tier, aus dem Mutterleib hinein in die Wiege, verschnürt und verpackt, hinaus in die Welt, gebildet und verbildet, zurück ins Grab, endgültige *Verpflanzung* und Rückkehr in den organischen Kreislauf der Dinge. Nein, das war der Schnelldurchlaufbahn, was Goethe eigentlich meinte, war: *Verpflanzungsfähigkeit* ist sogar eine der besten menschlichen Eigenschaften, sie erfordert Mut und *Verpflanzungsbereitschaft* und die Fähigkeit, sich in einen neuen Boden fruchtbringend zu versinken, und das meint übrigens: in jeden neuen Boden, auch den kargen, verarmten, verödeten! Goethe nämlich war kein Rosinenpicker, sondern ein Verwandlungsgenie, man konnte ihn ins Juristenmilieu in Wetzlar ebenso einsetzen wie ins Verwaltungsmilieu Weimars oder das Künstlermilieu Roms (na gut, das war schon der fruchtbarste Boden, und Dinge sind ganz freiwillig gesprossen dort, von denen Goethe selbst vorher keine Ahnung hatte, man lese nur die *Venezianischen Epigramme*, vor allem die unterdrückten Passagen), und wenn er aufs Dorf nach Sesenheim kam, spielte er mit den Kindern, und wenn er mit der Armee seines Herzogs in den Krieg zog, hielt er den Soldaten aus dem Stegreif Motivationsreden. Man gedeiht nämlich nicht einfach dumm und automatisch, wenn der Boden gut ist und die Sonne viel scheint und jede dämliche Traube sich zum Wein verkeltern (habe ich das Wort gerade erfunden? Ich werde es überprüfen.) lässt. Nein, es ist (mindestens zur Hälfte) auch umgekehrt: Man macht sich einen guten Boden selbst, egal, wohin einen das Schicksal verschlagen hat. Das ist Kultur!

αωαωαω

Vernehmen, 3

Vernehmen, die dritte. Aber auch bei den unscheinbarsten Wörtern kann man noch Entdeckungen machen, und *vernehmen* – nun ja, nicht direkt der etymologische Brüller. Wieso eigentlich *ver-*, fragt man sich, da bewegt sich doch eigentlich gar nichts, nichts wird aufgebraucht, kein Ziel und kein Weg, warum um Himmelswillen *ver-*nehmen? Wahrscheinlich, letzte Möglichkeit: wird etwas verstärkt. Ein Nehmen wird verstärkt? Nun, ein Hören vielleicht – aber *ver-hören* ist etwas anderes, ebenso wie *ver-sehen* (ganz komplexes Wort!); oder doch ein Nehmen im Sinne von: Annehmen, Aufnehmen, Wahrnehmen, Fürwahrnehmen gar? Irgendwie in dieser Richtung muss er liegen, der Ursprung, der aber danach sich ziemlich rasch verzweigt. *Vernehmen* kann man nämlich, 1.800 Belege zeigen es, alles Mögliche: Geräusche natürlich in erster Linie, Glocken läuten, Hunde bellen, Handwerker machen Lärm, durchaus. Heute zum Beispiel ist, trotz Corona, Wochenende und Sonnenschein auf dem Land, und ich *vernehme* – naja, das was man auf einem schwäbischen Dorf so *vernimmt* man an einem vorfrühlingshaften Samstag: Rasenmäher, Kantenschneider, Laubbläser und – die ultimative Lautkatastrophe: Kärcher! Die Vögel zwitschern, man könnte sie daran erkennen, wenn man ein wenig gebildet wäre in Dingen der Natur, aber Menschen mähen lieber Rasen und kärchern Terrassensteine, das Jammern der Ameisen hört man zum Glück nicht, und auch die Löwenzahnblüten geben nicht hörbar Laut, wenn man ihre sonnigen gelben Köpfe abschneidet. Und Goethe interessiert sich, auch wenn er einige hübsche Beispiele für gewerblich erzeugten Lärm hat, dann doch mehr für den Menschen.

Der Mensch nämlich ist ein Wesen, das sehr spezifische Geräusche erzeugt. Er hat eine Stimme, das ist das alltäglichste Geräusch der Welt, wie es scheint; meistens hört man mehr Stimmen, als man hören möchte (im Großraumwagen des ICE beispielsweise) und man sehnt sich nach ein wenig Stille. Aber sehr schnell sehnt man sich dann zurück – nach einer menschlichen Stimme. Denn *vernimmt* man eine Stimme, egal welche,

vernimmt man: nicht nur menschliches Leben, das sich äußert. Persönlichkeit. Individualität. Gestimmtheit. Das Baby *vernimmt* die Stimme der Mutter schon im Mutterleib, es wird ge-
eicht auf diese ganz speziellen Töne, es *ver-nimmt* Seelennah-
rung. Stimmen können nicht nur nerven, sie können trösten, be-
ruhigen, aufmuntern, verführen. Es ist ganz egal, was sie sagen,
Inhalte werden überschätzt: Eine *Stimme* *vernehmen*, darauf
kommt es in bestimmten Situationen an. *Vernimmst* du mich?
fragt Iphigenie Orest, und sie meint nicht, ob er ein Hörproblem
hat oder dass die Ägäis heute wieder so sturmumtost ist am
Strand auf Tauros, dass man sein eigenes Wort nicht verstehen
kann. Nein, sie meint natürlich: Verstehst du mich, mich, als
Person, als Einheit und Ganzheit? Oder; Man *vernimmt ein Wort*.
Egal, welches. Man hört ein menschliches Wort, man versichert
sich gegenseitig: Es gibt Sprache, wir können uns verständigen
(wie missverständnisbehaftet auch immer). Deshalb ist die
Sprache auch unsere Mutter, und eine Fremdsprache – die
Sprache von fremden Menschen. Natürlich kann man Fremd-
sprachen lernen, aber man wird sie immer – anders *vernehmen*.
Nicht mütterlich. Angeheiratet, vielleicht, adoptiert, es kann so-
gar Liebe sein (und wie jede Liebe beruht sie zu einem größeren
Teil auf Miss-verstehen). Aber es wird nicht die Muttersprache,
vertraute Laute ein Leben lang (jetzt heult der Kärcher wieder.
Vielleicht weinen die Ameisen ja doch mit, auf einer anderen
Frequenz des hörenden Vernehmens?)

αωαωαω

Re-

Re-Wörter. Es gibt auch Wort-Strecken, die sind ungefähr so ab-
wechslungsreich wie ein heulender schwäbische Kärcher. *Re-*
Worte zum Beispiel. Erst nachdem ich gefühlt hundert Seiten
Re-Komposita Korrektur gelesen hatte, wusste ich, wie interes-
sant und vielfältig doch so ein solides *ver*-Wort ist. *Re*, das ist
Lateinisch, und es meint: wieder, entgegen, zurück, wider.
Aber sein Widerspruchsgeist hält sich im Paarungsvorgang in

engen Grenzen. Ein wenig Spaß macht die „*remarkable Dummheit eines Glasers*“, die Goethe beklagt, und natürlich ist Dummheit immer *remarkabel*, einfach dadurch, dass es sie gibt, aber sie wird noch gleich dummer, wenn man sie mit einem so klugen und ironischen Wort wie „*remarkabel*“ kombiniert! Aber dann, erbarmungslos, Schlag auf Schlag, kommen phantasielos eingedeutschte und bürokratisch verkleidete Kandidaten: *remboursieren, remedieren, die Remise*; oft kommen sie auch nicht allein, sondern mit einem ganzen Schwarm von Bekannten und Verwandten, *Remise, Remission, Remittieren, Remittierung; Remonstration, remonstrieren, remonte*; und noch nicht einmal die *Renitenz* samt den *Renitenten* und dem *renitieren* zündet Wortfunken. *Reminiszenz*, man atmet kurz auf, das Wort klingt nach etwas, es klingt an, es ver-klingt gar nicht so leicht, denn es ist: nicht ein verkompliziertes Synonym für Erinnerung, sondern eher eine Erinnerung daran, dass Erinnerung eben – in gewissem Maße unverfügbar sind; oft ist man darauf angewiesen, dass sachte, sachte etwas anklingt, und man muss ganz genau vernehmen können, um dann, über die *Reminiszenz*, die Erinnerung beim Schopf zu packen und aus dem trüben Sumpfe zu ziehen, der unser Gedächtnis ist (oder immer mehr wird im Laufe des Lebens). *Reminiszenz*, ist das nicht in gewissem Sinne sowieso alles: dunkle Erinnerung, Anklang an früher Gelebtes, und niemals ist der erste Kuss wieder der erste Kuss (der sowieso nicht derart erinnerungswürdig war) und der erste Frühling der erste Frühling? Altern ist fortschreitendes *Reminiszieren*. Weshalb, so Goethe, selbst das Genie, von dem er schon lange nicht mehr glaubt, dass es jemals Original war, nur mit *Reminiszenzen* arbeitet und nichts, aber auch rein gar nichts erfindet. Es hat nur ein schlechtes Gedächtnis und macht mehr daraus.

Wir aber kehren zurück, nein, wir *remigrieren*, zur großen Re-Familie und bemachen Bekanntschaft mit der Familie des *Rentamtmanns*: *Rentamtmann, Rentamtmannswitwe* (man sieht den Grabstein direkt vor dem inneren Auge), *Rentamtsadjunktus, Rentamtsadministrator, Rentamtskasse, Rentamtsverwalter*, endlich: die *Rente*! Aber es geht noch weiter: die *Rentkammer*, der

Rentkommissar, der Rentmeister, der Rentsekretär (wo bleibt die *Rentsekretärswitwe*?) der *Rentsteuersekretär*, aber darauf verzichten wir jetzt, nein, wir *renunzieren* uns (um die Ecke wartet aber schon die *Reparation* mit ihren tausend Verwandten ...) und haben ein kurzes *Rendezvous* mit einem *Renegaten*. Die findet Goethe nämlich interessant; sittliche Flecken hätte immer einen Reiz für die Imagination. Leider gibt es kaum noch echte *Renegaten* heute, nur noch Fanatiker des moralischen Gefühls und lebenslang monogame Überzeugungstäter, die jeden auch nur virtuellen sittlichen Flecken mit dem Fleckenspray superhochdruckgereinigter (ge-kärcherter?) Sprachpolizei schon vor seinem Entstehen vertilgen wollen. Niemals jedoch wird man dadurch einen eigenen Gedanken produzieren, geschweige denn:

αωαωαω

Reproduzieren

Reproduzieren; dafür lassen wir den auch nicht ganz uninteressanten *Repräsen-tanten* samt seinen -onkeln links liegen. 36 Belege immerhin, gegenüber 360 für ‚Produktion‘, und kein einziges von ihnen bezieht sich auf einen Fotokopierer. Heutzutage *reproduzieren* wir nämlich vor allem technisch, und das heißt: möglichst identisch, abweichungsfrei, eben ein typisches *Re-Wort*, wieder, wieder, wieder das gleiche. Das hat die *Reproduktion* nicht verdient, die bei Goethe eine durchaus schöpferische Potenz ist: Denn auch das *Reproduktionsgeschäft*, für das man hinreichend *Reproduktionskraft* braucht (ja, genau) schafft ja keine Kopien, sondern eine Variante; nicht mal die Evolution ist so dumm, sich bei der Entwicklung des Lebens auf identische Kopien zu verlassen, im Gegenteil sogar. Nein, die Natur, Goethes große Lehrmeisterin (die wir nur deshalb fürchten heutzutage, weil wir umgeben sind von schlechten Lehrmeistern, die uns eingepaukt haben, Autorität sei schlecht, und weil wir zutiefst autoritätsgläubig sind, haben wir es ihnen geglaubt; Renegatentum wurde auch nicht honoriert) – die Natur

also produziert und *reproduziert*, beides in einem (wir nennen das Komplementarität und erklären es später noch einmal, unter *kom*-Wörtern, wie Kommunikation, Kommunion oder komplex). Und der Künstler ist nicht mehr und nicht weniger als ein besonders geschulter, variantenreicher, komplexitätserhaltender *Reproduktions-Apparat*: „*Alles Schreibens Anfang und Ende ist die Reproduktion der Welt um mich, durch die innere Welt die alles packt, verbindet neu schafft und in eigener Form, Manier, wieder hinstellt*“. Das kann kein 3-D-Drucker. Na gut, es können auch nicht alle Künstler, immerhin muss man dafür mit offenen Augen durch die Welt gehen und nicht nur nach innen auf seinen Bauchnabel glotzen. Bei manchen Künstlern wäre man ja schon froh, wenn man erkennt, was sie nicht *reproduziert* haben. Wenn nicht – muss man sich friedvoll resignieren, und das ist schon das nächste Stichwort:

αωαωαω

Resignation

Resignation, wörtlich genommen: die Entsiegelung. Ein Goethesches Lieblingswort, enger Verwandter solch unzeitgemäßer Begriffe wie Entsagung, Ergebenheit, Verzicht, Selbstüberwindung, Gleichmut, Gelassenheit, Genügsamkeit, Selbstbe-scheidung, es schüttelt den modernen Menschen geradezu, wenn man das liest, sind wir denn Schafe und nicht schon von Geburt her die Krone der Schöpfung mit einem einklagbaren Vollkaskoanspruch auf Freiheit und Lebensglück (ja, beides. Ja, schwierig)? Und was hat das mit Siegeln zu tun hat? Nun, irgendwie, auf eine verquere Art, schon. Denn sind wir nicht vollständig *versiegelt* in unserem täglichen Leben? Besiegeln wir nicht tagtäglich all die Überzeugungen, Wünsche, Ziele, die uns so früh schon eingeprägt wurden (im Siegelack der Persönlichkeit, sozusagen), die uns ein Leben lang begleiten und uns so viele Enttäuschungen bereiten? (gelegentlich meint Goethe mit *Resignation* auch: Mutlosigkeit, Niedergeschlagenheit, Enttäuschung; aber eine ordentliche und richtige *Resignation* kommt

mit Heiterkeit daher!). Jeder Mensch ist einzigartig. Jeder Mensch hat ein Anrecht auf Glück. Jeder Mensch muss geliebt werden, wenigstens von einem/einer, vorzugsweise von dem/der Einzigsten und Richtigen. Jeder Mensch kann seine Berufung finden, seine Talente bestmöglich entwickeln, seine Ziele erreichen. Jeder Mensch kann gerettet werden (ja, immer noch Corona), der Tod ist ein Irrtum von Zeiten, die sich nicht mit medizinischer Technik auskannten. Ach was, Pustekuchen! Im Laufe eines langen Lebens kann man nur lernen, eines dieser Siegel nach dem anderen zu lösen und sich in das zu *resignieren*, was einem sowieso blüht: Die Einzigartigkeit des Individuums hält sich ebenso in Grenzen wie seine natürlichen Talente. Es gibt weder einen einklagbaren Anspruch auf Gesundheit noch auf Glück noch auf richtige Partnerwahl oder gelungene *Trophy Kids*. Es gibt nur: *Resignation* in das, was sowieso ist; Ent-sagung von dem, was man sich selbst oder was andere einem eingeredet haben; Genügsamkeit mit dem und Dankbarkeit für das, was man trotzdem noch bekommt oder hinbekommt. *Sich resignieren*, reflexiv: Das ist ein aktiver Akt (ja, das ist eine Tautologie), ein Entschluss, eine Anerkennung, ganz für sich allein. Niemand kann einen anderen *resignieren*. Und am schlimmsten, am schwierigsten ist das – für Goethe jedenfalls – nicht etwa in der Liebe, ach was; er war ein Weltmeister in entsagender Liebe, wie er mit seiner jahrelangen platonischen Leidenschaft für Charlotte von Stein bewies, die er selbst, wörtlich, als „*anhaltende Resignation*“ beschrieb. Anhaltend! Das ist eine Leistung, und kein Versagen. Nein, natürlich ist es für ihn am schwierigsten in den Wissenschaften, seiner eigentlichen Liebe, der unendlichen Bemühung um das kategorisch Nicht-Wissbare der Natur, oder ersatzweise wenigstens der Jagd nach den Urphänomenen als letztem, heikelstem, höchstem Punkte der menschlichen Erkenntnismission. Am Ende gilt jedoch: Alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens sei eine „*träumende Resignation*“; aber der *Schlaf der Resignation* gebiert keine Hypothesen-Monster, sondern einen schwer beschreibbaren, traumwandlerischen Zustand, in dem man sich auf das zurückzieht, was man als Mensch verantworten kann zu

wissen (wenig, erschütternd wenig), aber getragen wird von der träumerischen Ahnung, dass es darüber hinaus, jenseits davon, rund um einen herum – mehr zu wissen gibt, als ein einzelner Mensch, ja vielleicht: die Menschheit als ganze je zu wissen verantworten könnte. *It's a project*. Aber, so Goethe dann doch energisch aus der träumerischen *Resignation* erwachend, es sei schon ein Unterschied, ob man sich *an den Grenzen der Menschheit resigniere* (beim immerhin gefundenen Urphänomen) oder „*innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornierten Individuums*“! „Meines“, genau, das ist der Punkt. Jedes Individuum ist borniert, bevor es gelernt hat, sich zu *resignieren*, mehr noch: sich „*entschieden zu resignieren*“. Denn die Borniertheit schläft in uns allen, und sie erzeugt ganz gewiss Monster, nicht nur in den Wissenschaften. Gibt es denn keine –

αωαωαω

Rettung

Rettung? Tatsächlich wird ziemlich viel *gerettet* bei Goethe, *gerettet vor*, *gerettet von*, *gerettet in*, *gerettet für*, auch gern absolut: *gerettet!* Meistens allerdings im literarischen Werk, was bei genauerem Überlegen auch nicht besonders verwunderlich ist; natürlich erfordern dramatische Zuspitzungen *Rettungen*, ebenso wie erzählerische Verwicklungen, ständig muss eine *damsel in distress gerettet* werden, oder die unsterbliche Seele von Gretchen, später dann die von Faust, und Iphigenie ist sowieso das klassische Opfer – beides im Wortsinn, *literally*, ‚klassisch‘ und ‚Opfer‘. Zum Glück haben wir Hölderlin noch im Ohr (ja, Corona): „*Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch*“. Man zweifelt, ob er selbst das glaubte, *unrettbar* wie er war, von Grund auf *unrettbar*. Aber schön wär's. Denn der Übel sind viele, allzu viel, und tatsächlich nicht nur im Drama, sondern auch im alltäglichen Leben. Als da wären: physische Übel – zu wenig Unterhaltung, zu viel Unterhaltung, zu gutes Essen, zu schlechtes Essen; einmal, so beklagt Goethe gegenüber Christiane, habe er keine *Rettung* gesehen in Jena, als sich fünf Tage

lang von Cervelatwurst, Brot und Wein zu ernähren! Na gut, es gibt auch ernsthafte physische Übel, jeder weiß das, es sind die apokalyptischen Reiter, und die verschwinden, wie wir gerade lernen, immer nur ganz kurz hinter den Kulissen, um dann umso schreckenerregender wieder hervorzubrechen. Psychische Übel, ja, auch das: Familienmitglieder, Nachbarn, Kollegen, ach: Menschen überhaupt, ganz zu schweigen von der Langeweile und dem Überdruß (oder *Verdruß*? Kommt später). Na gut, auch dafür gibt es inzwischen apokalyptische Reiter, sie tragen alle englische Namen und haben irgendetwas mit dem großen weiten Internet zu tun, das uns, Goethe wäre der erste, der das anerkennt, mindestens im gleichen Maße verbindet wie trennt, verführt und versöhnt, *rettet* und ins Unglück stürzt. Am gefährlichsten sind jedoch des Meeres (und, gelegentlich, der Liebe) Wellen: Die Lebensstürme toben, wir werden vom Schicksal hin- und hergeworfen (vor allem, wenn wir uns noch nicht ordentlich resigniert haben), an den Ufern drohen Monster und Grenzbeamte, und unser Schiffelein ist doch nur ein virtuelles! Jetzt, gerade jetzt bräuchten wir den *Retter*, den *deus ex machina* (nein, nicht die KI, oder vielleicht doch?), es darf auch gern eine *Retterin* sein (Jeanne d'Arc gönnt Goethe, immerhin, die weibliche Form), oder ein Genius, ein Schutzengel, jemand, der auf uns aufpasst halt! Statt der tatkräftigen *Rettung* von oben bekommen wir jedoch nur die Sparversion von nebenan: die Phrase, die Unverbindlichkeit, das leere Geplapper, die Presseerklärung mit ihren penetranten moralischen Imperativen. *Rettung*, wo bleibt die wahre *Rettung*?

Aber halt: Immerhin gibt es, schon bei Goethe, *Rettungsapparate*, *Rettungslampen* für den verunglückten Bergmann, *Rettungstüren* zur Flucht bei dräuender Gefahr – aber mitten in der schönsten *Rettungsanstalt* stellt man fest, dass der Gedanke des Wiederaufbaus eigentlich viel attraktiver ist als der der mühsamen *Rettung*, die Stadt wird ein Raub der Flammen, aber die Stadtplaner haben die Bleistifte (ja, Bild) schon gezückt, die Politiker schreiben schon volltönende Ankündigungen (keiner wird zu Schaden kommen! für alle gibt es Geld vom Staat!), und die Zeitungen berichten auch lieber vom Wiederaufbau. Goethe

konnte sich vor vielem *retten*, der Langeweile ganz sicherlich, dem schlechten Essen in Jena zumindest temporär, und wenn die Franzosen vor der Tür standen, *rettete* ihn halt seine persönliche *Retterin*, Jeanne-Christiane Vulpius d'Arc.

Aber er resignierte (in diesem Fall vielleicht: nicht ganz so freudig): vor dem allgewaltigen Zeitgeist. Vor ihm gibt es keine *Rettung*, keinen *deus ex machina*, keine *Rettungsanstalt*, keine *Rettungstür*, nix. Der Zeitgeist weht, wie er will, basta; und er zauste sogar Goethe, der sich zunehmend *out of sync* mit seinen Zeitgenossen fand und darunter litt. Die Lebensstürme hingegen konnte er in Kauf nehmen; sie toben zeitweise gewaltig, aber das Leben ist auch nur eine „*schöne freundliche Gewohnheit*“ (wörtliches Zitat), die nicht auf Dauer bei uns wohnt. Wer das vergisst, ist *rettungslos*.

αωαωαω

Reue

Reue. Aber wenigstens im Glauben gibt es das, die ultimative *Rettung*! Denn wer nur *bereut*, ehrlich, tief, von Herzen *bereut*, dem ist die göttliche Gnade sicher. Vielleicht erklärt das auch, warum bei Goethe das Wort *Reue* samt seiner Anverwandten (die viel lustiger sind als der Stammvater, kommt später) beinahe nur im literarischen Werk vorkommt. Natürlich, wenn man ein großer Dramenheld ist, jeden Tag die Welt mehrmals *rettet* oder sich auch nur als Erlöser fühlt, dann ergibt sich ganz sicher die eine oder andere Situation, in der man dann doch der *Reue* anheimfällt (nein, Faust nicht. Wird trotzdem erlöst, ganz *reuefrei*, „*wer immer strebend sich bemüht*“, anderes Thema, anderes Wort). Ursprünglich übrigens war *Reue* auch nur ein anderer Ausdruck für Gram oder Kummer; das hätte man sich halt überlegen müssen bei der Vollsäkularisierung des Abendlandes, dass man sich mit dem freien Willen und anderen Kuriositäten auch die Verantwortung für sein Handeln einhandelt (ja, Absicht) und nicht einfach mehr eine Runde *bereuen* gehen kann, kaum 17 *Ave Marias* später ist man wieder *reue-*, schuld-

und sorgenfrei! Goethe wies in einem sarkastischen Moment sogar darauf hin, dass man sich besser einen ordentlichen Sündenvorrat anlegen sollte, von dem man im Kloster in Zeiten mangelnder Sündhaftigkeit zehren könne. Aber zum Glück hat die moderne Lebenshilfe (der eigentliche Religionsersatz unserer Zeit, falls man für politische Ideologien oder moralistische Schulterklopfereien aus dunklen Gründen resistent ist) es zur Maxime des modernen Menschen gemacht, nichts zu *bereuen*. „Ich bereue nichts!“ ist vorzutragen (deklamieren, nicht rezitieren, Unterschied: das eine ist mit Pathos, das andere nur mit Exaktheit) mit ausgestreckter Brust, erhobenem Kopf und vor allem: Entschiedenheit! Ach, wenn man nur ein wenig mehr zu *bereuen* hätte. Komischerweise sind wir ja genauso davon überzeugt, dass Irren menschlich sei und man zu seinen Fehlern zu stehen hätte, weil man nur aus ihnen lernen können; aber *be-reuen*, nee, das geht jetzt echt zu weit, oder? Echte *Reue* jedoch, so Goethe, fällt einen an, nein: sie sticht einem direkt ins Herz, es gibt nämlich den *Reuestich*; aber wer weiß, vielleicht haben die Leute heute ja einfach gar kein Herz mehr, sondern eine Art eingebauten Gefühlssimulator, der sich von Phrasen und vorgelebten Gefühlen anderer Leute (gern: Promis, Filmstars, *Influencern*) füttern lässt und ganz sicher hieb- und stichfest ist; „ha, jetzt wollte mich schon wieder die *Reue* stechen, der habe ich es aber gezeigt“! Hingegen gab es in der bildenden Kunst, damals, als man noch Dinge gemalt hat, die man erkennen konnte, häufig auch mit Öl auf großen Tafeln; damals also, als die wirklich großen Maler malten, die sich nicht nur mit der Kunst auskannten, sondern auch mit dem Leben, damals gab es den *Reuezug*, Fachterminus für ital. *pentimento*: ein Pinselstrich, der einen anderen, irgendwie falsch gesetzten Zug übermalte. Wenig wussten die großen Maler damals jedoch von der Grundausstattung moderner Labore, die mit Röntgenaugen auch noch das letzte Meisterwerk durchleuchten und sie finden, die von unten durchschimmernden, zwar übermalten, aber nie getilgten, nie tilgbaren ursprünglichen Züge. Und ist das nicht eine schöne, geradezu durchschimmernde Analogie? Im Leben macht man *Reuezug* um *Reuezug*, aber nie kann man

es verhindern, dass der alte Adam, die alte Eva noch durchschimmern. Und eigentlich ist es ziemlich schön so, und sogar gut und richtig. Nicht nur ein Kunstwerk, ein Leben könnte dadurch Tiefe bekommen. Wir aber retuschieren lieber (auch ein eher hässliches re-Wort), wir restaurieren die Haut und resignieren uns nicht mit dem Alter und übertünchen unsere *Reuzüge* so lange, bis man gar nichts mehr sieht.

Apropos Kauf: Goethe kannte auch den *Reukauf*. Es war aber nur eine mit einer Entschädigungszahlung verbundene Rückabwicklung eines Kaufvertrags. Heute übernehmen wir allenfalls die Versandkosten, wenn uns ein Kauf *reut*. Aber eigentlich *reut* sowieso kein Kauf, weil: Wir *bereuen* nichts, aus Prinzip schon, und wenn die Schuhe nun mal wieder nicht zum Selbstbild oder der Fußgröße passen, weil man doch nicht die Prinzessin ist, für die man sich hält – hat man doch die Kauffreude gehabt! Einen ganz kleinen Stich gibt allenfalls die Kreditkartenrechnung.

αωαωαω

Rezeptiv

Rezeptiv. Zwei Belege, einer irgendwas naturwissenschaftliches, der anderen zur Charakterisierung einer physiognomischen Zeichnung (eine wunderbar unexakte Wissenschaft des 18. Jahrhunderts). Zwei? Die Redakteurin war verwirrt (ja, schönes ver-Wort!). Hatte sie nicht in ihrem langen Wissenschaftlerinnenleben so einiges von Goethe gelesen und so vieles über Goethe geschrieben und bildete sich deshalb ein zu wissen, dass eines der ganz, ganz großen Goethe-Wörter, eines seiner Lebens- und Sterbenswörter, sei: *Produktivität*? Sich produktiv zu verhalten zu allem, was einem umgab, das war Goethes Definition von Leben schlechthin (alles andere ist vegetieren, höchstens; ach was, auch Pflanzen sind produktiver als der durchschnittliche menschliche Faulpelz). Wie oft hatte ihm die Produktivität nicht das Leben gerettet? Da war die Geschichte mit dieser jungen Frau, in die er sich mit der Kraft seines

gewaltig jugendlich pochenden Herzens verguckt hat und die nun leider, leider wie geplant einen anderen heiratete; und wenn er sich dazu nicht produktiv verhalten und seinen Werther hätte sterben lassen, wäre es ihm selbst an den Kragen gegangen, das wusste er nur allzu gut. Und noch die späteste Liebe seines Lebens inspirierte den über 80jährigen zu einem seiner schönsten Liebesgedichte, der *Marienbader Elegie*, und danach konnte er sich wieder ein wenig besser resignieren. Über alle Maßen aber produktiv ist die Natur, seine – sagten wir es schon? – eigentliche Liebe, nein, sein eigentlicher Gott; ein nie erreichbares Muster an Gestaltung und Umgestaltung, mit dem Zaubertrick der Metamorphose ausgestattet, dem ewigen Formenwandel, dem sich auch der Mensch zu unterwerfen hatte, wollte er denn, irgendwie, mit schwachen menschlichen Kräften, an der großen Umverwandlungsmagie teilnehmen.

Aber die Voraussetzung aller Produktivität, alles Machens und Hervorbringens, war natürlich, und damit kommen wir endlich zurück zum mager vertretenen *rezeptiv*, dass man vorher etwas aufgenommen hatte, sich angeeignet, das den Stoff zur Verwandlung hergab; wer nicht sehend und fühlend durch die Welt lief, würde ja offensichtlich immer nur reproduzieren, nämlich: entweder Vorbilder oder sich selbst. Produktion braucht Rezeption, das lehrt die Polarität aller Dinge, wer ausatmet, muss vorher eingeatmet haben, wer Licht sieht, sieht auch Schatten, was leben will, muss sterben. Zweimal *rezeptiv*? Eher schwache Polarität, offensichtlich; machen ist halt doch cooler als auf- oder annehmen.

Na gut, etwas später hatte die Redaktorin dann ihre Erleuchtung: Natürlich preist Goethe die Rezeptivität (beinahe) genauso wie die Produktivität; er nennt sie nur anders, nämlich Empfänglichkeit. Was auch wieder interessant ist, denn für Produktivität gibt es kein ganz passendes deutsches Wort (Schöpfungskraft, müsste man sagen, und schon schaut Gott streng um die Ecke, das will man ja vielleicht auch nicht jedesmal, wenn man irgendwas dilettantisch daherproduziert hat); Empfänglichkeit hingegen ist ein so schönes deutsches Wort, dass

man das langweilige lateinische Re-Wort gar nicht braucht! (und außerdem schaut dabei nur die Jungfrau Maria milde segnend von oben herab). Dass man heutzutage bei Empfänglichkeit eher an Ansteckungspotentiale denkt – schade, wieder ein schönes altes Wort ruiniert. Müssen wir halt ein neues produzieren.

αωαωαω

Revolution

Wie: *Revolution*. Ein Wort, mit dem die Geschichte etwas ruinös umgesprungen ist. Tatsächlich ist es aber schon fast lustig, dass ausgerechnet *Revolution* ein Wort ist, dessen Bedeutung grundstürzend, fundamental, auch ein wenig gewaltsam in sein Gegenteil verkehrt wurde. Ursprünglich nämlich bedeutete es, *revolvere*, dass sich etwas mit schöner, zuverlässiger Gleichmäßigkeit um etwas anderes drehte, die Planeten um die Sonne beispielsweise, und es wäre ja kein schöner Gedanke, das Pluton plötzlich auf *revolutionäre* Ideen kommt und mal eben seine Bahn ändert, weil es ihn so ärgert, dass er nun kein Planet mehr sein darf, nur weil er immer ein Außenseiter war und eben nur ein ‚Kleinplanet‘! Nein, die *Revolution* war ganz und gar unpolitisch, bis die große Revolution kam, die nicht nur Europa in seinen Grundfesten erschütterte: die französische nämlich, die, so auch Goethe, „Mutter aller Revolutionen“, bis heute (die Nachkommenschaft ist genauso zweifelhaft, wie es die Mutter war; viele gute Intentionen, noch mehr Blut). Goethe aber glaubte, das ist bekannt und vielfach belegt, nicht an *Revolutionen* (an die man glauben muss, sonst lösen sie sich in heiße Luft und Blutdunst auf). Er glaubte an das, was wir heute Evolution nennen: Langsame, kontinuierliche, nachvollziehbare, den schwachen menschlichen Geist nicht überfordernde und die Natur in ihrem Zeitmaß respektierende Veränderungen. Immer wieder legte er sich an mit den Geologen seiner Zeit, die ihm erzählen wollten, die Erde habe einen eruptiven, vulkanischen Ursprung; er war vielmehr ein Anhänger der Neptunisten, die das Leben

langsam aus dem Wasser kommen sahen, große Massen, die sich langsam herausformten, lebendige Gebilde, die sehr allmählich immer komplexer wurden, immer ‚organisierter‘, wie Goethe das nannte, als Organisation noch ein sinn- und bedeutungsvolles Miteinander von Teilen und Ganzen in einem Organismus, einer natürlichen Ganzheit bedeutete und nicht Organogramme und bürokratische Monster, in denen die Teile sich völlig verselbständigt haben und ein bizarres Eigenleben führen.

Dass von der Erstürmung der Bastille (gewaltsame Selbstermächtigung der Massen) ein direkter Weg zur Guillotine (massenhafte Enthauptung anfangs von Einzelnen, aber dann ziemlich massenhaft) führte, hatte auch Goethe nicht vorhergesehen; es hat ihn aber auch nicht sehr erstaunt. Er hat es eingebaut in einige seiner weniger bekannten Dramen, manchmal so subtil, dass es nur den Hintergrund ausfüllt; während die Figuren noch kultiviert darüber diskutieren, dass man in gut erzogenen und kultivierten Kreisen nicht über Politik redet, weil es zum so unerfreulichen Parteigeist führt (ja, auch ein durchrevolutioniertes Wort), rücken die Flüchtlingstrecks schon immer näher, und in einer solchen Situation kann Goethes Produktivität nicht widerstehen. In Briefen hingegen schreibt er nicht viel darüber, was auf den Pariser Straßen passiert, er hat sein Leben lang nicht politisiert; außerdem fand er Napoleon, den Weltgeist zu Pferde, entschieden interessanter (er hat aber kein Napoleon-Drama geschrieben, seltsam eigentlich; oder ist doch der Faust –?). Aber je mehr die eigentliche Revolution Geschichte wird, wie sein eigenes Leben ihm immer historischer wird, desto stärker beginnt sich Goethe zu interessieren. Er liest Bücher über die Französische Revolution, über die amerikanische, die portugiesische nimmt er recht bald zur Kenntnis, und sogar die serbische dringt bis in den Weimarer Kreis vor. Goethe, so hat man den Eindruck, beginnt die Mechanik der *Revolutionen* zu studieren; was machen sie mit Menschen, mit Gesellschaften, mit der Ökonomie, mit der Industrie – Dinge, die er in den *Wanderjahren* durchspielt, seinem, *so to say*, *revolutionärsten* Roman.

Und dass es in der Wissenschaft *Revolutionen* gibt, durchaus gewaltsame – hatte er das nicht selbst erfahren, in seinem Aufstand, seiner persönlichen Revolte gegen Newton, den großen Farbenlehrer vor ihm und neben ihm? Wahrscheinlich ist die *Farbenlehre* der einzige Text, in dem Goethe selbst wenigstens in einigen Zügen als *Revolutionär* auftritt; und wenn er über den Fortschritt der Wissenschaften nachdenkt, allgemein und im Blick auf *revolutionäre* Entdeckungen in den entstehenden Naturwissenschaften zugleich, dann beschreibt er mit erstaunlichem Scharfblick das, was man heute einen ‚Paradigmenwechsel‘ nennt: eine etwas gewaltsame Änderung des gesamten Theorie- und Begriffs-*Settings*, die eben nicht rational und schrittweise erfolgen kann, sondern insgesamt – so nennt es auch der Erfinder des Paradigmenwechsel: ‚inkommensurabel‘ ist (sehr Goethe’sches, sehr schwieriges Wort, vielleicht kommen wir nochmal dorthin zurück). Die Natur mag ihren ruhigen, schönen, evolutionären Gang gehen; die Wissenschaften von ihr jedoch sind empfänglich für *Revolutionen*, *revolutionsrezeptiv* sozusagen.

Und wenn man ganz genau liest, findet man dann doch auch noch den Brief, in dem Goethe zugibt, dass die große Mutter der *Revolutionen* auch für ihn ganz persönlich eine *Revolution* (im *revolutionären* Sinn), eine fundamentale Lebenswende, eine Land- und Zeitenmarke war. Weiter führt er das jedoch nicht aus, ein kultivierter Mensch spricht nicht darüber, dass man ihm soeben den Boden unter den Füßen weggezogen hat. Er wird produktiv. Das Leben ist inkommensurabel genug.

αωαωαω

Vermorschen bis Vermünzen

Vermorschen/vermünzen. Zwischendurch eine kleine Strecke, von *vermorschen* zu *vermünzen*, das scheint relativ klar: *vermorschte* Mauern fallen, *ver-münzte* Edelmetalle werden aus Kunstwerken eingeschmolzen und zu Münzen gemacht. Heute *vermorscht* immer noch allerhand, das Wort vom

„Sanierungsstau“ ist gerade in aller Munde (wenn Corona mal Pause macht, jedenfalls) und eine wirklich nützliche moderne Metapher, errichtet über einem sehr soliden Sachbestand; während die Brücken und die Straßen vor sich hin *vermorschen* und gelegentlich auch zusammenfallen, staut sich allenthalben ein geistiger Sanierungsbedarf, der von Hilfskonstruktionen nur mühsam überbrückt wird (*political correctness*: eine sehr schwache Behelfsbrücke, unter der die uralten Verwachsungen und Verquerungen des Denkens weiter vor sich hin morschen).

Vermünzen aber ist ein Wort, das man definitiv nicht mehr braucht. Seit Mephistopheles das Papiergeld erfunden hat (und ja, es ist des Teufels, von des *Vermünzers* Standpunkt jedenfalls, der noch an echte Werte glaubte), wuchern die virtuellen Werte munter vor sich hin, sie *vermorschen* auch gar niemals. Denn zum Glück sind wir ja auch über das Papiergeld längst hinaus, und wenn sich ein etwas größerer staatlicher Finanzierungsbedarf ergibt – wie nun gerade, corona-mäßig, unter der allgemeinen Politik-Maxime „Niemand darf ein Nachteil aus einer Krise erwachsen“, als ob man jede Wunde einfach so mit Geldpflastern zupflastern könnte –, dann erfinden wir Finanzmarktinstrumente (*money printer go brrr!* ein Meme, das die Verewigung verdient). Bonds zum Beispiel, keiner weiß so genau was das ist, gerade haben noch *bonding* in unseren sozialen Wortbestand eingeführt, und irgendwie sollen die Corona-Bonds ja auch ganz ähnlich funktionieren, eine soziale Vergemeinschaftung unter dem Deckmantel einer finanziellen, und tatsächlich gibt es ja kaum eine intimere und lebenslänglichere Verbindung als die zwischen einem Schuldner und seinem Geldgeber. Früher jedenfalls. Heute hat man Bonds, und wenn sie erstmal siebenmal im Kreis gehandelt wurden, kleines Hexeneinmaleins, sind sie so vervielfacht und verunklart, dass keiner mehr weiß, wer mehr wem was schuldet; zumal ja Bonds nicht mal mehr Pfandbriefe auf Papier sind, sondern nur noch Zahlen in Computern.

Ach, die Werte, was sind sie vergänglich! Man möchte gern mal wieder was ordentliches *vermünzen*, Gold war eigentlich ganz in Ordnung (natürlich auch ein fiktiver Wert, aber noch kein

virtueller und immerhin einer, der hübsch glänzte und den man anfassen konnte). Mephisto lästert zwar auch über die Prinzen der Hölle, dass sie – wenn sie sich so aufführten wie der finanziell etwas enthemmte Faust, der heute bestimmt eine Station seiner Weltreise in der Welt der Börse machen würde – sogar Luzifer Bankrott machen könnten. Das ist immerhin eine hübsche Vorstellung, der Fürst der Hölle steht daneben, während wagner-mäßige Pfändungsbeamte, staatlich vereidigt natürlich, seinen Höllenthron pfänden und den gesamten Vorrat an Brennholz dazu, er stinkt nach Pech und Schwefel, aber das hat noch keinen staatlich vereidigten Pfändungskommissar je verschreckt. Heute aber haben wir mit der ‚unsichtbaren Hand‘ des Marktes und der Evolution (lästige Regelsysteme, so eigensinnig und keinerlei Rücksicht auf die Besonderheiten der menschlichen Spezies!) auch noch den Bankrott entsorgt. Keinem soll ein Nachteil entstehen, auch wenn alle Höllenfeuer auf einmal losbrechen. Wozu haben wir schließlich einen Staat? Gott haben wir getötet, und dem Leviathan haben wir die Zähne gezogen und die Krallen entschärft. *Vermünzen* war gestern, und das seit langem schon *Vermorschte* bekommt noch eine Sonderzahlung extra. Das riecht schon befremdlich:

αωαωαω

Vermuffen und Vermüffen

Vermufft und *vermüfft*. Zwei enge Wortverwandte, variiert nur durch einen kleinen Doppelpunkt, und die Redaktorin fragt sich: Ist es nur ein Versehen des hastigen Schreibers? *Vermüfft* oder *Vermufft*, macht doch keinen Unterschied (das gleiche passiert einige Woche später bei *verdruckt* und *verdrückt*)! Aber vielleicht doch einen kleinen, wie die üblichen wortgeschichtlichen Recherchen an die (frische) Luft bringen: *Vermuffen* kommt vom ‚Muff‘, nein, nicht den niedlichen Pelzhandschuhen russischer Großfürstinnen, bei denen einem immer gleich ganz tolstoimäßig wird, sondern dem Moder, dem Schimmel, all dem, was sich biologisch korrekt so einstellt, wenn Dinge halt

vermorschen, vermodern, *vermuffen*. Es riecht *muffig*. *Vermufft* ist, so schreibt Goethe in einem Brief, die Zunge, und hurtig springt der Redaktorin Metaphernsinn an, ist es vielleicht das Gefühl, das einem eine bestimmte Art von Begriffen (sagen wir: ‚relevant‘? ‚wertschätzendes Verhalten‘? ‚auf Augenhöhe‘?) im Mundraum auslösen, wenn man sich nur vorstellt, sie unter Zuhilfenahme der eigenen Zunge aussprechen zu müssen, moralisingetränkt wabernd und modernd, wie sie sind? Aber Goethe meinte nur, wie die „Krebse“ in der zweiten Satzhälfte zeigen, dass die Lebensmittel, die übersandt werden sollten, nicht mehr ganz frisch waren. Eine Sendung Zunge und Krebse, Goethe verschickte, wie viele seiner Zeitgenossen, gern Lebensmittel als Zeichen der Zuwendung und der Wertschätzung (nein, nicht *muffig* auf der Zunge. Echte Wertschätzung zeigt sich im Übersenden von Krebsen und Zungen und der ehrlichen Sorge um ihren Erhaltungszustand; wertschätzendes Verhalten wird in Phrasen gemessen und in moralischen Bonuspunkten bewertet). Der erneuten Unfruchtbarkeit seiner sprachlichen Ausführungen, so schrieb er einmal in einem seiner vielen rührenden Briefe an den wahrscheinlich gerade wieder kranken Herzensfreund Schiller, könne er nur durch beigelegte Pfirsiche und Rüben abhelfen (es können auch Zungen und Krebse gewesen sein). Ach, würde man doch einmal solche Briefe bekommen! Ein wenig *vermufft* dürften sie durchaus riechen.

Vermüfft aber ist ein Wort, das Goethe im Wesentlichen anwendet (wie einige wenige seiner Zeitgenossen, es ist ein nicht gerade häufig verwendetes Wort) für: Gelehrte. Blutleere Wesen, mit klapprigen Gliedern, die Finger so staubtrocken wie das Gehirn. Nein, um präzise zu sein, er verwendet es bei der Schilderung einer kleinen Szene, als er in einem Wirtshaus einen vielfach bewährten, kräftig ausgebildeten Offizier trifft, sich selbst als „Goethe“ vorstellt, und der Offizier mit entwaffnender Offenheit sagt, er hätte sich „Genies“ immer eher *vermüfft* vorgestellt. Goethe kommt es natürlich auf das Kompliment an, als Genie will er schon lange nicht mehr bezeichnet werden (definitiv *vermufftes* Gefühl auf der Zunge), aber als echter Mann mit einer wenigstens soliden und nicht ganz *vermüfften physis* –

das geht ihm runter wie Öl (später lesen wir die *Briefe aus der Schweiz* und sehen, dass er tatsächlich ziemlich fit sein konnte). Wer sich hingegen nur in den Schreibstuben des Geistes herumtreibt, fängt sich nicht nur den *muffigen* Modergeruch seines ungesunden Ökosystems, sondern auch die *Muffeligkeit*, die Verstocktheit, Verschrobenheit, Wortkargheit, das (maulige) *Vor-sich-hin-Muffeln* des Gelehrten ein. *Vermüfft* ist insofern ein wenig die Steigerung von *vermufft*: modrig an Gliedern und Geist, sozusagen.

αωαωαω

Rhetorik

Rhetorik. Etwas aus der Reihe tanzt die Redaktorin, zu Korrekturzwecken. Goethe war im Übrigen nicht tadelstüchtig, kein großer Kritiker vor dem Herrn (und ganz gewiss kein Rezensent); nein, er war geradezu in der Wolle gefärbt liberal, was Meinungen anderer Leute anging; dass andere Leute anders denken (wenn sie es denn überhaupt tun, denken also), war ihm nie ein Problem (na gut, in der *Farbenlehre* schon, aber jeder braucht einen Lieblingsfeind, damit er dem Rest der Welt gegenüber dann entspannt liberal sein kann). Und dass die Leute mit seinen Werken machten, was sie wollten, und krittelten hier und dort – tat am Anfang bestimmt gar nicht wenig weh, das weiß jeder, der ein Produkt in die Welt schickt, Kind oder Kunstwerk. Aber als Goethe dann rausfand, dass man Rezensionen gar nicht lesen muss (merkt auch keiner); und dass es immerhin eine ganze Menge Leute außerhalb von Redaktionen gab, die irgendwie sinnvolle Dinge mit seinen Werken anstellten und Sachen dort lasen, die zwar gar nicht dastanden, aber irgendwie hilfreich waren für sie persönlich – da wurde er, je älter er wurde, eben immer liberaler. Natürlich konnte er immer noch provozieren, vor allem die idealistisch-sentimentalischen Schwärmer in seiner Bekanntschaft, die ihn mit seinen Paradoxen (*para-doxa*: die Gegenmeinung zum kontagiös öffentlich und mehrheitlich Gemeinten) für einen

unverbesserlichen Realisten hielten (oder einen „umgekehrten Heuchler“, anderes Thema), aber er konnte auch ganz milde sein, vor allem gegenüber Frauen und Kindern, die er liebte (alle; na gut, die meisten. Viele jedenfalls).

Rhetorik, um nun endlich zu dem zurückzukommen, über das wir eigentlich sprechen wollten, weil es im Korrekturstapel oben lag – *Rhetorik* war für ihn nicht böse Propaganda oder manipulatives Teufelszeug, wie es heute verirrte Geister (gern auch: idealistisch-sentimentalische Schwärmer) immer wieder mit erhobenem Zeigefinger (sie können ihn schon gar nicht mehr senken, ist irgendwie festgewachsen, schon ein kleiner Knick wäre eine Verletzung der Prinzipientreue; ja polemisch-rhetorisch) beklagen: „Das war jetzt aber polemisch, du!“ Nein, *Rhetorik* war eine sehr altehrwürdige Sprachtechnik zu Zeiten, als Technik noch etwas war, was auch mit Menschen oder Ideen funktionierte (also: in der Antike, der nicht ganz so ‚guten‘, aber ziemlich intelligenten alten Zeit). Um ordentlich mit Sprache umgehen zu können, dem allerwichtigsten Werkzeug des Menschen (*zoon politikon*, auch das war durchaus wörtlich zu nehmen: das politische, in der *polis*, der Stadtgemeinschaft lebende Tier), musste man eben lernen und üben; das kam nicht über Nacht, das wurde nicht durch ‚unveräußerliche Rechte‘ verbrieft (vor der Grammatik sind alle gleich, Himmel, schon wieder polemisch, es juckt einfach zu sehr in den vom vielen Tippen gekrümmten Fingern), und das wurde einem nicht zu Weihnachten geschenkt, damit man es schnell über Nacht kaputtspielen konnte. Sprachtechnik war: Grammatik – das Bauen richtiger Sätze aus soliden Wörtern (solchen mit einer Bedeutung, nicht einem moralischen Index, relevant, relevanter, am relevantesten); Dialektik – das Bauen von logisch einwandfreien, argumentativ nachvollziehbaren und also: wenigsten formal richtigen Gedanken aus grammatisch richtigen Sätzen; und *Rhetorik*, die dritte und letzte der drei Schwestern: das richtige, schöne, wirkungsvolle Umsetzen dieser Gedankenbauten in Sprache, für ein bestimmtes Publikum, einen bestimmten Zweck, in einem Kontext. So lernten es die Studenten lange Zeit, als die Schulen noch *schola* hießen und das in ihnen

vermittelte Wissen *scholastisch* vermittelt wurde (also: schulförmig; nicht in Unterhaltungsformaten á la *youtube*); und jeder, der in einer Gesellschaft, einer immer größer werdenden *polis*, etwas werden wollte, musste auch die *Rhetorik* beherrschen, um vor ein immer größer werdendes Publikum treten zu können und es – zu unterrichten, zu belehren, wenn möglich (weil: wirkungssteigernd und sympathisch machend) sogar zu unterhalten (*prodesse et delectare*, das Urgesetz der Dichtung, das auch Goethe im Grunde nicht in Frage stellte, auch wenn er gern über Lehrdichtung lästerte; aber wozu all der Aufwand, wenn nicht irgendwo eine Menschen-Mikrobe sich ein wenig belehrt und erhoben fühlte?)

Grammatik und *Rhetorik*, das lernte auch Goethe als junger und ganz sicher hochbegabter Schüler, er war nicht wenig stolz, dass er in beiden sogar vor seinen unzähligen Privatlehrern brillieren konnte. Mit der Dialektik hatte er es nicht so, aber dafür machte er das *trivium* dann wieder vollzählig durch die Poesie: eine neue dritte Schwester, eine Art gesteigerter *Rhetorik*, nicht ganz so zweckhaft-zielgerichtet, eher ein wenig schweifend, dafür aber die Sprache nun auf wirklich künstlerischen Hochglanz polierend, etwas für Artisten, Genies (ach, Genies, wir sagten schon das eine oder andere Polemische über Genies?) – oder zumindest Meister, von denen Goethe viel hielt, Leute, die ein Handwerk sehr ordentlich gelernt hatten und es nun täglich praktizierten. Das aber machte nun die *Rhetorik* nicht etwa überflüssig, um Gottes willen, keiner hätte etwas davon, wenn *Rhetorik* in Poesie aufginge (was die *Romantiker* beispielsweise forderten, Zeigefinger durchgestreckt in die Höhe, die aber teilweise in der Praxis vor ziemlich massiver *Rhetorik* gar nicht zurückschreckten, sogar in der Poetik, aber wenn es gegen die Philister geht, ist alles gerechtfertigt)! Vielmehr konnte Goethe mit seinen ur-liberalen Respekt vor allen Geschäften, die gut, vielleicht sogar vollkommen praktiziert werden, schreiben: „Aber auch der vollkommene Geschäftsmann kommuniziert in Wochenblättern in den mannigfaltigsten Formen, die vielleicht sogar poetisch, gewiss aber im besten Sinne rhetorisch sind“. Würde man so etwas nicht gern einmal lesen, heutzutage?

Oder, ersatzweise, wenigstens technisch ordentliche *Rhetorik*, sie muss es ja nicht unbedingt ‚im besten Sinne‘ sein? Aber nein, in Zeiten von Corona blüht der Besinnungsaufsatz auf der einen Seite (schwach poetisch angehübscht, dumm *rhetorisch* aufgemotzt) und die Staatsmann-Rezension auf der anderen („*es muß doch möglich sein!*“ – und dann kommen meistens zwei Forderungen, die sich gegenseitig ausschließen).

αωαωαω

Rhythmus

Was man aber wirklich bräuchte, wäre ein wenig mehr *Rhythmus*. Das erste Wort, bei dem die Redaktorin ziemlich sprachlos wurde, als sie versuchte, es zu definieren, paraphrasieren, synonymisieren, einzufangen in einem Kreis von Neben-Über-Unter-Ver-Bedeutungen. *Rhythmus*, klar, jeder meint zu wissen, was das sei, der mit den Füßen tippen und mit den Händen klatschen kann. Doch schon, wenn man Literaturwissenschaftsstudentinnen boshafterweise zwingt, Versmaße zu skandieren, „*Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule, / im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab*“ (Schiller, zur Abwechslung; und ziemlich komplexe *Rhythmen* im Übrigen, so ein Hexa- oder Pentameter, im Vergleich zu deutsch-schwerfüßig daher hinkenden Jamben), also: Wenn nun wahrhaftig und tötlich skandiert werden soll, blickt man in leere Augen, und kein Fuß zuckt mehr. Sprachliche *Rhythmen* sind nämlich gar nicht so einfach, wenn man sie nicht – fühlt? Denn das ist das Problem mit dem *Rhythmus* – beziehungsweise sein größter Vorzug: Es gibt ihn. Er strukturiert unser Leben, unser biologisches Erleben, im Takt – des Herzens, des schlagenden Pulses, des Ein- und Ausatmens, des Anspannens und Entspannens jedes einzelnen Muskels, im Wimpernschlag wie im elektrischen Neuronenfeuer. Er ist da, und es ist am besten, wir bemerken ihn gar nicht. *Rhythmus*, das ist: Selbstverständlichkeit. Strukturierte Zeit, im Wechselschritt zwischen zwei Polen. Ein ewiges Auf und Ab, mal schneller, mal langsamer. Denn auch das ist

der *Rhythmus*: kein ganz festes Schema (außer bei Jamben); das Herz schlägt, wie es will, und wenn es stolpert, wenn es aus dem *Rhythmus* kommt – oh, das fühlen wir, schneller als wir es denken können! Alles stockt in diesem auf einmal endlos scheinenden Moment, wenn der nächste Schlag doch kommen müsste, aber nicht kommt – und dann ist er auf einmal wieder da, und dann überschlägt er sich, drei- vier- fünfmal, und dann – ist er wieder weg! Wie so viele andere Dinge verträgt es auch der Körper-*Rhythmus* nicht gut, wenn man ihm reflexiv auf die Pelle rückt; das macht ihn unsicher, stoppt seinen schönen, gleichmäßigen, unbewussten Fluss (die griechische Wortbedeutung von *rhythme*: strömen, fließen). So muss es fließen auch in der Musik, schön getaktet, so strömt die Sprache dahin in wechselnden Versen, auf und nieder, auf und nieder, auf und nieder, und dazwischen hopst ein Daktylus leichtfüßig daher.

Goethe spricht wahrscheinlich nicht viel über den *Rhythmus*, weil er ihn hat, egal ob er ein Memo oder eine Oper oder einen wissenschaftlichen Aufsatz schreibt. *Eurhythmie*, so nannte er das: Es sei „*das Gefühl der Wasserwaage und des Perpendikels, das uns eigentlich zu Menschen macht und der Grund aller Eurhythmie ist*“. *He's got the rhythm.*

αωαωαω

Richte bis Ricinus

Und gar nicht weit weg davon, im Korrekturstapel und den Gedanken, wohnen: *die Richte, das Richten, der Richter, die Richtigkeit*. Wasserwaagen-Künste und -prinzipien. Aber was ist das Rechte im *Richtigen*? Ist es das Ausgerichtete? Die Wahrheit? Das Naturgetreue? Das Authentische? Das Korrekte? Das Angemessene? Das Berechtigte? Das Exakte? Das Aufrichtige? Das Rechtmäßige? Das Ordentlich-Hergerichtete? Das Abgerechnet? Das Vorbildliche? Finden wir es mit dem *Richtwert, dem Richtpunkt, dem Richtmaß, der Richtlinie, der Richtwaage*?

Der nächste Eintrag ist: *Ricinus*korn. Der *Rizinus* ist, deutscher Name, der „Wunderbaum“ (*ricinus* nach der Laus, weil seine Samen an vollgesogene Zecken erinnern): Er wächst schnell, beinahe überall (er ist ein „Kulturflüchtling“) und ist recht hübsch anzusehen, ein wenig exotisch. Leider ist er auch ein wenig giftig, aber nur der Same; das Öl aus den Blüten ist vielmehr recht heilsam. Die Blüten können sich auch gegenseitig bestäuben (*Geitonogamie*), aber auch Wind und Insekten tragen zur Fortpflanzung bei. Vielleicht hätte ihn Goethe ein Symbol genannt. Es verkraftet vielfache Ausdeutung.

αωαωαω

Riesen

Riesen hingegen: Man sollte nicht glauben, wie viele *Riesen*-Abkömmlinge es gibt. Deklination: *Riesen* + -arbeit, -bildnis, -blume, -damm, -faultier (muss zitiert werden: „*denn hier spricht die ewige Vernunft durch ein Analogon zu mir, und wenn es das Riesenfaultier wäre*“; es hätte auch ein Rizinus Korn sein können), -faust, -fichte, -gebäude, -geben, -gebirge, -geist (ironisch, ja doch), -gerippe, -geschichte, -gestalt, -gott, -haupt, -kind, -klaue, -kopf, -körper, -kraft, -leichen, -operation („*denen ists wohl, die ihren Lumpenbeschäftigungen, oder ihren Leidenschaften prächtige Titel geben, und sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperationen zu dessen Heil anschreiben*“), -säule, -schild, -schildkröte, -schlange, -schritt, -schulter, -stein, -tochter, -vorrat, -Zeitalter (*Riesin* ist immerhin ein Extra-Lemma). Wetten auf die Zwergen-Kombinationen werden noch angenommen....

αωαωαω

Rindskopf

Rindskopf. Alle Goethe-Ausgaben schreiben das so und erklären es – gar nicht. Goethe soll das als Kind geschrieben haben, in einem sehr frechen Brief, dem er einen Lehrer diktierte

(ehrlich). Spricht nicht doch mehr für einen *Kindskopf*? („*Es ist nun gar möglich daß ich auch ein solcher bin*“, steht da auch am Schluss. Goethe hielt sich niemals für ein Rind, bei aller Sympathie für Myrons und andere Kühe).

αωαωαω

Rings-

Rings, ringsum, ringsumher, ringsherum, ringsher; ringsumflossen, ringsumfängen, ringsumschäumt: Man bekommt einen leichten Drehschwindel. Um die Redakteurin drehen sich magische *Ringe* und *Zirkel*, der *Ring* des Lebens, die Kette der Wiederkehr, der *Ouroboros*; dazwischen *Lichtringe*, *Wellenringe* und kreisförmige Magneten; und wie die ewige Schlange ringeln sich die Locken der Mädchen, die Verführung ist nämlich spiralförmig, und alles fließt. Umfangend umfängen. Oder doch nur wandernde Schäume? *Ein Ring ist ein Ring ist ein Ring*.

αωαωαω

Verlassen

Verlassen. Manchmal haben dumme Sprüche ja doch eine tiefere Weisheit: ‚Wer sich auf XY verlässt, der ist verlassen!‘ Denn, ja, tatsächlich, *Verlassen* ist ein Homonym, für die nicht griechisch, sondern kindlich Gebildeten unter uns: ein ‚Teekesselchen‘. Nicht mehr gespielt als Kind, weil schon Handy-Generation? Na gut, also, für die Millennials: Ein Teekesselchen ist ein Wort, das zwei Bedeutungen hat. Wie Teekesselchen: ein Worte-Rate-Spiel für lange, langweilige Autofahren mit den Eltern, wenn man erst einmal über die Übelkeit hinweg und mit ‚Ich sehe was, was du nicht siehst!‘ durch war, zum einen; und ein reales, meist töpfernes oder porzellanenes (gibt es das? egal) Gerät zum Aufbewahren und Verteilen von heißem Tee (wie hieß noch mal dieses Puschel, den man Teekesselchen damals, als man noch ‚Teekesselchen‘ spielte, um den Hals hing?

Tropfenfänger? nee, Puschel ist schöner). *Verlassen* nun, siehe oben, hat auch zwei Bedeutungen: Man kann nämlich, erstens, etwas oder jemanden *verlassen* – weggehen, abhauen, alleinlassen, zurücklassen, übriglassen, eben ein *ver*-stärktes weg-las-sen; oder man kann, zweitens, sich auf etwas oder jemand *ver-las-sen* (oder eben auch nicht, siehe wiederum oben: Wer sich auf – na sagen wir, aus gegebenem Anlass: Virologen, oder, um ein wenig ausgleichend gerecht zu sein: Donald Trump? verlässt, der ist schon ziemlich verlassen). Interessanterweise klingt erstens ein wenig wie das Gegenteil von zweitens, in der Wertung zumindest: Etwas oder jemand zu *verlassen*, ist meist gar nicht so positiv, da der Mensch ein Wesen ist, das lieber bleibt (hat energetische Gründe, oder, wie Goethe auch gern sagt: Bequemlichkeit, übrigens durchaus *in a good sense*); wohingegen sich auf etwas oder jemand *verlassen* zu können, ja eine recht schöne und stabile Angelegenheit ist, der Mensch ist schließlich auch ein schwaches, bedürftiges Wesen, das sich gern stützt, auflehnt, und zwar ohne viel nachzudenken (hat energetische Gründe, oder, wie Goethe gern sagt: Bequemlichkeit, *not always in a good sense*). Ach, Teekesselchen sind geradezu Wundertüten an verdeckten Analogien! Mit genügend Witz sieht man das Gleiche im Unterschiedlichen, mit genügend Scharfsinn das Unterschiedliche im Gleichen (nicht von Goethe), aber das Teekesselchen schult auf jeden Fall in beidem.

Goethe jedenfalls, das behauptet die Redaktorin jetzt mal wieder geradezu diktatorisch, war ziemlich gut in Witz und Scharfsinn und ziemlich gut in *Verlassen* und *Sich-Verlassen*. Er hat alles Mögliche *verlassen* in seinem gar nicht so kurzen Leben; Mädchen und Frauen vor allem, aber auch Orte (na gut, nicht mehr so viel, nachdem er in Weimar sehr ansässig geworden war, aber geistig, geistig!). Natürlich hatte er Lieblingsideen, wie wir alle, auf die er sich sehr *verlassen* hat, aber in seinen Tätigkeiten war er nicht wählerisch, und wer als Advokat begann und als Nationalautor *cum* Naturwissenschaftler endete, muss schon ziemlich viel zwischendurch *verlassen* haben. Nicht so bekannt ist, dass er unter Abschieden sehr gelitten hat; das mag man nachlesen in den Briefwechseln mit den freiwillig oder

unfreiwillig *Verlassenen*, Charlotte von Stein (*verlassen* nach Italien) oder Ulrike von Leventow (*verlassen* aus Marienburg). Aber dann kam doch wieder die andere Hälfte durch, und mit seinem Werther rief er aus: „*Wie froh bin ich, daß ich weg bin!*“, und husch auf's Pferde, und im Winter über die ferne Furka oder *incognito* über den Brenner oder auch nur mit dem Herzog stürmend und drängend durch die Weimarer Wälder. Aber auch im *Sich-Verlassen* war er ziemlich gut, vor allem im: *Auf-Sich-Selbst-Verlassen*, der schwierigsten Disziplin von allen (Weltvertrauen ist das Wort dafür, kommt später, muss aber entweder angeboren sein oder gar nicht; und nicht etwa Selbstvertrauen). Auf seine Sinne. Auf seine Auffassungsgabe. Auf, Allerheiligstes schlechthin, seine Produktivität. Natürlich war er zwischendurch krank, wie wir alle, der menschliche Körper ist das Unzuverlässigste überhaupt (neben dem menschlichen Geist, natürlich); natürlich konnte er sich nicht *verlassen* auf die Subalternen, die er in diversen Ämtern zu befehligen hatte, auch wenn einige Diener schon ziemlich gut funktionierten, die er sich heranzog und generisch ‚Paul‘ zu nennen pflegte (Goethes Diener haben einen eigenen *Wikipedia*-Artikel, wirklich wahr!). Aber insgesamt – nein, Goethe gehörte sicherlich nicht zu den *Verlassenen* in dieser Welt, auch wenn er sich immer ein Herz für sie bewahrte; und das ist jetzt nicht so herabsetzend gemeint, wie es klingt. Denn besonders ‚*verlassene Mädchen*‘ (ein unsterbliches Stereotyp, muss damit zusammenhängen, dass es wahr ist, wie so viele Stereotype) wandern durch viele seiner Werke, und wenig ist es verstanden worden, dass Gretchen, das arme, junge, mit einem Kind *verlassene Mädchen* am Ende der Gottesmutter ganz nahe ist und Faust, den *gottverlassenen* Verführer, zu sich heranzieht und ihn lehren darf. *Verlassene* Kinder, auch das war ihm nah; denn um Gretchen tanzen die ungeborenen Mitternachtskinder, früh Verstorbene, in der Kürze ihrer Lebenszeit nicht getaufte Knaben, die nun mit Gretchen und Faust eine Art geistige *patchwork*-Familie bilden dürfen, und wir hoffen, dass Goethes bei der Geburt verstorbenen leiblichen Kinder (vier Stück an der Zahl) dabei waren (kein eigener *Wikipedia*-Artikel, aber wir kommen auf die Kinder

zurück). Das Heimatland *verlassen* müssen (zum Beispiel als Folge der Französischen Revolution, dieses Welt-Leviathans), Rom, die Hauptstadt der Welt *verlassen* müssen; die Eltern *verlassen* müssen (wir sehen Dorothea im Flüchtlings-Treck) – all das war ihm menschlich, ging ihm nah. Aber daneben werden im Wust der Belegstellen auch ein Maultier *verlassen* (kommt nicht mehr mit auf dem Pass) oder eine liebgewordene Gewohnheit; die Vernunft kommt ebenso abhanden wie die Sinne, das Kopfweh, die Freunde oder das Gedächtnis; man mag seine Stube schon gar nicht mehr *verlassen*, oder gar das Bett – alles menschlich, der Mensch ist das Wesen, das *verlässt* und *verlassen* wird, und wenn Christus am Ende zu Gott ruft: „*Mein Gott, warum hast du mich verlassen?*“ – nein, das wäre jetzt eine zu blasphemische Deutung, lassen wir es so stehen. Der Dichter aber *verlässt* zwar manchmal das Wirkliche, so schreibt Goethe, aber niemals ganz; seine Gedichte schweben noch ganz dicht über den Boden, ein paar versuchen nach oben auszukommen, wie lustige kleine Wölkchen (Wolken, oh ja, wir werden noch über Wolken sprechen müssen!), aber dann sinken sie doch wieder, gesättigt mit Feuchtigkeit, sind es Tränen? Denn sogar Dinge, so kann man lernen, sind unzuverlässig: Die Sonne *verlässt* das Fenster, die Wolken den Berg, die Ebbe das Land, und schließlich, was ist der Mensch schon Besseres als ein Wesen aus wechselndem Licht, Leichtigkeit und Bodenhaftung? Von dem Moment an, wo er geboren wird, den Mutterleib *verlässt*, ein einziges *Verlassen* und *Verlassenwerden*: Die Sinne *verlassen* uns, die Worte, das Gedächtnis, die Vernunft, die Entschlusskraft, der gute Genius, und am Ende: *verlassen* wir die Welt. *Verlassen* ist der klassische Euphemismus für: Sterben, das ultimative *Verlassen* (aber Goethe *verließ* sich, ziemlich sicher sogar, darauf, dass noch etwas nachkommen würde, er hatte es einfach verdient!). Darauf jedoch, auf das ultimative *Verlassen*, um zum Anfang zurückzukehren: kann man sich immerhin *verlassen* (außerdem aber auch: auf die „*packende Kraft des Gipses*“ und auf „*Schrauben*“. Rilke hätte das gefallen).

Walfisch

Walfische. Dann las ich, zwischendurch, zur Ablenkung von Corona ebenso wie von dem allzu über-gegenwärtig werden-den Goethe, *Moby Dick*. Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte, irgend etwas zwischen Männerbuch und ewiger Nobelpreis-kandidat, *whatever*. Was ich nicht erwartet hatte, war ein – nun, ein ins Meer versetzter *Faust*-Kosmos, ein Leviathan von Lite-ratur. Nein, ich meine nicht (nur) Ahab, obwohl er immerhin einen eigenen Mephisto mitbringt (Fedallaha heißt er und Parse ist er, er spricht aber im Unterschied zu Mephisto nicht gar viel) und ganz sicher nicht aufhört, sich strebend zu bemühen, oh nein, im Gegenteil. Ahab hat außerdem eine Art tumben Lehr-ling an Bord, einen seemännischen Wilhelm Meister (*call me Ishmael!*) und keine einzige Frau. Dafür haben wir ja Moby Dick, und es spricht einiges dafür, das kann ich jetzt aber nicht in voller Länge darlegen, dass Moby Dick, wie alle Killerwale, eine Frau ist (*there she blows!* kreischt der Matrose im Ausguck, wenn er endlich den verräterischen Spaut sieht); was wiederum interessant ist, da der Killerwal für Ahab ja auch der Leviathan ist, das biblische Seemonster, und was würde es nun bedeuten, wenn der Leviathan eine Frau – das *Ewig-Weibliche* gar wäre (ganz anderes Thema, für einen langen Abend)? Aber nein, dar-über sprechen wir jetzt nicht. Wir sprechen jetzt über *Moby Dick*, eine Weltenzyklopädie am Leitfaden des Wales: Was kann man nicht lernen, wenn man Harpunen auswirft vom *Wal*, um-gekehrte Harpunen sozusagen, über Religion, Wirtschaft, Poli-tik? Über Herrschaftsverhältnisse, Geschlechterverhältnisse, Psychopathien und Neurosen? Über Kunst, Literatur und Kan-nibalismus? Alles kann man lernen am Leitfaden des Wales. Wenn ich *Moby Dick* dann zum zweiten Mal lese, lese ich auch alles, versprochen; aber bei der ersten *Faust-II-Lektüre* bin ich auch über den einen oder anderen Mummenschanz hinwegge-hüpft. Und natürlich ist es ein genialer Trick von Melville, den Leser so lange mit *Wal-fun-facts* zu quälen, dass er am Ende ge-nauso scharf wie der irre Ahab darauf ist, das blöde weiße

Monster endlich zu sehen, damit wir es ein- für allemal hinter uns haben!

Einmal taucht sogar Goethe auf in *Moby Dick*, ganz ehrlich. *Gespräche mit Eckermann*, irgendein Zitat, aber es war nur der endgültige Beweis, dass in *Moby Dick* alles vorkommt, gelegentlich auch *Wale*. Noch mehr gespannt war ich jedoch nach beendeter Lektüre (alle tot, außer Ishmael und Wal, die Fortsetzung demnächst in Farbe), ob bei Goethe eigentlich Wale vorkommen. Im *Faust* nicht, klar; vielleicht zappelte ursprünglich im Hintergrund einer auf dem durch das verbrecherische Landgewinnungsprojekt freigelegten Meeresgrund, und Philemon und Baucis versuchen noch, ihn mit Wasser zu überschütten, aber es ist zu spät und die Episode wurde in der letzten Korrekturphase von Goethe gestrichen, der Produzent hatte schon gemault wegen der Kosten, jetzt auch noch ein *Wal*? Oder es hatte sich einer unter das bunte mythologische Meeresgetier gemischt, der Homunculus ist eigentlich an einem Riesenwal zerschellt und dann wieder auferstanden als Ahab, keine Flasche mehr, aber Holzbein? Delphine immerhin springen durch den *Faust*, sehr schön und lyrisch sogar, die Formulierung erinnert an Rilke, und man möchte sofort zur Delphin-Therapie in die Ägäis starten, aber nein, Corona zieht erst langsam ab (wollten wir doch vergessen!).

Eine, um nun endlich auf das Wort zu kommen, Recherche in der Goethe-CD-ROM erbrachte unter „*Wal*“ – nicht einen Tref-fer. Umgekehrter *Moby Dick*, oder was? Na gut, erste Intuition der klugen Redaktorin: *Wal* schreibt sich wahrscheinlich anders, *Wahl* oder so, phonetisch halt. Fast richtig. Es schreibt sich *Walfisch*, und ist das nicht auch viel schöner und imposanter? Zu *Walfisch* bekommt frau dann auch erwartungsgemäß das eine oder andere Zuckerle-Zitat. Zum Beispiel die Geschichte vom Walfischkopf, einem übersandten Skelett für die Weimarer Kunstkammer, gut verpackt war das Wundertier angekommen, und Goethe instruiert, dass es in den großen Saal zu den gipsernen Pferdeköpfen kommt; die Schulterblätter des Ungeheuers sind zu seiner Verwunderung mit Schiffen bemalt

(machen Walfänger in der Mittagspause, kann man bei Melville lesen, samt einem Vergleich mit der akademischen Walmalerei aller Zeiten und Epochen). Na gut, tote Köpfe, aber echte Fische? Nein, echte *Wallfische* gibt es nicht bei Goethe. Der *Wallfisch* existiert für Goethe ausschließlich als naturwissenschaftliche Kuriosität beträchtlichen Ausmaßes (und evolutionäre Vorstudie zum Riesenfaultier, das interessierte ihn mehr, *missing link* und so) oder als Allegorie: Auf einer Überfahrt nach Sizilien fühlt er sich im Schiff behaglich wie im *Wallfischbauch* geborgen und plant sein neuestes Drama, mögen die kleinen Schiffe oder Fische draußen vorbeischwimmen, endlich hat man mal Ruhe (erinnern Kreuzfahrtschiffe nicht, irgendwie, an *Walfischbäuche*? Verschlingen und Ausspeien, Verschlingen und Ausspeien, *there she blows!*)! Überhaupt bewundert Goethe am *Wallfisch*, das zitiert er mehrfach, dass dieser den Strom vertilgt, und nicht etwa umgekehrt. Man sieht geradezu vor sich, wie Goethe sein großes Maul aufsperrt, und dann marschieren die gesamten französischen *Revolutionäre* hinein, zielstrebig den Schlund hinunter, und am Ende macht Goethe das Maul zu, und der Strom ist weg, ein kleiner Rülps nur noch, eine halb verdaute Kokarde kommt wieder hoch und verfängt sich zwischen den Barten. Wer aber *Wallfische* fangen will und nicht etwa kleine Fische, der braucht Harpunen (längeres technische Kapitel bei Melville)!

Und Goethe will, symbolisch gesprochen, *Wallfische* fangen, auch wenn er zwischen den einen oder anderen kleinen Fisch mitnimmt (Maximenschwärme, ungeordnet). Deshalb wirft er seine Harpunen, weit wirft er sie, scharf sind sie, lang ist das unzerstörbare Seil; aber trifft er auch, weithin, wird es gelingen, so wie die übermenschlichen vollkörperätowierten Kannibalen bei Melville weithin werfen und trotzdem treffen? – aber nein, da springt und bläst sie immer noch, die verdammte *Farbenlehre* dieses Newton, der einzige mathematisch-physikalische Leviathan, auf den es Goethe wirklich abgesehen hatte, gnadenlos, immer wieder mit Harpunen schmeißend und selbst geradezu ahabmäßig auf mangelhaften Instrumenten dahinhinkend. Newton aber: Das ist ein Strom, den kann man

nicht einfach durchlaufen lassen! Wie schön war's doch im *Wallfischbauch*, verseschmiedend und die Welt vergessend! Aber schließlich ist man kein Dichter, der seine Kunden nur mit Honig ködert und süßen Pillen abspeist, Dichter sind allerhöchstens Schleier- oder Paradiesfische, gelegentlich mischt sich ein Butt mit ein, und selten nur trifft man einen ordentlichen Raubfisch. Goethe aber, wenn er nicht gerade den Leviathan Newton harpunierte, war selbst ein *Wallfisch*; eine Art Welt-Leviathan, der die Welt einfach in sich einströmen lässt, einiges bleibt in den Barten hängen, anderes rumort unverdaulich im großen *Wallfischbauch* und wird wieder ausgespien, eine kleine Xenie verfängt sich dabei immer, aber meistens strömt es, es strömt und fließt, und man muss es strömen lassen, durch sich hindurchfließen, das Große und das Kleine, das Gute und das Schlechte, das Leichte und das Schwere. Goethe ist aber auch Ishmael, der reisende Schreiber des *Wal-Universums*, der wandernde Wilhelm Meister aus Nantucket, den es zwischendurch nach Italien verschlagen hat. Und als er (also: Goethe, nicht Ishmael) eines Abends dort vom Bildungs- und Wiedergeburtswerk ausruht, am Himmel flanieren ein paar Wölkchen, die Grillen zirpen herzerreißend, da schreibt er: *Er fühle sich doch einmal in der Welt zu Hause; nein, eigentlich fühle er sich so wie einer, der von einem Wallfischfange aus Grönland in seine eigentliche Heimat, das Land seiner Geburt, zurückkehrt.*

Der Vergleich ist, gelinde gesagt: unerwartet. Man sitzt in der Toskana, die Brunnen plätschern brav, der Wein ist wohltemperiert und das wohlbestrumpfte Bein dekorativ übergeschlagen, und man imaginiert sich: Grönland? *Wale*? Harpunen? Eben. Deshalb sind wir nicht Goethe. Wir kommen immer nur bis zur Toskana (und noch nicht mal das seit einiger Zeit). Mehr können wir nicht schlucken.

αωαωαω

Verbrecher

Verbrecher. Natürlich war Ahab kein Verbrecher, er war nur ein Waljäger, der einen Job zu tun hatte und ein wenig vielleicht ein *overachiever* (also jemand, der die an ihn gestellten Ansprüche erfüllt. Oder übererfüllt, weil: tatsächlich erfüllt, entgegen allen berechtigten gegenteiligen Erwartungen in dieser schwach erfüllten Welt; so mein Sohn, *Generation Z*). Faust hingegen – aber der Reihe nach. Es erging eine Anfrage an die Redaktorin, wie es denn wäre mit etwas zum Thema *Verbrechen wider die Natur* bei Goethe? Nun ja, spontan wollte sich nicht so recht die Inspiration einstellen; natürlich wurde Goethe schon oft genug unterstellt, homosexuell gewesen zu sein (natürlich war er homosexuell, wie alle Menschen mit einem Schönheits-sinn und ein wenig Experimentierfreude, aber nicht im Hauptberuf), und einige seiner Novellen haben eine merkwürdige Neigung zu innerfamiliären amourösen Verwicklungen (eine junge Frau liebt den Vater und den Sohn, das kommt verdächtig häufig vor, man denkt ein wenig an Otilie, und vielleicht – vielleicht auch nicht. Egal). Aber dafür sind wir ja im Wortgeschäft. Und merkt schnell: Es gibt gar nicht so viele *Verbrecher* oder *Verbrechen* beim Meister. Natürlich, in den Dramen, vor allem in den übersetzten, wenn es mal wieder eine Intrige sein muss, ein Leckerle fürs Publikum, das halt *Verbrechergeschichten* braucht. Aber so richtige *Verbrechen* – Fehlanzeige. Während die Redaktorin noch grübelt, springt ihr ein kleiner Maximen-Fisch ins Auge, er geht so: Das *Verbrechen* klebe immer am Individuum; nur das Gute und Richtige sei allgemein. „*Alle glücklichen Familien gleichen einander, jede unglückliche Familie ist es auf ihre Art und Weise*“, sagen wir im Chor und nicken bedächtig, ja, Tolstoi und Goethe, auch mal ein Thema, die beiden Wale hätten sich etwas zu sagen gehabt, ganz sicher. Aber nun, der Gedanke bleibt erstmal kleben; er ist etwas ungewöhnlich für uns Neuere, die wir gern alles Mögliche für ein *Verbrechen* verantwortlich machen, aber am allerletzten den Schuldigen; ist ja ein armer Kerl, nicht wahr, wird halt eine schlimme Kindheit gehabt haben (und wer ist für die schlimme Kindheit verantwortlich? Am Ende landet man immer bei der Schlange).

Nun ist Goethe gemeinhin bekannt für sein recht harsches Rechtsverständnis, er hat eine Kindermörderin mit zum Tode begutachtet und störende Elemente im neuen Idealstaat in „Amerika, du hast es besser“, werden „planmäßig beiseite gebracht“. Und zufällig kennt er sich ein wenig aus damit, abgebrochene Juristenkarriere oder so, es hätte auch Großes aus ihm werden können beim Reichskammergericht in Wetzlar, wenn man erst einmal den jahrzehntelangen Prozessstau im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation behoben hätte! Aber dann ist er wieder merkwürdig milde. Denn eigentlich, so sieht man beispielsweise an Orest, dem schlimmen Vaternörder und Muterschänder, ist die schlimmste Strafe für einen Verbrecher das verkorkste Leben, das er hinterher führen muss; die Erinnyen und Furien bleiben einem auf den Fersen, dagegen ist eine lebenslange Haft in einem staatlichen Gefängnis, sogar in den USA (na gut, vielleicht dort nicht) ein Sommerurlaub auf dem Ponyhof (ja, Utopie, immer noch Corona). Die allerschlimmste Strafe aber ist, und damit kommen wir zu dem immer noch anklebenden Gedanken zurück: Ein *Verbrecher* handelt, notwendig, gegen seine bessere Natur. *Verbrechen* entstehen, könnte man etwas provozierend überspitzen, durch fehlgeleitete Individualität. Den wenn man einfach immer nur gemäß seiner gesunden, unverdorbenen, jedem Kategorischen Imperativ lachend ins Auge sehenden Menschennatur handeln würde – dann gäbe es kein Problem, kein *Verbrechen*, gar nichts! Das *Verbrechen* klebt am Individuum; wenn man sich von diesen klebrigen, immer nur IchIchIch sagenden Individuum lösen könnte und ein klein wenig allgemeinemenschlicher würde, verallgemeinerungsfähiger, aber auch: menschennatürlicher – würde es sich einfach ablösen!

Das klingt jetzt vielleicht ein wenig übertrieben, also: Beispiele. Nehmen wir gleich die schwierigsten, nehmen wir: Reineke Fuchs und Faust (ist Reineke ein Mephisto? Ein wenig, ein wenig). Reineke Fuchs also, der fabelhaft schlaue Fuchs aus einem alten mittelalterlichen Volksbuch, einer „heidnischen Weltbibel“, wie unser Meister es nennt (er liest es zur Ablenkung in Kriegzeiten, es kann auch zu Corona empfohlen werden), ist ein

Verbrecher durch und durch. *Con man*, Verräter, Lügner, Betrüger, Mörder, Dieb und Vergewaltiger – es gibt kein *Verbrechen*, das Reineke Fuchs nicht begeht, und zwar: lustvoll. Vor dem königlichen Gericht allerdings redet er derart geschickt und vergnüglich seinen schmalen Kopf aus der sich zuziehenden Schlinge, dass man eine Anwaltsserie über mindestens zwölf Staffeln daraus machen könnte (zu lernen ist: Vor Gericht kann man alles Mögliche herausfinden, aber sicher nicht die Wahrheit; Zeugen sind unzuverlässig, Richter sind bestechlich, und sobald sich die Frauen einmischen, kann man es ganz aufgeben; all das wusste man schon seit unvordenklichen Zeiten, dafür gibt es nämlich Volksbücher und nicht Gesetzbücher, die von der Gattung her eher Fiktion sind, oder *science fiction*). Aber irgendwie, irgendwie – mag man Reineke Fuchs. Nicht so sehr den Wolf Isegrimm oder den Bären Braun, selbst wenn man Wölfe und Bären ganz hübsch findet. Jedenfalls ist der schlaue Fuchs interessanter als all das Kaninchengesocks und die jammernden Vögel, und das finden auch die Affen, vor allem die Affenfrauen. Jetzt kann man natürlich sagen, dass wir immer den „großen Verbrecher“ interessanter finden als gesetzestreue Kleintiere, aber das erklärt es nicht vollständig. Nein, eigentlich, bei genauerem Nachdenken, kommt man zu dem Schluss: Der Fuchs handelt nur seiner fuchsischen Natur gemäß, und es wird ja sicherheitshalber nicht erwähnt, wovon sich die anderen Tiere ernähren im Hofstaat, bei dem es bei Festen nicht direkt vegetarisch zuzugehen scheint. Reineke Fuchs ist gerade kein Individuum; er ist der Fuchs schlechthin, das Fuchsische in Reinkultur, und sein *Verbrechen* ist – nur eines in den Augen der Anderen, die sich ihre Füchse gern handzahn um den Hals legen. In einer tierischen Gesellschaft ist jeder Fuchs dem Fuchsen ein Wolf (nein, so geht das nicht!). Menschen kommen übrigens nicht vor, nochmal Glück gehabt!

Aber so leicht kommt auch die Menschheit nicht davon, oh nein! Gehen wir also über zu Faust, dem ewig strebend sich bemühenden Mustermann („Ewig-Weibliches“ kommt später), der nacheinander: einen Pakt mit dem Faust eingeht (nicht direkt gesetzlich untersagt, aber schon ein sehr zweifelhaftes

Geschäft), ein unerfahrenes Mädchen (wahrscheinlich nicht einmal volljährig) verführt unter Zuhilfenahme einer Kupplerin und illegal erstandenen Gutes, zwischendurch eben mal deren Bruder erschlägt, zur Vergiftung der Mutter Beihilfe leistet, einen Gefängnisausbruch befördert (erfolglos), und das war nur der erste Teil! Im zweiten Teil sind wir dann mehr auf der Ebene von betrügerischer Staatsfinanzierung, asymmetrischer Kriegsführung, Entwendung und Missbrauch mythologischen Geräts und derlei Kleinigkeiten, aber das eigentliche *Verbrechen*, das *Verbrechen*, das die Redaktorin schon immer atemlos gemacht hat, ist: ein *Verbrechen gegen die Menschlichkeit*. Es steht (fast) ganz am Schluss, Faust ist hundert Jahre alt (das war Goethe wichtig), und er hat noch immer nicht dazugelernt. Einen Sumpf will er trockenlegen, Landgewinnung großen Ausmaßes, freier Grund für freies Volk (ja, das kann man leicht missbräuchlich verwenden, durchaus), jede Menge Arbeitssklaven, aber das ist es noch nicht mal. Nein, das wahrhaft schockierend *Verbrecherische* ist die Beseitigung von Philemon und Baucis. Nette alte Leute, haben ihr Leben lang (wahrscheinlich sind sie auch hundert Jahre alt) in ihrer netten Hütte gelebt und fremde Wanderer herzlich aufgenommen, Risikogruppe hin oder her. Und jetzt wollen sie sich nicht umsiedeln lassen, nicht mit Geld und guten Worten. Das ist ein Problem, das Mephisto lösen kann; und Faust gibt ihm, wie noch jedem Auftragsmörder, freie Hand. „Das wird sich doch lösen lassen, mein guter Mephisto!“ Natürlich lässt es sich. Mephisto muss noch nicht mal das automatische Gewehr auspacken, da fallen die lieben alten Leute schon vor Schreck tot um. Man begräbt sie würdig, man ist ja kein Unmensch. Faust allerdings, als er davon hört, erfasst ein wahrer Schwindel. Es war doch nur so, dass er das ewige Glockenläuten nicht mehr anhören mochte von ihrer Hütte, es nervte halt, ja, natürlich war das ein wenig dumm und kindisch (wir könnten auch sagen: klebrig individuell), aber das hatte er doch nicht gewollt! Wo gehobelt wird, fallen Späne, hätte Mephisto sagen können, es ist aber gar nicht mehr nötig. Faust wird blind, erlebt seinen dämlichen „*höchsten Augenblick*“ (was ziemlich leicht ist, wenn man all das Unheil nicht mehr sehen

kann, was man angerichtet hat) und stirbt, hasdunichtgesehen; wie die Engelchen dann Mephisto verführen mit ihren nackten Rückseiten, ist nur noch die Posse als Sahnehäubchen auf der dampfenden Katastrophe, die gerade passiert ist. Faust ist, am Ende, ein *Verbrecher*, noch nicht mal ein besonders großer. Er wird trotzdem gerettet, dafür gibt es das ‚Ewig-Weibliche‘. Aber gescheitert ist er an seiner individuellen Kleinlichkeit, in der es keinen Raum gab für ein anderes Leben der Nicht-So-Strebsamen. Das ist ein *Verbrechen*, und es klebte an seinem Individuum bis zum Schluss.

αωαωαω

Nicht-Insel

Nichtinsel. Dann las ich, zwischendurch, Corona nahm kein Ende, *Faust II* zum ungefähr vierten Mal. Dieses Mal ging es mir eigentlich um Fausts Verbrechenertum, aber abgelenkt wurde ich, noch einmal, durch die Geschichte mit Helena (die Vorfälle am Kaiserhof hingegen entgehen mir immer noch fast vollständig, da muss ich zum fünften Mal ran). Bei der Drittlektüre war mir nämlich auf einmal der Gedanke in den Kopf gesprungen, dass Helena eigentlich (fast) eine emanzipierte Frau ist, ausgerechnet die achso schöne Helena! Nee, eigentlich ganz klug. Sie hat nämlich durchschaut, dass die Männer – die schon die zehnjährige, schlank wie ein Reh, schreibt Goethe, mit den Augen vernaschten, dass es einem ganz anders wird beim Lesen (*and not in a good sense*) – sie zu einem Idol gemacht haben; einer Sex-Ikone, so würden wir heute sagen und die traurige Marilyn mit dem Glockenrock und dem Schmollmund vor uns sehen, es macht aber keinen Unterschied: einem Abziehbild von Frau, vielleicht trifft es das Pin-up-Girl sogar am besten. Helena hatte nie eine Wahl. Sie wurde begehrt, verheiratet, begehrt, verschachert, begehrt, vergöttlicht, verwettet, ja, begehrt; und sie hat es, in einer sehr höflichen und weiblich zurückhaltenden Weise, ziemlich über mit den Kerlen (das Personal ist aber auch nicht viel besser).

Wovon ich aber eigentlich reden wollte, war die *Nicht-Insel*. Faust nämlich, nachdem er Helena aus der Unterwelt geholt hat, auf Befehl des Kaisers natürlich, zieht sich mit ihr zurück in eine Art zeitloses Paradies, was schon ein ziemliches Zugeständnis ist; die ganzen Kerle vor ihm hatten Helena immer umstandslos ins Eigene verpflanzt, aber Faust, immerhin, findet einen Zwischenraum (interessantes Wort, kannte es Goethe? Ja, natürlich, er kannte sogar den „*heiteren Zwischenraum*“!). Besagtes zeitloses Paradies ähnelt natürlich Arkadien, klar, murmelnde Bäche, idyllische Natur, den einen oder anderen Schäfer als Deko, aber Faust nennt es nicht Arkadien (*et in arcadia ego*, murmelte der melancholische Goethe auf dem Tischbein-Bild mit dem entzückend bestrumpften Bein, aber wahrscheinlich meinte er auch das ganz anders). Er nennt es auch nicht etwa *U-topia*, kein Ort, die älteste Ausrede dafür, dass Milch und Honig fließen und die Menschen auf einmal freundlich zueinander sind, was wirklich un-gesehen, un-erhört, un-denkbar ist. Nein, er nennt es: „*Nichtinsel*“. Das ist, so schreiben beflissene Kommentatoren, und es ist auch wichtig, das zu wissen, eine Art freie Übersetzung von *Peloponnes*, der Fast-, nämlich: Halbinsel. *Nichtinsel* aber – ist ein geradezu geniales *Un-Wort*. Es schwingt mit, dass man sich gerade nicht im Abgeschlossenen befindet (der Insel), aber auch nicht im Un-möglichen (der Utopie); es suggeriert, zart, ganz zart, dass es einen Zustand geben könnte, in dem festes Land und flottierende Insel freundlich nebeneinander her fluktuieren, in einer Art Quanten-Gravitation: Unter einem bestimmten Blickwinkel ist es das Land, unter einem anderen eine andere Art Insel, eine sozusagen bisher un-gesehene, in ihren Möglichkeiten noch nicht einmal andeutend ausgedachte Land- und Lebensform, die aber nicht, darauf kommt es an: nicht ein Kein-Ort ist. Nur eine *Nicht-Insel* (vielleicht doch: ein Zwischenraum?).

Im Übrigen, auch das hatte ich bisher geradezu herzlos überlesen, ist die Geschichte von Faust und Helena sehr, sehr traurig. Denn eigentlich werden sie sofort eine idyllische Kernfamilie, das Söhnchen wächst sozusagen in Sekundenschnelle zu einem blühenden Jüngling heran, dessen zweiter Name aber

offensichtlich, nach Euphorion, Ikarus ist: Denn er will, er will hoch hinaus, er will viel zu schnell und viel zu weit, und während die besorgten Eltern noch besorgte elterliche Ausrufe ausstoßen – fällt er auch schon, und nur noch eine winzige Sekunde bleibt ihm, seiner Mutter zuzurufen, er möge sie nicht alleinlassen im dunklen Reich. Helena zögert nicht eine Sekunde. Sie, das Idol, die viel zu oft und immer völlig falsch Begehrte, folgt ihrem Sohn anstandslos ins Totenreich. Zu den Müttern, den vielgestaltigen, unheimlichen, nicht zu fassenden. Sie hat ihn kaum gekannt, ihren Sohn (um ehrlich zu sein: Faust auch nicht). Aber sie tut, was Mütter tun. Mit einem kaum merkbaren Schulterzucken legt sie das Idol-Kostüm ab und nimmt ihre dunklen Mutterpflichten an. Helena ist eine geradezu vorbildlich emanzipierte Frau.

Faust aber, das nur im Nachsatz, hat schon eine Menge Pech. Der uneheliche, mit Gretchen gezeugte Sohn – kaum hat er das vermeintliche ‚Licht‘ der Welt erblickt, getötet von der eigenen Mutter, in der tiefsten denkbaren Verzweiflung. Homunculus, das lustige Flaschenkindlein vom Gehilfen Wagner, ach, irgendwie ist er auch eine Art Patenkind von Faust; aber was tut er, kaum kommt er ans Meer und sieht Frauen? Zerschellen, die Flasche zerstören an den Felsen, und frei aufsteigen in den Äther, ganz lebendig nun: weil er sterben konnte. Euphorion, entschwebt nach kürzester Bekanntschaft, gefallen ins Bodenlose. Vielleicht wird Faust deshalb – denn das hat mich immer bekümmert und bekümmert mich noch, nach der Viertlektüre; vielleicht wird Faust deshalb am Ende, in den Bergschluchten, doch zu Recht erlöst? „*Wer immer strebend sich bemüht*“, das fand ich schon immer eine ziemlich schwache Begründung (und vielleicht hat Goethe ja ganz etwas Anderes gemeint, als er sie in die bekannten Anführungszeichen setzte?), da könnte ja jeder kommen, der eine *Ice-Bucket-Challenge* überstanden hat! Und dass Gretchen für ihn bittet, und dass die Gottesmutter bekanntermaßen ein unausschöpfliches Potential an Vergebung hat – nun ja, irgendwie, aber doch ziemlich katholisch und unkatholisch zugleich. Dass aber Faust am Ende von den Mitternachtskindern begrüßt wird (und ja, ich denke, nein, ich bin

ganz sicher, Salman Rushdie kennt die Stelle, und seine *Midnight's Children* sind definitiv faustisch-mephistophelisch verwirbelt), dass die früh verstorbenen Knaben ihn, dem dreifach beraubten Vater, zu ihrem neuen Lehrer in den himmlischen Sphären wählen – da kann ich, immerhin, eine schöne Gerechtigkeit erkennen (eine gesteigerte Kernfamilie?). Na gut, auch eine ironische.

αωαωαω

Vertrauen, 1

Vorerst aber *Vertrauen*, die erste. Erstaunlicherweise ist das Wort, was vielen Goethe-Kennern dabei zuerst einfällt, das *Weltvertrauen* nämlich, bei Goethe nicht belegt. Es gibt Komposita mit Welt, darunter so schöne wie das zutrauliche ‚Weltkind‘ (Goethe, meistens) und das changierende ‚Weltwesen‘ (Goethe, manchmal, aber meistens eher nicht; das Weltwesen ist entweder ein Wesen für die Welt, ein Weltmann oder eine Weltfrau, ob es das wohl gibt? Weltfrau, das wäre einer eigenen Schöpfung würdig; oder es ist das Wesen der Welt, das Wankelmütigste unter der Sonne, die so verlässlich-vertraulich ihre Bahnen zieht und nach der man sich richten kann). *Weltvertrauen*, vielleicht wäre das auch zu viel verlangt gewesen. Schließlich ist es noch gar nicht so lange her, auch für Goethe, dass das einzige (Nicht-Welt-)Wesen, dem man mit Gründen *vertrauen* haben konnte, Gott war. *Gottvertrauen*, das war nicht ein Luxus, das war Pflicht für den Christenmenschen, und warum auch nicht? Hätte man denn Gott kritisieren sollen, heute wieder nicht gnädig genug gewesen, und niemals begründet er seine Gottesentscheidungen ordentlich, und an der Kommunikation mit den Weltwesen, den wankelmütigen, muss auch noch gearbeitet werden, brennende Dornbüsche funktionierten auf Dauer einfach nicht gut genug, und Gesetzestafeln zerbrechen viel zu leicht, wie man schon ganz am Anfang gesehen hat? Nein, *Gottvertrauen* hat man zu haben. Christenpflicht und so, nicht begründungspflichtig. Anderswo hingegen muss man

sich *Vertrauen* verdienen; in Ämtern, in Berufen, als Bürger eben; Bürgertum könnte man geradezu als säkularisierten Verdienstadel definieren, nur noch Verdienstplichten, aber keine Maskenbälle und Leibeigene mehr, dafür ein Lohnzettel. Und so langsam wechselt das *Vertrauen* seine Kleider und zieht Amtskittel an. Experten, das sind die neuen Götter, denen wir *Vertrauen* schenken sollen (Corona guckt um die Ecke und grinst, sie hat uns gerade einige Lehren über die *Vertrauenswürdigkeit* medizinischer Experten erteilt, sie waren nicht – *vertrauen-erweckend*). Ärzte, Politiker, Wirtschaftsweise (ein Euphemismus, wenn es je einen gab; wenn die Leitwährung der Wirtschaft Weisheit wäre, wären sie lange schon pleite; zum Glück aber ist es Expertentum). Ein Experte ist jemand, der vor allem darin Experte ist, Experte zu sein (von mir, nicht von Goethe). Goethe hingegen hat sehr daran gearbeitet, Experten- und Dilettantentum dazu zu bringen, sich wechselseitig zu *vertrauen*; ein schwieriger Job, selbst für ein doch in gewisser Weise ziemlich weltkundiges Weltkind wie Goethe! Aber immerhin, man kann sich *Vertrauen* verdienen; in der Wissenschaft, in der Politik, im Amt, und vielleicht ist es das einzige Verdienst, das wirklich den Aufwand lohnt (Geld ist nur eine angenehme Nebenwirkung. Na gut, eine ziemlich angenehme Nebenwirkung. Na gut, in gewisser Hinsicht unersetzlich. Wir werden zum Geld zurückkommen).

Und Goethe freut sich, wenn er mal wieder *Vertrauen* verdient hat, er arbeitet wahrlich genug dafür. Er freut sich auch, wenn *Vertrauen* erwidert wird, wenn man sich darauf verlassen kann, wenn es eine Beziehung trägt auch in Zeiten von Schwere und Abwesenheit. *Vertrauen* ist eine Basis menschlicher Existenz, um es etwas pompös zu sagen; eine Existenzversicherung jenseits des modernen Anspruchsdenkens („Ich habe ein Grundrecht auf Vertrauen“, würde es heute heißen; und dann würde man eine Initiative starten, es in die Menschenrechte aufzunehmen, damit man es auch einklagen kann, entgangene *Vertrauensleistung*, in Tagessätzen). Aber am allerbesten, am aller schönsten, sozusagen am göttlichsten ist es, wenn man *Vertrauen* geschenkt bekommt. Ganz jenseits von Verdienst und

Einklagbarkeit, einfach so. In Goethes Romanen, die auch nur sehr weltkluge Verhaltensbücher sind, wird Menschen immer wieder spontan *Vertrauen* geschenkt; *Vertrauen auf den ersten Blick*, sozusagen, „*ich weiß nicht, woher mir das Vertrauen kommt*“, sagt eine Figur in den *Wanderjahren*, einem Buch, das Vertrauensverhältnisse durchbuchstabiert, in Eltern-Kind-Verhältnissen, Freundschaften, Liebschaften; zwischen Schülern und Lehrern und zwischen Wissenschaftlern; zwischen Handwerkern und Theoretikern; in Gemeinschaften und Gesellschaften.

Vertrauen, wird Niklas Luhmann viel später sagen, ist ein grundlegender Mechanismus zur Reduktion von Komplexität. Ohne *Vertrauen* würde kein Mensch morgens einen Fuß aus dem Bett setzen, viel zu gefährlich, der Fußboden könnte einbrechen, ist alles schon dagewesen. Je stärker die Komplexität ansteigt, desto mehr *Vertrauen* wird benötigt; manchmal geradezu inflationär viel *Vertrauen* (ja, Corona ist schon wieder da und grinst hämisch)! Ich glaube trotzdem, dass Goethe und Luhmann sich gut verstanden hätten (wenn Goethe ‚Steigerung‘ sagt, dann meint er im Wesentlichen: Verarbeitungskapazität für Komplexität, die auch nur ein anderes Wort für ‚Welt‘ ist). Sie hätten sich viel zu sagen gehabt. Vielleicht sogar hätten sie sich, spontan und unbegründet und auf den ersten Blick, *Vertrauen* geschenkt. *Vertrauen* nämlich, und das gilt nicht nur für Gott und Geld (das ist, wie ich zu meinem Entzücken gelernt habe, ein Rechtsgrundsatz aus dem Zivilrecht: ‚Geld hat man zu haben!‘) – *Vertrauen* hat man zu haben. Nicht nur, um morgens aufzustehen, oh nein, auch um sich abends schlafen zu legen (ein viel größerer *Vertrauensakt*, wer weiß denn, ob man wieder aufwacht?). *Vertrauen* kommt in Vorschüssen und wird, mit Glück, zurückerstattet mit Zinsen, zum Beispiel in der Liebe, wenn es sie denn gibt, als ultimativem Akt wechselseitigen *Ur- und Weltvertrauens* (*grenzenloses Vertrauen*, das schreibt Goethe immer wieder ausschließlich an Charlotte von Stein, die eine, die unerreichte Geliebte; *grenzenloses Vertrauen* überkomme ihn bei ihr und nur bei ihr, und vielleicht, vielleicht würde daraus sogar einmal: *Vertraulichkeit* werden („*wenn ich dich liebe, was geht dich das an?*“).

Aber selbst, wenn es sich herausstellt, dass es ein fauler Kreditnehmer war: *Vertrauen* hat man zu haben, auch in Ermangelung von Beweisen für seine Existenz. Das (*romantische*, siehe gleich) Selbst aber, das in der Moderne das *Vertrauen* usurpiert hat wie so vieles andere auch – ihm kann man, und das muss man Goethe, der *Selbstvertrauen* nicht nötig hatte, weil er *Weltvertrauen* hatte, glauben; dem *Selbstvertrauen* also kann man am allerwenigsten *vertrauen*.

αωαωαω

Vertraute

Vertraute. Manchmal weiß man nicht, ob das Leben oder das Drama zuerst da war, und das ist ernst gemeint. Vielleicht haben sich die Menschen ja wirklich irgendwie irgendwann völlig natürlich verhalten, in einem Zustand paradiesischer medialer Unschuld und Unbelecktheit, und also: jeder anders, weil sie noch keine Vorstellung im Kopf oder gar vor Augen hatten, wie man sich in jeder gegebenen Situation des menschlichen Lebens rollengemäß zu verhalten hat? Und das nicht etwa nur, um sich anzupassen und keinerlei Anstoß zu erregen oder nicht aufzufallen, oh nein! Sondern: Um uns die Mühe zu sparen, eigene Reaktion zu haben, ein originelles Verhalten, über das man ja gar erst nachdenken müsste, wenn es nicht spontan kommt! Jetzt hat jede so viele Hochzeiten gesehen, dass die eigene nur ein *B-Movie* mit schlechteren Darstellern, schlechterem Wetter, einer schwächeren *Location*, nicht so sensationellen Blumen und einem Essen, das schon heiß nicht besonders gut war, sein kann. Und gerade heute beschlich die Redaktorin sogar, irgendwann beim Staubsaugen, der Gedanke, dass der Roman wirklich zu Ende geschrieben ist, also: der Roman als Liebesgeschichte, was er mehr oder weniger war und ist (parallel dazu scheinen auch die Liebesgeschichten in der Realität gerade sehr viel andere Formen anzunehmen). Die Geschichte ist oft genug erzählt, die Geschichten auch, und auch die Nicht-Geschichte oder die Anti-Geschichte, und in jeder denkbaren oder auch

nicht denkbaren Erzählform. Bücher sind vorbei, Papier-, Energie-, Ressourcenverschwendung. Wahrscheinlich wird die *Augmented Reality* das neue Ding, eine Art Prothesen-Realität, in der jede so prächtig heiraten kann wie Kim Kardashian, die ich immer häufiger auf der Straße sehe, als *Clone* natürlich.

Darauf gekommen ist die Redaktorin, die immer noch über dem *Vertrauen*-Berg grübelt, bei den *Vertrauten* (nicht der *Vertraut*, die hat schon einen eigenen Artikel). Denn Vertraute, so stellte sich im halbwegs übersichtlichen Kärtchen-Stapel bald heraus, kommen vor allem im Drama vor; sie sind meist Bediente, Kammerzofen oder Burschen, halt unteres Personal, das dazu dient, dass sich die eigentlichen Helden und Heldinnen aussprechen können, ohne dass ihnen ein gleichwertiger Gesprächspartner irgendwie mit einer eigenen Geschichte dazwischen springen könnte („du, ist mir total genauso gegangen, weißt du!“ Und schon ist der Gesprächsfaden gehijackt worden). Damit die Handlung nicht nur vorangeht, sondern mit Zuschauern und Zuhörern vor sich geht, sind die *Vertrauten* notwendig; einem Unvertrauten würde man schließlich nichts anvertrauen, aber Vertraute stehen, weil sie so heißen, unter Schweigepflicht und müssen zuhören, egal ob sie eigentlich das Pferd striegeln oder die Spitzenhandtücher bügeln müssten. Weil das so ein unnatürliches Verhalten ist, haben wir es gesellschaftlich ausgelagert auf verschiedene Berufe, Pfarrer zum Beispiel. Oder politische Berater, der sogenannte „engste Führungskreis“ eines ansonsten nicht arg vertrauenswürdigen und vertrauensgeneigten Tyrannen zum Beispiel. Kindermädchen müssen zuhören, na gut, und Freunde. Sie alle, und da glauben wir dem Bild mal wieder, „spielen“ halt den Vertrauten.

War das Drama zuerst oder das Leben? Die antiken Autoren hatten dafür, da hat Goethe mal wieder recht, die schönere Lösung, nämlich den Chor, eine Art kollektives Vertrauens-Zuhör-Gewissen, das alles hörte und ziemlich vernünftig darauf reagierte. Denn das ist der Trick am *Vertrauten*: Er hört zu, es ist sein Job, aber er reagiert auch, wie minimal auch immer (aber eben nicht mit einer eigenen Geschichte). Er treibt damit das

Gespräch voran, wenn es sonst ziemlich asymmetrisch bleibt und der *Vertraute* niemals der Held wird, sondern immer *sidekick* bleibt. Und er erspart damit dem Zuschauer/hörer das immer etwas trostlose Hilfsmittel des Autors, wie zum Beispiel Alfieris (muss man nicht kennen, es reicht, dass Goethe ihn kennt): „*Mein Zustand kommt mir vor wie ein Trauerspiel des Alfieri, da die Vertrauten völlig ermangeln, so muß zuletzt alles in Monologen verhandelt werden*“. Oder, das zweitschlimmste: „*Erzählung, und ein Vertrauter, der seine paar Pfennige quer hinein dialogisiert*“. Für Pfennige bekommt man tatsächlich auch heute nix mehr, weder im Drama noch im Leben. Wovon man aber im Leben noch lernen könnte vom Drama, ist die Eindeutigkeit in der Zuordnung, die viele Missverständnisse und fehlgeleitete Vertrauensergüsse erspüren könnte: „*wie der Held immer den Mantel auf der rechten Schulter und der V. auf der linken trüge, so daß man sie daran erkennen könne*“. Das muss natürlich ein wenig angepasst werden, schließlich kann man nicht immer den Mantel mit sich herumtragen wie in einer Mantel-und-Degen-Komödie! Wahrscheinlich wird man auf Handtaschen umsatteln müssen: Clutch rechts, Clutch links?

αωαωαω

Romantik

Romantik. Goethe war kein Romantiker. Er war ein Klassiker, der die Antike nicht nur in Italien suchte, sondern auch in Weimar fand; er fand sie überall dort, wo Menschen wahrhaft menschlich sind, und das meint nicht, dass sie besonders viel irren oder besonders schwach sind, eher im Gegenteil. Auf diesen Gedanken kamen erst die *Romantiker*; und Goethe war anfangs auch ein wenig wohlwollend; jugendliches Schwärmer-tum war ihm durchaus nicht ganz fremd, auch wenn er es sich mit *Werther* vom Leibe geschrieben hat, der es, wie später die *Romantiker*, ja auch eher mit der Krankheit zum Tod als mit der großen Gesundheit zum Leben hatte, die erst Nietzsche

romantisch genug war zu erfinden. Aber Goethe wurde alt genug, um die ziemlich fatalen Folgen eines jugendlichen Größenwahns, der sich corona-artig über die geschwächten Köpfe und Herzen der Zeitgenossen verbreitete (sie waren gerade dabei Gott endgültig zu verlieren, man muss nachsichtig sein, das war ein langer und traumatischer Prozess), zu sehen; und er sah, wie es um sich griff, das Absurde, das Abstruse, das Fratzenhafte einer ultimativ freigesetzten Phantasie, die nun halt- und formlos über den Dingen schwebte, den lieben, nahen, realen, wirklichen; sie zog dabei die Nase kraus und schrie: ‚Philister! Philister! Dreimal Philister!‘

Ach, was kann man mit der Phantasie alles machen, wenn man sie freisetzt! Aber ihre Strahlung, ihre Strahlung, die ist schwer kontrollierbar, sie dringt in die Gehirne ein und gaukelt ihnen die schönsten Dinge vor: Nicht drei Wünsche hat der *Romantiker* frei, nein, unendlich viele, denn wünschen ist wichtiger als wissen, sehnen höher als erreichen, träumen so viel leichter und schöner als verwirklichen! Seit der Erfindung der *Romantik* leidet die Menschheit unter einer Art Phantomschmerz: Die Abwesenheit des Unendlichen macht sie schier krank, das fehlende Ideal wird als realer Verlust erfahren, demgegenüber alle handgreiflichen Verluste nur – Philisterbauchweh sind, heilbar durch Rhabarber, ein verpestendes Pfeiflein oder (schwachen) Alkoholgenuss. Krank, sagte Goethe mit der ihm eigenen Deutlichkeit, komme ihm das vor. Aber nun gut, ab und zu wollen die Leute halt krank sein; wenn man krank ist, macht man Erfahrungen, die man als Gesunder nicht macht (schmerzhaft erlungene Weisheit der Redaktorin). Auf die meisten davon kann man verzichten, aber einige – nun ja, haben etwas. Fieberträume, zum Beispiel, ein merkwürdiges Gefühl von Nebensich-Stehen im Raume, die Dinge verlieren ihre Kanten und verschmelzen ein wenig, man ist gleichzeitig mehr bei sich und mehr außer sich. Oder das Nachdenken und die Zeit, wenn das Schlimmste überstanden ist und man nicht mehr hadert oder konzentriert leidet; man liegt schwächlich im Bette, und man schaut ein wenig, und man denkt ein wenig, aber man hat kein rechtes Ziel, alles ist leicht und schwer zugleich und dann

schläft man wieder ein wenig. Das Leben hat Pause, das anstrengende, pausenlose, das immer etwas will von uns.

Goethe war mehrmals ernsthaft krank in seinem langen Leben, schlimm sogar, das kam früher häufiger vor (noch nicht einmal Aspirin war erfunden, und die Winter waren ein langer feuchtkalter Alptraum in nicht zentralbeheizten Räumen). Und er war auch, geben wir es ruhig endlich zu: ein *Romantiker*. Er konnte, so muss man besser sagen, auch ein *Romantiker* sein; genauso wie er ein Klassiker sein konnte. ‚Romantik, Klassik, das sind doch auch nur ästhetische Begriffe‘, hätte er vielleicht augenzwinkernd gesagt zu einem gewissen Känguru; natürlich regen sich die Leute darüber auf, wieder einmal sind sie in zwei Parteien zerfallen, ist es nicht irgendwie lustig und immer das Gleiche mit dem den Geist verpestenden Parteiengest? Über alles können die Menschen in zwei Parteien zerfallen, und die Politik ist nur derjenige Zerfallsprozess, der die meisten Opfer an Leben und gesundem Menschenverstand fordert.

Aber ist nicht alles in der Natur in zwei Teile zerfallen? Und dann packte er ein paar Polaritäten aus, gern aus den Naturwissenschaften, weil man dort nicht sofort Partei ergreifen musste: Plus ist nicht besser als Minus, die Anziehung braucht die Abstoßung, wer nur einatmet, stirbt genauso schnell wie diejenige, die nicht ausatmet – und haben wir nicht auch zwei Geschlechter, Mann und Frau, Frau und Mann, die nur zusammen ein Ganzes machen, genau wie Einatmen und Ausatmen? Polaritäten sind Gegensätze ohne Wertungsvorzeichen. Noch nicht einmal Gut und Böse sind – besser oder schlechter. Wer das nicht versteht – nun, der ist wohl ein unheilbarer *hardcore-Romantiker*, der Partei für das Ideale, Weltferne, Nicht-Erreichbar, Nicht-Geformte, Grenzenlos beigetreten und preist nun das verabsolutierte Plus, die ins Gigantische aufgeblasene Anziehung (*romantische Liebe*, kommt später, aber nur kurz, sie hat es nicht besser verdient), das konsumierende Einatmen ohne das loslassende, verzichtende, ausgleichende Ausatmen. Und natürlich kann man diese Partei ergreifen – man kann zum Beispiel eine *klassische* und eine *romantische* Walpurgisnacht schreiben, sind

halt verschiedene Hexen und Göttinnen, andere Farben, andere Lichter, andere Tänze und Gespenster. Wichtig ist aber, dass man (einatmend) beides schreibt; dass man seine Partei (ausatmend) auch wieder loslassen kann. *Klassisch, romantisch*, ja durchaus, Facetten des Menschlichen, des Universums wie des winzigen Teils, den die Dichtung darin ausmacht. Genauer gesehen, gab es auch *romantische* Elemente in der klassischen Antike (wenn Platon kein Romantiker war, weiß ich es nicht; wohingegen Aristoteles schon ziemlich sicher der größte anzunehmende Realist war). Und natürlich gibt es auch klassische Elemente in der *Romantik*; niemand, so schreibt Goethe einmal, der eine klassische Bildung erhalten habe (also: jeder, der eine männlich-akademische Bildung erhalten hatte in seiner Zeit), könnte das jemals verlieren (na gut, man kann. Jeder kann sich irren), und nicht nur deshalb hatte er große Achtung für die besten klassisch Gebildeten unter den *Romantikern*.

Aber das zutiefst Lebensfeindliche der todestrunkenen *Romantik* – war dann doch schwer zu ertragen für das Weltkind, den Lebenskünstler, den so vielfältig im Realen Tätigen und Wirkenden. *Romantisch* sein konnte man zwischendurch, für eine Geschichte, ein reizendes Märchen, ein stimmungsvolles Bild, ein abenteuerliches Schicksal, eine Arabeske und Kleinigkeit, in der so viele *Romantiker* brillierten, die es aber über das Fragment nie herausbrachten. Dann aber hatte man wieder demütig zurückzukehren; sogar Odysseus fand nach langen Jahren des herumschweifenden Romantikertums wieder nach Hause zu seiner Ehefrau, der unermüdlich webenden Penelope, und man hatte zu bleiben und zu wirken und zu bauen (leider hat Homer, der in gewisser Hinsicht auch ein *Romantiker* war, diese Geschichte nicht erzählt).

Ironie der Geschichte: Lustigerweise lebt heute das *Romantikertum* vor allem dort fort, wo es sprachlich und ideell hergekommen ist – in unendlich variierten Romanen von der *romantischen Liebe* (der *romance* des hohen Mittelalters mit der reinen Liebe zur hohen Dame); in *romantischen* Stimmungen (Kerzenschein und Mondlicht) und Landschaften (,wildromantisch' pflegte

mein Vater manchmal zu sagen, vor allem angesichts von zerklüfteten Felstälern in den Alpen, und damit war er gar nicht so weit weg von Goethe; er sagte es aber wie ein Fremdwort, das endlich auch einmal benutzt werden musste, und ich war gleichermaßen verwirrt und seltsam gerührt, was dachte er sich um Himmelswillen dabei?). *Romantik* kann man heute buchen, als Reiseziel oder *romantisches* Dinner. Wäre es nicht schön, wenn man Klassik auch buchen könnte, am besten als Gesamtpaket, ‚klassische Bildung‘? (und ich meine damit nicht Städtereisen nach Weimar!) Leider kann man nicht, trotz Studiosus. *Romantik* ist für Anfänger, Klassik aber eine Sache für Könner. Das macht ein wenig -

αωαωαω

Verdruß

Verdruß. Es gibt Wörter, die erzeugen besonders zuverlässig die Stimmung, die sie ausdrücken. Während bei der ‚Freude‘ die inneren Mundwinkel nach oben gehen und sich das Lächeln zu den Augen vorkämpft, nehmen sie beim *Verdruß* den umgekehrten Weg. *Verdruß*, igitt, schon der Gedanke, ganz mies (Mundwinkel noch weiter unten). *Verdruß*, das hat so was – *Verdrießliches*. Man wird ganz *verdrossen*. *Ver-drossen*, was soll das eigentlich sein? Und während man anfängt, die Mundwinkel durch einen kleinen Akt der Reflexion (ich finde, das ist meist eine erfreuliche Angelegenheit, aber natürlich nicht immer, *melencolia* sitzt *verdrossen* da, genau, erst jetzt fällt mir auf wie *verdrossen* sie schaut!) wieder langsam nach oben zu bewegen, fällt einem auf, dass man das Wort eigentlich niemals benutzt. ‚Heute habe ich aber wieder einmal einen ordentlichen Verdruß gehabt im Büro!‘ Nee, kommt nicht vor. Bei Goethe hingegen schon, und gar nicht so wenig. Der *Verdruß* lauert geradezu, in unendlich vielen Bedeutungsvarianten, und ein paar davon sind sogar heute noch gut nachvollziehbar: Ein Pferd läuft panisch auf eine Kreuzung irgendwie in Neapel, es bildet sich ein Verkehrsstau, welch ein *Verdruß*! (man sieht so richtig die

Italiener fluchen und schimpfen, und komischerweise übersetzt Goethe in der Cellini-Biographie gefühlt zehn verschiedene italienische Vokabeln allesamt mit *Verdruß*. War Cellini besonders *verdrossen*? Sind Italiener besonders *verdrossen*? Wir werden darauf zurückkommen). Oder Hundegebell, *Verdruß schier*, sagt Goethe; manche Dinge ändern sich halt nie. Na gut, das Büro kommt nicht, aber viel Offiziöses, Personal, Institutionen, Behörden, *Verdrußmaschinen* bis heute („das Finanzamt hat mir aber mal wieder so richtig Verdruß gemacht heute!“ Nee, geht auch nicht. Auch nicht der Strafzettel). Aber warum ist uns der *Verdruß* heute sprachlich abhandengekommen, wo doch seine Ursachen geradezu ins Endlose vermehrt scheinen? (mehr Verkehr, mehr Hunde, ganz sicher mehr Behörden und Formulare)? Warum sind wir nur noch genervt oder gestresst, niemals aber mehr *verdrossen* oder *verdießlich*? Nur Wortwandel, oder steckt darunter ein tiefer, tiefer Sinn?

Interessanterweise versagt in diesem Fall auch das erste Hilfsmittel der gewieften (naja, es wird langsam) Lexikologin, die Etymologie. *Verdruß* scheint nämlich, trotz des verräterischen *Ver-*, eine Art Wurzelwort zu sein. Es gab niemals den ‚Druß‘ oder ‚Drieß‘, den man ver-stärken konnte, sondern schon die ersten Belege sprechen vom ‚Urdruz‘ (was einem schon fast wieder die inneren Mundwinkel nach oben ziehen könnte), und vielleicht war ja wirklich, ganz am Anfang, der reine und schiere *Verdruß*? Dafür könnte immerhin sprechen, dass die üblichen Synonyme recht häufig ein gar negatives ‚un‘- kombinieren: Verdruß ist eine Art – Un-lust, Un-willen, Un-mut. Also all das, was das Leben sozusagen vom Grunde auf, ursprünglich (Urdruz!) annagt: Keine Lust mehr (na gut, vielleicht eines der wichtigsten modernen Synonyme, Null Bock!), kein Willen mehr, kein Mut mehr. Ist *Verdruß* vielleicht – die Urform der Depression? Melencolia neigt ihren schönen, schweren Kopf noch etwas mehr in die Handfläche (der Dürer’sche Druck ist gleichzeitig wahrscheinlich die erste Darstellung einer klassischen Null-Bock-Haltung, sozusagen der depressive Kontrapost) und schweigt *verdrossen*; der kleine Dämon über der Schulter zuckt mit selbiger.

Aber Depression, *Verdruß*, ist das nicht ein wenig – nun ja, allzu unlustig vereinfacht, allzu unmutig auf den Begriff gebracht? Depression, dieses ungeheure schwarze Loch, von dem die Redaktorin vermutet, dass es Goethe kannte (es gibt Phasen, da verließ er das Haus nicht und sprach mit keinem)? Da wirkt ein *Verdruß* doch eher wie ein etwas feuchter Nebel, der einen umschwadet (ja, eigener Versuch in Wortmacherei), der die Stimmung eher eintrübt (trüb, kommt noch, ganz schwierige Sache!) als radikal schwärzt. Nein, der *Verdruß* lauert zwar überall, aber er versteckt sich eher im Trivialen als im Existentiellen. Er ist ein Generalbegriff für all das, was einem so auf die Nerven geht, dass man noch nicht einmal mehr Lust hat, einen ordentlichen Namen dafür zu finden! Man will einfach gar nicht drüber reden. *Verdruß*, Punkt. ‚Geh mir doch weg!‘

Auf Nachfrage allerdings wüsste man vielleicht einen Grund zu nennen. Denn seltsamerweise sind sich die historischen Lexikologen-Gewährsmänner (also Adelung und die vielen gelehrten Männer, die sich hinter dem Sammelnamen ‚Brüder Grimm‘ verstecken) einig, dass man hier ein ganz besonders fremdartiges Klassifikationsschema benutzen muss: *Verdruß* sei also zum einen dieses seltsam undefinierte, zweifellos aber negativ konnotierte Gefühl von Unlust-Unwille-Unmut, lassen wir es mal bei diese schönen negativen *Un*-Trias (man kann sich ja drei griesgrämige Musen dazu imaginieren, die Kleider hängen ungebügelt herab und werfen keine schöne Falten, *verdrießlich* fassen sie sich gegenseitig an die Nase und stolpern über im Weg liegende Steine). Insofern kann es dann viele Namen tragen, man könnte geradezu von *fifty shades of Verdruß* sprechen: Ärger, Wut, Zorn, Groll, Trauer, Empörung, Unbehagen, Lustlosigkeit, Langeweile, Trostlosigkeit, Missfallen, Verstimmung und so weiter bis ins Aschgraue, eine extrem unangenehme Verwandtschaft insgesamt, mit entfernten Cousins wie Ekel oder Großanten wie dem Missmut. Dazu aber kommt, als zweites Klassifikationskriterium, dass *Verdruß* ursprünglich auch das Wort für den Anlass des Missfallens selbst ausdrückte: Deshalb konnte Goethe sagen, dass er einen – spezifischen – *Verdruß* gehabt habe. Das Hundebellen zum Beispiel.

Oder, was auch häufig vorkommt: Wenn er sich jetzt zu diesem oder jenem öffentlich äußern würde, wie man mal wieder von ihm verlangte (war man denn der *talk master* der Nation?), würde er sicherlich nichts als *Verdruß* davon haben. Einen *shitstorm*, würden wir heute sagen; *shitstorm* ist überhaupt ein gutes Synonym für Dinge, die einen *Verdruß* machen, und Goethe wäre der letzte gewesen, der sich über einen guten Fäkalscherz empört hätte, immerhin hatte sein Götz das Arschlecken in die Weltliteratur eingeführt, und auch Mephisto mag es gelegentlich derb. Ein *shitstorm* ist also zum einen definitiv ein massiver *Verdruß*, der dem so Bewehrten zugefügt wird; und dieser fühlt anschließend den *Verdruß*, er ist *verdrossen* (*unverdrossen*, das sagen wir immerhin vielleicht noch gelegentlich. Auch wenn wir es immer weniger sind). Was will uns das nun sagen, dass das gleiche Wort die Ursache für ein Gefühl und das Gefühl selbst ausdrücken kann?

Na gut, das gleiche gilt immerhin für Unglück; ein Wort, das wir nun durchaus verwenden, mir ist ein Unglück zugestoßen, ich fühle mich unglücklich. Aber, sprachphilosophisch ja interessant: Das zugestoßene Unglück ist ungefähr genauso vage wie der zugefügte *Verdruß* – irgendetwas Negatives halt, das Wort hat einen kleinen euphemistischen Schleier, man möchte halt nicht so gern genau davon sprechen, was da nun wieder schiefgegangen ist; ein Unglück halt, aber wird schon kein Beinbruch sein (obwohl der Beinbruch wahrscheinlich ein Inbegriff von Unglück ist. Oder von *Verdruß*?). Hingegen tun wir so, als wüssten wir, was wir meinten, wenn wir davon sprechen, dass wir unglücklich seien. Tun wir aber gar nicht. Unglück ist ungefähr genauso unscharf wie *Verdruß*; es ist sein großer Bruder, sozusagen, der überlebt hat, weil ‚Glück‘ nun mal so ein schöner Begriff ist (im Gegensatz zum nicht vorhandenen ‚Druß‘ oder ‚Drieß‘: ‚Ich bin heute aber echt drußig drauf!‘). Kein Mensch weiß aber, was Glück ist. Man kann es noch nicht einmal haben, es überfällt einen nur unerwartet und bleibt nie zum Kaffee.

Der *Verdruß* hingegen ist gekommen und geblieben. Er hat zwischendurch eine kleine begriffliche Frischzellenkur gemacht und nennt sich jetzt – endlich kommen wir auch dahin, wie versprochen! – ‚Stress‘. Alle sind gestresst und genervt. Sie haben auch gute Gründe dafür (siehe die Verwandtschaft von *Verdruß*). Es hört sich nur irgendwie handfester an, wenn man Stress hat und genervt ist. Stress kommt nämlich von Hormonen, man weiß zwar irgendwie noch unscharf, dass es guten und schlechten Stress gibt, aber insgesamt: ist Adrenalin meistens eine Plage. Und Nerven gibt es auch. Selten sind es Drahtseile; mit zunehmendem Alter werden es immer fadenscheinigere Fäden, und wenn der *Verdruß* allzu groß wird – reißen sie halt. Das ist extrem *verdrießlich*. Aber vielleicht war es schöner, *verdrießlich* zu sein als genervt. Man konnte immerhin – und die Bedeutung findet sich erstaunlich häufig bei Goethe (aber nun gut, auch hier überdurchschnittlich häufig in der Cellini-Übersetzung, was nun wohl doch mit dem größeren, wie soll man sagen: Grollpotential der leicht entflammaren italienischen Renaissance-Seele zusammenhängen mag?); man konnte also immerhin jemanden, schier zum *Verdruß*, sterben. Man soll nicht über den Tod scherzen (also: vielleicht schon über den TOD; aber nicht über das Sterben); aber diese Art von Logik ist nun wirklich allzu-menschlich.

αωαωαω

Verpflichten

Verpflichten. Nun ist die ‚Pflicht‘ ja durchaus ein moralisch schwer beladener Wortesel, gerade zu Goethes Zeiten, sie streitet mit der ‚Neigung‘, die leicht dahingaloppiert, und mürrisch und stoisch müht sich der Esel, und die Pflicht tut man halt, ob man will oder nicht und Kant zuliebe oder zum Trotze. *Verpflichten* aber, die verlängerte, verstärkte, verbindlichere? Pflicht – hat etwas geradezu behördlich Trockenem bei Goethe. Auf den ersten Blick wenigstens. *Verpflichtungen* sind amtlich, dienstlich, vertraglich; sie sind dafür, dass das Bürgertum und

mit ihm die Lebensarbeitszeit gerade erst erfunden worden ist, geradezu erstaunlich häufig verbunden mit Anstellungsverhältnissen, beruflichen Obliegenheiten, eingegangenen Verbindlichkeiten (na gut, so etwas tut halt ein Minister und Verwaltungshengst, die Zeiten ändern sich mal wieder gar nicht so sehr). *Verpflichtung*, laaaaangweilig! Aber dann. Auf einmal *verpflichten* sich alle möglichen Leute selbst. Zu Verbindlichkeit, klar, es gehört sich halt so, hat die Mafia ja auch erkannt und ein Geschäftsmodell daraus gemacht. Zu Dank, Dankespflichten sind überhaupt eine schwere Last, weshalb man sich heute ja lieber gar nichts mehr schenken lässt, man könnte sich ja verbinden, *verpflichten*, zu einem freundlichen Wort, einer verbindlichen Geste, und schon ist man: nun ja, irgendwie nicht mehr frei. Ein Schuldner im Geiste (ist man sowieso, aber es geht ja nur um gefühlte Schuld und gefühlte Freiheit). Aber Goethe lässt nicht locker. Natürlich geht auch der Autor *Verpflichtungen* ein, und nicht nur gegenüber seinem Verleger und Buchhändler, nein, auch gegenüber der Leserschaft! Niemand zwingt ihn, oh nein, er *verpflichtet* sich nämlich selbst. Man stelle sich vor: sich selbst zu etwas *verpflichten*! Etwas zu tun, weil man sich eine Verantwortung zugezogen hat! Niemand hat einen gezwungen, man musste keinen Vertrag unterschreiben, keinen Eid ablegen, keine Befehle befolgen, nein, nein, nein: Es gehört sich einfach so. Taten haben Folgen, sie erzeugen Verbindlichkeiten, *Verpflichtungen*. Man weiß sofort, warum heute keiner mehr eine wie auch immer minimale Entscheidung selbst treffen möchte: Könnte man doch, versehentlich, instinktiv, ganz wider Willen ein Gefühl von diffuser Verantwortlichkeit entwickeln. Gar aber sein Leben, sein Herz, sein Leib und Gut zu *verpflichten*, es einem anderen zu weihen und zu widmen, wie es Goethes Dramengestalten gelegentlich tun: undenkbarer Gedanke! Verstoß gegen die unveräußerlichen Menschenrechte! Dass man Leib und Leben und vor allem eine sehr ominöse „Selbstverwirklichung“ aber in freiem Willen und Wollen dahingeben könnte, weil man sein Menschenrecht darin sieht, eine wirklich freie Wahl zu treffen; dass auch in der völligen Hingabe, in der willentlichen Entsagung, in einem religiösen

Akt der Weihe und einer bewussten, gewählten, hingebungs-vollen *Verpflichtung* das wahre Menschenrecht bestehen könnte – ist ein Verstoß gegen die moderne und absolute Pflicht zur Selbstbehauptung um jeden Preis (*good for you!* ist ihr Motto).

An dieser Stelle möchte ich eine Anekdote darüber erzählen, wie ich mit einem moralischen Rigoristen und absolut Modernen über Frau Katia Mann stritt; ich hatte mich gerade sehr damit beschäftigt, mit ihr selbst und mit ihrem Verhältnis zu ihrem Mann und ihrer großen Intelligenz und ihrer großen Entscheidung, ihr Leben ganz diesem Mann und seinem zweifelsohne überragenden Talent zu verpflichten. Der moralische Rigorist warf mir entgegen, begründungsfrei natürlich: Sie hätte niemals eine Wahl gehabt. Es sei in jedem Fall die falsche Entscheidung gewesen. Sie hätte sich immer für ihr eigenes Interesse entscheiden müssen, ‚ihren eigenen Weg gehen müssen‘ (ich gebe zu, ich füge diese Floskel aus böser Absicht ein), sie habe ihr Leben umsonst dahingegeben. *Verpflichtet* ist man heute nämlich nur dazu, absolut modern zu sein und sich selbst zu verwirklichen. Seitdem zünde ich eine kleine geistige Kerze für Katia Mann an, wann immer ich eine Gelegenheit dazu sehe; sie hat sich einem anderen *verpflichtet*, sie hat ihr Leben geweiht, es war ihre eigene Entscheidung, es war eine intelligente und bewusste Entscheidung, mehr noch: Es war eine wahrhaft freie Entscheidung. Denn hier treffen sich Goethe und Kant dann doch, die beide intelligent und frei genug waren, um zu wissen, dass man gar keine Wahl hat. *Verpflichtung* ist: das willig und freiwillig zu tun, was sowieso getan werden muss; und man bekommt ganz selten einen Orden dafür (wahrscheinlich hat sich Katia übrigens mehr über den Nobelpreis gefreut als Thomas, es ist ihr sehr zu gönnen).

αωαωαω

Verpönen

Verpönen. Und auf der anderen Seite wartet die Strafe. *Verpönen*, von lateinisch *poena*, eine der gelungenen Eindeutschungen:

verpönt, das ist ein Wort, das das Naserümpfen praktisch schon beim Aussprechen provoziert, igitt, das tut man doch nicht! Beim näheren Hinsehen aber stellt sich heraus, dass jede *Verpönnung* die alte Wortlast mitträgt; zwar klingt das ein wenig diffus und nicht allzu streng, *verpönt* ist halt, auf offener Straße in der Nase zu popeln, aber im Hintergrund lauert, entmystifiziert und doch nicht zu entsorgen, die Strafe: Die öffentliche Meinung ist um kein Gramm gnädiger als das Strafgesetzbuch, und wer gegen die Majestät der Sitten und Gebote verstößt, schließt sich selbst genauso aus wie der Verbrecher (der nur gegen seine Natur verstößt). Wahrscheinlich wird der Ladendieb eher begnadigt als der, der auf offener Straße in der Nase bohrt. Hier zeigt sich die besonders verstärkende prozessuale Kraft des kleinen *ver-* auf besonders eindringliche Art und Weise: Bestrafen ist eine übersichtliche Angelegenheit, man wird verhauen, zahlt den Bußgeldbescheid, leistet Sozialarbeit. *Verpönnen* aber hört niemals auf. Einmal *verpönt*, immer *verpönt*.

In einem schönen Beispiel spricht Goethe von einem „*verpönten Heiligtum*“; er bezieht sich dabei auf eine sehr unklare mythologische Überlieferung aus der griechischen Antike. Es geht um den verwundeten Philoktet, dessen Wunden aus einer Speerverletzung so entsetzlich stinken, dass ihn seine Kameraden auf einer Insel zurücklassen (was schon für sich einer der grusligsten Geschichten aus der antiken Mythologie ist und dazu noch eklig, aber das ist wichtig für die Geschichte). Später aber, als sie zurückkommen, zeigt er ihnen auf etwas ungeklärte Weise den Weg zu einem versteckten Heiligtum, eigentlich der Athene gewidmet, der hellen, strengen Göttin der Vernunft, aber dahinter lauert eine ältere Inselgottheit, ihr war eigentlich der Tempel gewidmet, deshalb bewacht ihn auch eine Schlange, und als sich die sorglosen Griechen nähern, geführt vom inzwischen einheimischen Philoktet, beißt sie ihn: weil er den Weg zu einem „*verpönten Heiligtum*“ preisgegeben hat. Die Geschichte hat so viele moralischen Schichten, das man gar nicht weiß, wo man mit dem Freilegen anfangen soll: *Verpönt* ist die alte, einheimische, kultisch verehrte dunkle Göttin – die natürlich im Recht ist gegenüber der gelegentlich durchaus

imperialistisch auftretenden Athene; *verpönt* ist das Betreten des Heiligtums durch Ungeweihte, Ungläubige, Fremdlinge (natürlich sind die griechischen Krieger genauso imperialistisch unterwegs wie ihre Anführerin Athene); *verpönt* ist schließlich der stinkende Philoktet, der sich bei seinen ehemaligen Kameraden wieder gutstellen will, aber von ihnen vorher aufs Erbärmlichste *verpönt* wurde – um mit der Schlange, einem ziemlich *verpönten* Tier nicht nur in der christlichen Mythologie, gar nicht erst anzufangen.

Verpönung aber ist – einfach ein mieser Trick, und uralt, wie alle wirklich miesen Tricks: Wenn man keinen ordentlichen Grund hat, etwas ordentlich zu verbieten, einen realen Verstoß mit einer realen Strafe zu belegen – dann *verpönt* man es eben. Klingt harmloser, ist es aber nicht.

αωαωαω

Verlegenheit

Verlegenheit. Ein *Verlegenheits*-Wort. *Verlegen*, das sagt man, wenn man gerade nicht besonders präzise sein möchte, sondern eher diffus. *Verlegen*, *verlegen*, man findet die richtigen Worte nicht, man errötet und entwickelt komische Formen des Übersprungverhaltens (können Tiere *verlegen* sein?). Oder: Man weiß nicht, was man tun sollte, aber irgendetwas muss getan werden; eine Entscheidung ist fällig, eine Wahl, eine Aktion, jedenfalls wird das erwartet (von jemand anders; allein für sich ist keiner um eine Entscheidung *verlegen*, das nennt man: Prokrastination, *Verlegenheitsvermeidung* wäre vielleicht ein passendes Äquivalent). Oder, *verlegen*, *verlegen*, irgendjemand hat etwas ganz Peinliches getan, entweder man selbst (man schämt sich, ein Gefühl, das zu den unangenehmsten überhaupt gehört; man schämt sich schließlich für sich selbst, und ja: das kann man für sich allein) oder für jemand anders (das Fremdschämen ist ja ziemlich in Mode gekommen, man weiß gar nicht, wie man ohne das Wort auskam, hat man sich früher nicht für andere Leute geschämt? Oder haben die Leute früher

einfach nicht so viel Sachen gemacht, für die man sich eigentlich schämen müsste?) Aber wie kriegt man das Wort jetzt beim Wickel, wenn es die ganze Zeit ausweicht, *verlegen*, *verlegen*, die Redaktorin ist um eine Bedeutung, eine Deutung gar *verlegen*!

Na gut, ältester Trick, Etymologie: Jedes Wort hat eine Vorgeschichte, oft versucht es, sie zu verläugnen, aber das hilft nichts, bei Wörtern ebenso wie bei Menschen. *Verlegen* also, und das habe ich zuerst gar nicht verstanden, kommt nicht von ‚legen‘ mit dem üblichen verstärkend-verschlechternden *ver-* dazu; nein, es kommt von, so unser aller Grimm, ‚verliegen‘ – etwas, das zu lange herumgelegt hat, das jetzt vergangen und aus der Mode ist; „*verlegene Waare*“, das hatte mich auf die Spur gebracht, sind ‚Ladenhüter‘, die es offenbar schon immer gab, auch in der frühen Konsumgesellschaft. *Verliegen* tut sich aber nicht nur die Ware, sondern das tun auch Menschen: Sie liegen zu lange irgendwo herum, untätig, unschlüssig, unentschieden; was keinem weh tut und auch ziemlich gemütlich sein kann, außer man wird ertappt. Beim Verliegen. Dann wird man auf einmal, aus heiterem Himmel, *verlegen*. Denn hätte man nicht eigentlich fleißig, überzeugungsstark, entscheidungsfreudig sein sollen, der selbstmächtige Agent seiner selbst, die immer strebend sich Bemühende? Ach, Faulheit war schon immer Sünde, und verliegen tun sich Leute, die meinen, sie wären noch im Paradies und nicht im fortgeschrittenen Spätkapitalismus, wo sich nicht einmal das Kapital mehr verliegen darf, husch, husch, schön produktiv sein und sich vermehren! Wer *verlegen* ist, ist erwischt worden. Bei einer Ursünde. Allein ist niemand *verlegen*, aber sobald sich die bürgerliche Gesellschaft entwickelt mit ihrem hypertrophen Gruppengewissen, häufen sich die *Verlegenheits*-Gelegenheiten.

Zudem ist *Verlegenheit* offenbar eine Art verschärftes Selbstbewusstsein unter Bedingungen der gegenseitigen freiwilligen Permanent-Überwachung. *Self conscious*, das meint im Englischen ganz häufig: peinlich seiner selbst bewusst. Das Selbst wird seiner bewusst und schämt sich. Vorher war es noch unbefangen-unbewusst und hüpfte durchs Leben wie ein

fröhliches Kind, doch plötzlich – hups! – ist es über sich selbst gestolpert, und alle schauen ihm zu, nein, sie zeigen hämisch mit dem Finger. So fühlt es sich jedenfalls an. *Verlegen* ist man nur unter dem Blick der anderen. Kinder sind ziemlich oft *verlegen*. Das ist ziemlich traurig. Denn ein Kind, das *verlegen* ist, ist ein Kind, dem man sein Kindsein versagt hat; ein Kind, das unter Beobachtung steht, und wenn es dann lange genug unter Beobachtung gestanden ist, hat es endlich die Beobachtungsinstanz internalisiert und beobachtet sich fortan selbst von innen, wie alle Erwachsenen (unbeobachtet werden wir aber alle wieder Kinder, wenn wir uns irgendwie die Fähigkeit bewahrt haben und die interne Beobachtungsinstanz, temporär wenigstens, vergessen können).

Verlegenheit ist deshalb (fast) immer blöd, diffus, irgendwie. Empfundene Zwiespältigkeit, so könnte man vielleicht definieren, im Gedenken an Hersilie, die ihre empfundene Gleichgültigkeit schätzt, aber sie verliert, als sie sich in Felix verliebt. In diesem einzigen Fall aber, dem akuten und ganz morgenfrischen Verliebtsein, kann *Verlegenheit* schön sein. Reizvoll. Verliebte, die ja einer Art temporären hormoninduzierten Wahnsinns verfallen sind, der alle inneren Beobachtungsinstanzen souverän überspielt, erröten auch nur, weil der Rest der Welt eben nicht verliebt ist, was ja eigentlich wünschenswert wäre. Sie sind *verlegen*, weil sie auf einmal ein neuer Mensch geworden sind; der alte passt ihnen nicht mehr, eigentlich ist eher der alte, verlassene Zustand ihnen peinlich, „*verlegene Ware*“ geworden. *Self-conscious* heißt in diesem Fall: sich seiner selbst als etwas Neuem bewusstwerden, als einer fortgeschrittenen Lebensform sozusagen, einer über-individuellen (die leider von sehr begrenzter Dauer ist, danach ist man wieder im üblichen *Verlegenheitsmodus* angekommen: *Verlegen* und peinlich berührt über den eigenen Enthusiasmus. Enthusiasmus, überhaupt, ist immer etwas Peinliches). Goethe aber liebt die Verliebten, er kultiviert das Gefühl und ist von großer Dankbarkeit erfüllt, als es ihn selbst in hohem Alter noch einmal überfällt. Er liebt auch die Kinder, immer wieder notieren Besucher erstaunt, wie dieser große, große Mann zum Kind werden kann, mit fremden

Kindern wie später seinen eigenen Enkeln. Nein, Kinder machen Goethe nicht *verlegen*, im Gegensatz zu den meisten Erwachsenen.

War Goethe überhaupt jemals *verlegen*? Um Worte, da sind wir uns ziemlich sicher, sehr, sehr selten; und wenn sein Mephisto Faust instruiert, der zu den „Müttern“ gehen soll und damit in einen Bereich, wo einem die elaboriertesten Sprachfähigkeiten nicht mehr weiterhelfen, da warnt er ihn: Von ihnen sprechen sei „*Verlegenheit*“. Natürlich wusste Goethe, dass man eben nicht über alles sprechen kann, und über das Wichtigste häufig am wenigsten (Geheimnisse, öffentliche, unaussprechlich, aber sichtbar, anschaulich, gewusst). Das ist aber kein Grund, mit sich selbst in *Verlegenheit* zu geraten, im Gegenteil! Man schweige halt, ruhig, seines Selbst sicher, seiner Begrenzungen gewärtig (ach, wenn man das doch auch in den *social media* könnte! ein Tweet, der schweigt, 280 Zeilen lang! altmodische *Verlegenheit*, kein vorschießendes Urteil! *verlegene* Ware, Ladenhüter des Bewusstseins, lasst sie leben!).

Aber, um uns nun schnell selbst in den Rücken zu fallen und ein wenig *Verlegenheit* ob des Selbstwiderspruchs zu erzeugen: Natürlich war Goethe in einem Punkt doch *verlegen*. Dieser Punkt war ein wunder, und er hatte einen Namen, er hieß: Newton. Der Mann, der die so schön anschauliche Farbenlehre von Grund auf verdorben hatte mit all seiner Mathematik. Aber immerhin war es Newton, und damit eine Autorität, die einen schon einmal massiv in *Verlegenheit* bringen kann. In den Wissenschaften aber, so kann man bei Goethe sehen, ist *Verlegenheit* geradezu eine Kardinaltugend: Verunsicherung angesichts neuer Erfahrungen und Hypothesen, die bisher ganz sicher Gemeintes erschüttern (eine Hypothese, die niemals herausgefordert wird, ist der Mühe nicht wert; erst die *Verlegenheit*, die Herausforderung des Alten durch das Neue, gebiert die neue und bessere These). Auf einmal ist das bisherige Modell *verlegene Ware* - aber damit ja nicht auf einmal überflüssig und vollständig entwertet, oh nein! Nur seine Vertreiber und Verleger, sie sind in *Verlegenheit* geraten und müssen sich neu erklären. Ihre

eigene Theorie neu fundieren. Auf sie mit kritischen Augen schauen, nicht mit gläubig-verzückten. Die Wissenschaftsgeschichte ist derjenige Prozess, der durch *Verlegenheit* angetrieben wird: Erklärungsnot, nicht Handlungs- oder Sprachnot. Einstein streckte die Zunge heraus, aber er konnte sicher auch erröten (Gott würfelt nicht!).

αωαωαω

Verleger

Verleger kommen übrigens auch nicht von *verlegen*, weder als Verb noch als Adjektiv; sie kommen von ‚vorlegen‘, genauer: Geld vorliegen, vorstrecken, für jemand, der eine Ware produziert, meist in Heimarbeit, und nicht das Geld für Investitionen, Marketing oder Vertrieb hat (*start-ups* würde man das heute nennen, oder Anschubfinanzierung). *Verleger* verlegen deshalb, jedenfalls in Goethes Jugend noch, auch Strümpfe, Stühle oder Spielwaren. Es leuchtet ein, dass das auch für Bücher ein zweckmäßiges Verfahren ist: Schreiben kann schließlich (fast) jeder, es findet gemeinhin zuhause statt, und zu Goethes Zeiten begann das Autortum bei der männlichen, akademischen Jugend geradezu coronamäßig um sich zu greifen. ‚Sturm und Drang‘ hieß der Virus, Goethe wacker mit vorne dabei; es war wohl die erste Jugendbewegung in der Literatur, revolutionär wie noch jede nach ihr, und ihr eigentlicher Zweck war wahrscheinlich, wie man bis heute an *Boy Groups* und anderen Jugendhelden sehen kann: Frauen rumzukriegen (männliche Autoren geben das gelegentlich auch zu, wenn sie eine fatale Tendenz zur Ehrlichkeit haben und nicht leicht *verlegen* werden). Ein Autor, schaut nur, dieser gar nicht unattraktive junge Mann mit der etwas scharf geschnittenen Nase und den großen Augen, er soll den *Werther* geschrieben haben, man sagt sogar es sei seine eigene Geschichte gewesen! Und sieht er nicht fesch aus, die gelbe Weste, die enggeschnittenen blauen Beinkleider! Natürlich findet so einer auch einen *Verleger*, und nach dem Europaerfolg des *Werther* kann Goethe sich sowieso jeden

aussuchen, den er will; Goethes Honorare sind schon bald legendär, und die *Verleger* reißen sich trotzdem um ihn, vor allem, als später dann die Gesamtausgabe ansteht, ein Jahrhundertwerk.

Goethe selbst ist bald schlau genug, Agenten anzustellen, Vertraute, denen er das lästige Verhandlungsgeschäft überlässt. Den Ruhm hingegen, und die Gunst der Frauen natürlich auch, heimst er selbst ein. Aber der Ruhm hat seinen Preis: Er wird nun, die Welle wächst von Jahr zu Jahr, überschüttet mit Anfragen junger Autoren, die ihn darum bitten, ihnen doch einen *Verleger* zu verschaffen! Ab und zu kann Goethe sogar helfen und tut es auch; er hat Karrieren aufgebaut und Karrieren zerstört, wie Steve Jobs und jede schöpferische Naturgewalt auf diesem Planeten. Ab und zu juckt es ihn, Goethe also, dann aber doch in den begabten Fingern, die auch so wunderbare boshafte Xenien produzieren können, ganz kleine Stachelverse mit Widerhaken voll Gift – es juckt ihn, dieses Gift auch gegen die aufsteigende Verlegerkaste zu verspritzen (die Lieblingsopfer waren und blieben aber Rezensenten, und, seien wir ehrlich: die meisten verdienen es auch!). Wahrscheinlich hat er sich mit Schiller beinahe zu Tode amüsiert, wenn sie zusammensaßen, in Weimar oder in Jena, und sich einfach mal gehen ließen und Xenien am laufenden Band produzierten: Kritiker, *Verleger*, Mit-Autoren, das Publikum, ach das Publikum! – niemand war vor den beiden Olympiern sicher, und wenn es noch keine Klatschpresse gibt und kein Twitter, dann macht man sich halt seine *social media* selbst! (ein Xenienhexameter, wenn er knapp genug ist, passt genau in einen Tweet. Das kann kein Zufall sein; dieser heißt: „*Verlegers von P's Werken: / Eine Maschine besitzt ich, die selber denkt was sie drucket, / Oben genanntes Werk zeig ich zur Probe hier vor*“). Wein wird im Spiel gewesen sein (Goethe war auch berühmt für seinen Weinkonsum), das hofft die Redaktorin jedenfalls, und selbst der ewig kranke Schiller wird für ein Kleines seine Leiden vergessen haben und nur manchmal vor Lachen sich den Bauch gehalten haben. Danach aber riss man sich wieder zusammen, diskutierte die bösen Folgen des Dilettantismus in der Kunst, was eine gute Ballade sei und

wie man den *Wilhelm Meister* so gestalten sollte, damit es ein doch irgendwie vernünftiges, lehrreiches, bildendes Buch und nicht nur ein zwischen Übermut und Zufälligkeit hin- und herschwankender Roman über einen (beinahe) unverbesserlichen Lebens-Dilettanten werde, der nur durch den Eingriff geheimer Mächte und das endlose Weltvertrauen seines Autors gerettet werden kann (und dadurch, dass er seinen unehelich gezeugten Sohn findet und sich seiner annimmt; ja, Goethe ist ein Realist, ein echter, durch und durch). Vertrauen nämlich, das sagten wir schon, hat man zu haben.

Vertrauen, im übrigen, ist eine der Haupteigenschaften des guten und „wohlgegründeten“ *Verlegers*, wie Goethe sagt; schließlich hat der *Verleger* es mit losen Gesellen, Autoren nämlich, zu tun, denen er einen pekuniären Vertrauensvorschuss für ihre schriftstellerische Heimarbeit vorlegt; während schlechte *Verleger* sich vor allem durch (dilettantisch übereilte) „*Verlegerschnelle*“ oder geschäftstüchtige „*Verlegerweisheit*“ auszeichnen (jedes Buch braucht einen guten Titel, damit es sich verkauft, und was drinsteht, ist dann mehr oder weniger egal; diese Überlegung trägt der noch sehr junge und freche Goethe in den *Frankfurter Gelehrten Anzeigen* anhand eines Werk mit dem pompösen Titel *Über die Moralische Schönheit oder Philosophie des Lebens* vor, und den Satz muss man sich zur Gänze auf der Zunge zergehen lassen: „*Moralische Schönheit! Philosophie des Lebens! wer vermutet nicht hier, mit himmlischen Gesängen ins Emphyreum, zur innigsten Umarmung der Venus Urania aufgehoben, und an die Tische der Götter, zum ewigen Genuß des lautersten Nektargeistes gerufen zu werden! es ist Verlegers-Weisheit, prahlende Titel zu suchen, aber nicht Autors-Klugheit*“). Aber letztlich ist es ein wenig egal, ob man Strümpfe strickt oder himmlische Gesänge über die moralische Schönheit schreibt, beides ist Handwerk und beides braucht Werbung.

Die Welt allerdings braucht zweifellos mehr Strümpfe, zumindest in ihren nördlicheren Teilen, sie wärmen die Füße, und mit kalten Füßen kann man nicht denken. Ob sie hingegen Gesänge über die moralische Schönheit braucht, oder Romane,

dilettantisch dahingepfuschte oder meisterhaft blankpolierte – ist schwer zu sagen. Natürlich erwärmen sie, manchmal, das Herz; und ein allgemeines Vorurteil sagt, mit warmen Herzen denke es nicht gut; der Verstand benötige Kälte, eine möglichst niedrige Betriebstemperatur, sozusagen. Goethe aber, der gern am Ofen saß und Menschen brauchte, um seine Gedanken zu entzünden, Goethe hielt es mit dem Bibelspruch, dass Autoren, die die Liebe nicht hätten, nur Stroh dreschen würden, auch wenn sie noch so autoren-klug und welterfahren seien (und umso schlimmer, wenn sie noch nicht einmal das seien, dann ist es auch noch mageres Stroh). Das aber meint nun gerade nicht – oder immerhin nicht ausschließlich –, dass man nur im Zustand akuter Verliebtheit gute Gedichte schreiben könne oder Liebesgeschichten, das Serienfutter des Romans; nein, es meint nur, dass man mit dem Herzen bei der Sache sein sollte, egal was man schreibt (oder tut, auch wenn es Strümpfe-stricken ist). Goethe war am meisten *in love*, als er seine *Farbenlehre* schrieb, sein schwieriges Herzenskind; seine andere lebenslange Liebe galt dem *Faust*, seinem immer mehr noch anwachsenden Welttheaterstück, und in den *West-östlichen Divan* goss er nicht nur seine Verliebtheit in die schöne, junge und begabte Marianne von Willemer, sondern mindestens genauso die zum persischen Dichterkollegen Hafis in überfließende Verse. Liebe ist für Goethe ein Tätigkeitstrieb und ein Weltverhältnis; es macht übrigens gar keinen großen Unterschied, ob sie erwidert wird oder nicht („*wenn ich dich liebe, was geht's dich an?*“ sagt die kluge Philine, und für diesen Satz muss man ein warmes und ein kaltes Herz haben). *Verleger* aber – sind ein notwendiges Übel, wie alles was mit Geld zu tun hat; und man überhöre dabei nicht, wie allgemein üblich, das „notwendige“ in der Floskel.

Einmal übrigens hat Goethe ein eigenes Werk im Selbstverlag herausgebraucht, den auch das 18. Jahrhundert erfunden hat und nicht erst das *digital publishing* unserer Zeit. Es war der *Götz von Berlichingen*, der Ritter mit der eisernen Hand, dem losen Mundwerk („*Er möge mich im Aawawaw* lecken*“) und dem untrüglichen ritterlichen Ehrgefühl und Gerechtigkeitssinn

(sprich: Selbstjustiz, im Wesentlichen). Denn letztlich sind *Verleger*, wie das positive und kodifizierte Recht, Behelfskonstruktionen und damit: *Verlegenheitswerke*. Am Ende schreibt und handelt und richtet jede nur für sich allein.

αωωωαω

Verfehlen bis Verfinstern

Verfehlen bis Verfinstern. Manchmal würfelt der Zufall (oder das Alphabet, von dem nicht ganz klar ist, ob es wirklich zufällig ist) seltsame Bettgenossen zusammen. Wir sind immer noch bei den *ver*-Wörtern, und die heutige Staffel enthält, auf ziemlich engem Raum: *verfehlen*, *verfeinern*, *verfertigen*, *verfinstern* samt den jeweiligen Substantiven (die sich, wie alle Substantivbildungen aus Tätigkeitswörtern, von ihren Verben entfernen können oder nicht; prinzipiell sind sie aber eher sekundär, denn erst kommt das Tun und dann das Sein). Die Redaktorin entdeckt dabei, auch eher zufällig (oder durch Nachdenken, von dem nicht ganz klar ist, wie zufällig es ist), die sogenannten ‚Wortverlaufskurven‘. Es geht um Worthäufigkeiten, gemittelt aus verschiedenen Wort-Corpora, und zufällig sehen sie immer ein wenig gleich aus; da es gar nicht so viele Modelle für Kurven gibt, ist auch das eher wenig zufällig und eine kleine Lehrstunde für mathematische Dilettanten über lineare, exponentielle (ja, Corona war der erste Teil der Lehrstunde) und logistische Gleichungen sowie die daraus entspringenden graphischen Darstellungen. ‚Logistisch‘, das ist im Übrigen auch eine interessante Geschichte, wurde als Wort geprägt tatsächlich für militärische Versorgungsprozesse; inzwischen ist es aber auch eine Universalwissenschaft (ja, Corona, Versorgungsketten, haben wir auch gelernt). Wörter also verhalten sich gesetzmäßiger als man meinen sollte (ja, Leute auch; ja, weitere Weisheit von Corona), und ihre Logistik ist relativ gesetzmäßig; Sprache ist auch nur eine Ressource, und die Wörter wachsen ebenso wenig wie die Bäume in den Himmel.

Worüber wir jedoch eigentlich reden wollten, waren seltsame Bettgenossen im *ver*-Bereich. Es begann also mit *verfehlen* samt *Verfehlung*, und da kam schon die erste Überraschung: Während *verfehlen* zahlenmäßig gar nicht so stark anfängt und noch um 1800 einen *peak* hat, kommt die *Verfehlung* erst um 1850 auf. Man hätte meinen können, stärker religiös geprägte Zeiten hätten mehr auf *Verfehlungen* geachtet oder wenigstens über *Verfehlungen* gesprochen, aber wahrscheinlich war ‚Sünde‘ lange genug der erfolgreichere Wortkonkurrent (was die Wortverlaufskurve sofort bestätigt: Höhepunkt um 1600, dann langer und kontinuierlicher Abstieg bis in die Gegenwart, wo es eigentlich sowieso nur noch Unterlassungssünden gibt). *Verfehlungen* hingegen waren, nun: ein Säkularisierungsprodukt. Lässliche Sünden, geht uns doch weg mit euren Todsünden, ist doch alles nicht so schlimm! Zudem hat das Wort den Vorteil, generisch-neutral zu sein, was die Moderne sowieso liebt: Man muss nicht so genau sagen, was nun falsch, verfehlt, sündhaft war, sondern es ist eben – naja, eine kleine *Verfehlung*, wen interessiert schon, was genau da wieder jemand dilettantisch vor sich hin gesündigt hat.

Verfehlen hat auch ziemlich viel Nebenanwendungen. Man *verfehlt* ein Ziel, einen Beruf, einen Bekannten bei einer Verabredung. Man kann auch ein *verfehltes Leben* führen, ok, zugegeben, und Goethe hat ziemlich viel darüber nachgedacht, weil er der Meinung war, selbst lange Zeit ‚falschen Tendenzen‘ in sich selbst gehuldt zu haben. Und ist es nicht interessant, dass bei einer stärker kleinteiligen Betrachtung *verfehlen* nach 2000 wieder ansteigt? (was *verfehlen* wir nicht gerade alle, im globalen Maßstab ebenso wie in der allgemeinen Empörungshysterie, in der alles Mögliche zwar inakzeptabel ist, aber von *verfehlt* möchte dann doch lieber keiner kommentarhuden?) Und dass die *Verfehlung* um 1975 einen kleinen Einbruch erlitt, müssen die 68er gewesen sein, die die *Verfehlung* ja in gewisser Hinsicht zum Programm erhoben haben? Interessant, interessant ...

Aber natürlich hat man sich auch *verfeinert* im Laufe der Zeit. *Verfeinerung* ist eines aus der reichen Schar der Kultur-

Synonyme, die man sich im 18. Jahrhundert eben gern als fortschreitende *Verfeinerung* vorstellte; während sich vorher nur der Hof *verfeinern* durfte, sollte das jetzt jeder, und zwar am besten alles zusammen, die Sitten, die Moral, den Geschmack, den Verstand und nicht zuletzt: die Sprache! Aber wenn man sich allzu sehr *verfeinerte* – ach, hinter jeder Ecke lauert die spät-römische Dekadenz, und nicht nur Rousseau sah ziemlich bald, dass das mit der *Verfeinerung* ins Unendliche so seine Tücken hatte. *Verfeinerung*, ja, ich könnte jetzt mal wieder über die nötige Mäßigung reden, oder, mit Goethe, die Grenzen der Steigerung und ihre so nötige horizontale Wechselwirkung mit der Polarität (in der die Unverfeinerten durchaus auch mitreden dürfen); aber wir lassen das mal und beschränken uns auf die Beobachtung, dass die *Verfeinerung* beim Landbau begann (glückliche Antike), sich leicht epidemisch sowohl über kulturelle als auch geistige Phänomene ausbreitete (die moralverliebte Aufklärung) und bei den Soßen endete (die raffinierte Moderne). Seit 2000 steigt die Wortkurve auch wieder ab, offensichtlich sind die Sublimierungs- und Raffinierungsexzesse an ihre logistische Grenze gestoßen.

Denn letztendlich kann man nicht alles *verfertigen*. Schönes Wort eigentlich, samt seinem Substantiv-Onkel, der *Verfertigung*. Beide beginnen recht hoch auf der Häufigkeitsskala, denn früher hat man halt noch Dinge *verfertigt* – was, vom ursprünglichen Wortsinn, ein gesteigertes ‚fertigen‘ ist, ein fertigen nämlich, das tatsächlich fertig geworden ist (Projekte hingegen haben eine Tendenz, immer genau das zu bleiben: im *procedere*; *it's a process!*). Heute jedoch ist alles ein Projekt, und niemals ist ein Ende abzusehen. *Verfertigt* im engeren Wortsinn hat man dann zwischen 1700 und 1800 nicht nur manuell hergestellte Projekte, Stühle und Strümpfe, sondern immer mehr auch: Werke, Dichtung gar. Das Wort wurde den Nebengeruch des Handwerklichen jedoch niemals so recht los, und auch Kleists „*allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden*“ transportiert immer noch das Mühsam-Mechanische, auch wenn es eher das Unbewusst-Fertigstellende meint. Heute jedoch wird beinahe gar nichts mehr *verfertigt*; es wird zwar allenthalben produziert

wie wild, aber allein das Wort ist schon so mühsam: *Verfertigung*, zu lang, zu viele harte Laute, zu umständlich (*ver-* und *-ung*!). Niemand *verfertigt* einen *tweet*, der ja auch nur eine andere Form der *Verfertigung* von Gedanken beim Reden ist, allerdings nicht mehr schön allmählich, sondern eher eruptiv-plötzlich. Immerhin kann man damit schnell fertig werden.

Verfertigen war aber nur ein Zwischenstopp, der uns vom *Verfeinern* wieder runtergeholt hat in die Welt der Dinge, die man anfassen kann. Das eigentliche Widerwort zu *verfeinern* aber kommt noch: *verfinstern* samt *Verfinsterung*! Wie *verfehlen* beginnt *verfinstern* hoch auf der Häufigkeitsskala; es war eben doch das dunkle Mittelalter! Danach jedoch geht es bemerkenswert stetig bergab, die Aufklärung brachte endlich das Licht in die Welt des Geistes, und in der Moderne ist die Welt so durchgängig erleuchtet, dass man schon wieder von Lichtverschmutzung spricht. Ob sie derweil auch vollständig durchleuchtet ist, aufklärerisch durchdrungen – nun, man mag zweifeln, auch daran, ob das überhaupt eine wünschenswerte Sache ist („*mehr Licht!*“ soll Goethes berühmte *exit line* gewesen sein, er könnte genauso gut aber gesagt haben: „*Zuviel Licht!*“). Die *Verfinsterung* nämlich hatte, interessanterweise, einen *peak* um 1700 und einen kleineren um 1800; es waren die Zeiten der Dunkelmänner, der Obskuranten, die sich frühzeitig gegen die Aufklärung zu formieren begannen, und wo man heute ‚Faschist‘ oder ‚Rassist‘ schreit (das scheint manchmal sowieso irgendwie das gleiche zu sein), schrie man in der Aufklärung eben ‚Dunkelmann‘!

Goethe hingegen dachte bei Licht und Finsternis vor allem an seine Farbenlehre; und ohne das Dunkel wäre auch das Licht bei ihm nie erschienen. Ein wenig Verdunkelung ist nämlich ganz gut, sie schont die Augen und das Denken, das sich als menschliches notwendigerweise im Zwielficht bewegen muss (‚Zwielficht‘, schönes Wort, ob wir bis dahin noch kommen?). Deshalb ein Goethe-Wort zum guten Schluss: „*Hier kommen uns nun ... Urphänomene vortrefflich zu statten; in diesem Zwielfichte, geistig und begreiflich durch seine Einfachheit, sichtlich oder greiflich*

durch seine Sinnlichkeit — begrüßen sich die beiden Welten, unser Abstruses, und das erscheinende Dasein, einander“.

αωαωαω

Schein

Das „erscheinende Dasein“. *Fifty shades of shine*. Vielleicht eines der schillerndsten Worte, die es gibt, ist mir heute begegnet. Was *scheint* nicht alles! Die Sonne *scheint*, und ohne Sonne ist alles nichts. Licht *scheint*, und wenn es fehlt, dann verfinstert sich nicht nur die Laune. Es gibt den *schönen Schein* und den *falschen Schein*, den *Anschein* und den *Widerschein*, und wer am meisten *scheinen* will, hat oft auch am meisten zu verbergen. Das menschliche Wesen, es ist ein *scheinendes* (oder doch eher ein schillerndes?). Und was der Trivialitäten mehr sind. Eigentlich wollte ich auch gar nicht über den *Schein* an sich reden, der ein schillerndes Wesen hat, sondern über ein Zitat aus den *Lehrjahren*, es wird über Mignon gesagt, ein ebenfalls außerordentlich schillerndes Wesen. Ich habe sie nie gemocht, schon weil alle ganz sentimental werden, im Roman ebenso wie bei der Deutung, ach, die süße kleine Mignon, so aufregend androgyn, eine geheimnisvolle Waise, die einen Eiertanz nach dem anderen tanzt, aus reiner Verzweiflung, und niemals geht ein Ei zu Bruch, bis zu dem Zeitpunkt, an dem sie sich verliebt, dann verliert sie nämlich ihre androgyne Unschuld (es muss dabei zu gar nichts Handgreiflichem gekommen sein, jeder, der sich zum ersten Mal verliebt, verliert seine Unschuld schon vor dem Vollzug, und wer das nicht versteht, nun ja – hatte sie schon vorher nicht mehr?), und schon fließen die Dotter übers Pflaster, traurige klebrige gelbe Tränen (ein Satz, der so absurd ist, dass er auch mal gesagt werden musste). Mignon also, die ich nicht mochte, weil sie so ähnlich wie Pippi Langstumpf das totale Anti-Klischee-Klischee war, zu dem leider auch Goethe fähig war – oder hatte ich ihn nur nicht richtig verstanden, *benefit of the doubt?* –, Mignon mit ihrer dämlichen Italiensehnsucht und ihrer Verliebtheit in den noch dämlicheren Wilhelm,

der allerdings sehr belehrungsbedürftig ist, Mignon sagt, nein: sie singt einen Satz, in dem geht es um den Schein. Er lautet: „*So lasst mich scheinen, bis ich werde, Zieht mir das weiße Kleid nicht aus*“. Sie spricht von ihrem bevorstehenden Tod, dem sie sehr willig entgegengieht; ein Naturwesen fürchtet den Tod nicht, warum sollte es? Es weiß, dass es sterben muss und kann es auch wieder vergessen. Im Himmel jedoch trägt das Wesen keine Kleider und hat kein Geschlecht; und es ist ewig jung, weil es keine Zeit mehr gibt.

Erst diese Bitte hat mir Mignon ein wenig näher gerückt. Eine kleine Gestalt in einem weißen Kleid, nennt mich nur sentimental, die es nicht ausziehen will, weil sie noch eine Weile *scheinen* will, bevor sie endgültig wird. Der Himmel ist eine sehr ernsthafte Angelegenheit in diesem kleinen Lied, in ihm ist man nämlich geworden (nicht etwas geworden, einfach: geworden). Das ist nicht wenig paradox, denn man hat im Himmel, auch davon singt Mignon, kein Alter mehr, kein Geschlecht, nur ewige Jugend und einen verklärten Leib, den man sich traditionell gern als *durchscheinend* vorstellt, von engelhafter Substanzlosigkeit glänzend. Mignon aber ist bereits wahrhaft verklärt in ihrem weißen Kleid und ihrem alten Kummer; sie ist auf Erden schon *durchscheinend* geworden, und bevor die Zeit sie verlässt mit den Kleidern, will sie diesen Moment ein wenig verlängern. Es ist ihre letzte Bitte um Gnade im ewigen Eier-tanz: „*So lasst mich scheinen*“. Nicht schillern, das ist nur ein Missverständnis von Leuten, die *glamour* mit *Schein* verwechseln. Werden kann man dann später immer noch, wen man tot ist.

αωαωαω

Scheiße

Nach so viel Sentimentalität ist zu sagen: Goethe kann auch *Scheiße* sagen (was alphabetisch gar nicht so weit weg ist vom schillernden *Schein*). Berühmt geworden ist er zwar mit dem Sternchen-Zitat aus dem *Götz* – „*er möge mich im Arsch lecken!*“

–, aber er hatte ein Herz für Schimpfworte und bediente sich gelegentlich einer ebenso deutlichen wie derben Sprache. Mit Lust sogar. Im Unterschied zur Redaktorin, die schimpfwortscheu und gerade zu auf eine frigide Art lustlos ist im Umgang mit Fäkalien (muss irgendwas in der Kindheit falsch gelaufen sein). Deshalb sei nur kurz erwähnt, dass Goethe auch *Scheiße* sagen kann. Sogar über Leute (*Scheißkerle* gibt es nun einmal, sie haben *Scheißvisagen*, sogar bei Lavater). Einmal schreibt er Merck, seinem zeitweiligen Bruder im derben Geiste der Frühzeit, dass er den Brief nicht auf das *Scheißhaus* bringen, sondern im Herzen tragen mögen. Was nun wieder irgendwie rührend ist. Polaritäten halt. Vielleicht kann man sogar Goethes bedeutungsschwangeren Alterston mit seinen schwergewichtigen Adjektiven und dem golden eingravierten klassischen Allgemeinheitsanspruch besser verstehen vor diesem etwas unsauberen Hintergrund. Es gibt *Scheißkerle*, und es gibt bedeutende Persönlichkeiten. Heutzutage ist es eher verpönt, letzteres zu sagen, während *Fawawaw* in amerikanischen Serien in jeden Satz gehört, damit er auch ordentlich authentisch ist. Und voll *cool*. Goethe konnte aber auch *cool* ‚bedeutend‘ oder ‚tüchtig‘ (der Redaktorin neues Lieblingswort) oder sogar ‚rein‘ sagen und musste sich hinterher nicht den Mund auswaschen. Das finde ich schön.

αωαωαω

Rein

Rein nämlich. Ein Wort, dass es bei der Bedeutungs differenzierung immerhin auf vierzehn verschiedene semantische Abzweige bringt; es profitiert davon, wie so viele Adjektive, dass es sich nett paaren lässt mit allem Möglichen. Vom Ursprung aber ist ein einfach, wie die meisten Worte, nein, nicht nur einfach: es ist konkret. Denn je länger man über semantische Abzweigungen und Verzweigungen und Übertragungen und Rückübertragungen und Verblassungen und manchmal sogar gänzliche Kehrtwenden (*Revolution*, genau, gut aufgepasst)

nachdenkt, desto mehr drängt sich die Erkenntnis auf, dass der Verlauf der Sprachentwicklung überhaupt einer der zunehmenden Entsinnlichung, Sublimierung, des Entschwebens ins Allgemeine ist. Jeder Begriff, der einmal handgreiflich angefangen hat, lässt sich irgendwie verbildlichen oder vergeistigen; wenn alle Erfahrung in den Sinnen beginnt, endet ihre sprachliche Verarbeitung leider unfehlbar im Unverbindlich-Vagen. Man könnte, die Redaktorin ist versucht, das auch zu tun, eine Regel aufstellen, die heißt: Wenn ein Wort gar keine sinnliche Substanz mehr hat, nicht ein winziges konkretes Äquivalent, wenn es *reiner Geist* geworden ist (das ‚Bild‘ ist eine Art Zwischenstufe, darüber muss gesondert geredet werden), *reine* Abstraktion, ist es auch – *rein* und völlig und ganz überflüssig, und man sollte es im Sprachmüll der Geschichte entladen (nicht aber in ihrem Museum, wo schöne und noch kaum aufgebrauchte Worte ganz frisch scheinen!). Das jedoch ist, vielleicht nicht ganz überflüssig zu sagen, nicht zu verwechseln mit der penetranten Sprachreinigung im Interesse einer fiktiven, im Endeffekt aber: faschistisch-totalitären (ich bin versucht zu sagen, aus rein mephistophelischem Widerspruchsgeist: rassistischen?) Korrektheit; auch dazu weiß Goethe nämlich schon etwas zu sagen: „*Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweis't sich öfters geistlos: denn es ist nichts bequemer, als von dem Inhalt absehen und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe, der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat*“. Man möge das genau lesen. *Reinigung* ist nur zulässig, wenn sie gleichzeitig eine Bereicherung ist, eine Vervielfältigung, eine Erweiterung, eine Anreicherung der Ausdrucksmöglichkeiten. Wer hingegen nur *reinigt*, hier ein Wort aufgesaugt, dort eines verpönt, ein drittes schnöde unters Sofa gekehrt, mag am Ende sauber dastehen; aber eine Sprache lässt sich nicht desinfizieren ohne ihre Bedeutungskeime vollständig zu töten. Fortpflanzung ist gelegentlich eine nicht ganz saubere Angelegenheit, aber Wort-Kondome verhüten sowieso keine *unreinen* Gedanken.

Rein aber, in seinem *reinsten*, unschuldigsten, bedeutungsfortpflanzendstem Sinn, hat, mindestens, vierzehn Bedeutungs-
zweige und das alles ohne aus einem starken Verb abgeleitet zu
sein! Ein Muster-Adjektiv, es kann auch attributiv (*eine reine
Seele, ein reines Tischtuch*) und prädikativ (das ist jetzt aber *rein*
überflüssig!) verwendet werden, und man sieht es, egal in wel-
cher der vierzehn Bedeutungs-
zweige, immer noch ein wenig
leuchten (es hilft auch, dass es kurz ist. Kurze Wörter verbreiten
sich schneller und werden häufiger gebraucht, Satz der Ener-
gieerhaltung). Sie erstrecken sich von frisch, reinlich, sauber
über unbefleckt, unberührt unschuldig, geradlinig, unverstellt,
unverdorben bis heilig (aber wie immer ist am Höhepunkt die
Gefahr am größten, wieder ins Gegenteil zu kippen; das weiß
aber nur die, die den Weg bis zu Ende gegangen ist). Am An-
fang aber war *rein* nur: sauber halt, nicht-schmutzig, nicht-be-
fleckt, fleckenlos – und schon sieht man, wie sich die erste Über-
tragung von der Seite reindrängt, nein, wahrscheinlich eher
aus dem sprachlichen Unterbewussten, wo die Bedeutungen
assoziativ verknotet daliegen und immer dahinziehen, wo man
eigentlich noch nicht – also, *rein* ist im Grund: sauber. Sauber-
keit, nun, das ist nicht nur eine überschätzte Tugend von Cle-
mentine (*reiner als rein!*) oder jeden deutschen Hausfrau (die un-
ter faschistischem Generalverdacht stehen), sondern eine ziem-
lich ernsthafte Angelegenheit. Sauber ist nicht einfach nur schö-
ner oder ordentlicher (ja, alles mögliche Abzweigungen, aber
Texte sind nun mal mühsam linear), sondern auch: gesünder.
Im Schmutz wühlen die schlimmen Bakterien und die noch
schlimmeren Viren (nein, nicht eigentlich, aber ein bisschen
schon, selbst Corona soll von schmutzigen Märkten gekommen
sein, aber eigentlich waren es wohl die Menschen – egal). Sau-
berkeit empfehlen nicht nur die Waschmittelhersteller, sondern
auch die Religionen, die klügeren von ihnen kodifizieren gern
Hygienevorschriften (auch wenn sie dazu die eigentlich ziem-
lich sauberen Schweine zu schmutzigen Tieren machen müs-
sen) – und schon schwappt das *Reine* über, in die Religion näm-
lich, wo das *Reine* dann gleich noch das Unschuldige, Unver-
dorben aufgeladen bekommt: *Rein* war die Menschheit vor

dem Sündenfall, Adam und Eva blütenweiß im Paradies, und dann kam die Schlange, unreines Tier, schlängelt sich nämlich am staubigen Boden entlang und hat keine Finger, die man ordentlich waschen könnte (häuten allerdings ist eine ziemlich drastische Hygiene-Maßnahme).

Und war es nicht schön, *rein* zu sein? Glänzend, hell, glatt, die Sonne spiegelt sich im *Reinen*, man ist *mit sich selbst im Reinen* – ja, genau, neuer Abzweig: Wer *mit sich selbst im Reinen* ist, hat nichts zu verstecken, funkelnd die Gewissensoberfläche, strahlend das Selbstgefühl. Das ist nicht so falsch, wie es sich anhören mag; aber eben auch nicht zu verwechseln mit Selbstbezogenheit *not in a good way*: „Oft bedaure ich sie, daß sie in eine verrückte Zeit gekommen, wo ein starr-zäher Egoismus auf halbem oder gar falschem Wege sich verstockt und die reine Selbstheit sich auszubilden hindert“, so sagt Goethe über die jungen Menschen, und das ist nicht so einfach zu verstehen, wie es sich anhört: *Reine Selbstheit* ist ok. Wer das *Reine* in seinem Inneren findet, das ganz Unverfälschte, Originale, vor aller Verfälschung, Verfremdung, Überlagerung, Verdrängung: Der ist *wahrhaft rein*. Wer aber stattdessen alles Äußere umstandslos auf das eigene schäbige Ich und dessen Wohlergehen bezieht, nun ja, der ist: ein verstockter Egoist, was im Wesentlichen eine Art Pervertierung des natürlichen Selbstbezugs ist, verbunden mit einer Verengung der Perspektive auf den eigenen Bauchnabel (der reine Selbstbezug kann aber auch die verkrümmten Nägel sehen und sich freuen). Die *reine Selbstheit* sieht sich selbst unmittelbar, naiv, wie Schiller sagen würde; am Anfang ist Narziß durchaus unschuldig und *rein* wie das Wasser. Erst, wenn er sich nicht mehr lösen kann vom eigenen Abbild, wenn er immer und immer wieder schaut, wenn alle anderen nur verzerrte Spiegel seiner selbst geworden sind – ist er ein verstockter Egoist geworden.

Man kann sehen, wie schon in den ersten Übertragungen langsam der moralische Unterton mitzuklingen beginnt, der das Wort – wie immer ausgehend vom Religiösen – zu usurpieren versucht: *die reine Unschuld, das reine Gewissen, die reine Seele, das*

reine Herz, ach, wäre es nicht schön, *moralisch rein* zu sein, unschuldig wie im Paradies, und nicht beklebt und behaftet mit all diesem Seelenschmutz, dieser ansteckenden Schuld, diesen korrumpierten Gefühlen, all diesem Schmutz-Schmutz-Schmutz, der uns umgibt, von innen und von außen, im Müll der Müllberge wie im Müll des Geistes, dem Müll der Geschichte, dem Müll, den die Medien heutzutage unaufhörlich in riesigen Mengen produzieren, von *Reinheit* keine Spur? Zudem hat *rein* auch ein etwas fatales Potential zum beliebigen Füll- und Steigerungswort: *rein gar nichts* ist dadurch gewonnen, alles *reine Verschwendung*, *reiner Luxus*, *reiner Blödsinn*, *reiner Wahnsinn* – nichts, was sich nicht durch *Reinheit* zu einem fatalen Absolutum machen ließe! So kommt ein Wort vor die Hunde, die eben nicht als die *reinlichsten* aller Tiere gelten, obwohl sie *rein gar nichts* dafür können und mit *rein* unschuldigen Augen auf ihr Herrchen blicken, der meint, mit einem mitgeführten Tütchen für *Reinheit* sorgen zu können, wenigstens auf den Wegen, wo alle gehen (und die deshalb niemals *rein* sein können, schon weil sie alle gehen).

Was ich aber an Goethes *rein* eigentlich liebe, ist dass es eine bessere, konkretere, sinnlichere Variante von ‚gut‘ ist. ‚Gut‘ ist ein ziemlich zweifelhaftes Wort und hat sich so weit entfernt von seiner konkreten Bedeutung (die Etymologen streiten ziemlich darüber, wahrscheinlich kommt es aus der Gegend von passend, tauglich, nützlich, was ja immerhin schon etwas handfest ist), dass es eigentlich nur noch moralisierend Nebel im Gehirn erzeugt (nein, ich fange jetzt nicht an mit ‚relevant‘. Aber am Ende werden wir dahinkommen, früher oder später...). Wenn schon ‚gut‘, dann lieber ‚wohl‘. Am besten aber ist „*rein*“. *Rein* ist nämlich, für Goethe auch und vor allem: ganz für sich selbst, allein in sich ruhend, schön geschlossen, sich selbst zum Zweck und keinem Anderen und niemand sonst. *Rein* ist alles, was sich der verderblichen Berührung durch fremde Interessen nicht aktiv widersetzt, sondern ihr natürlich widerstrebt. Die schöne Seele ist eine *reine Seele*, weil sie nicht nachdenken muss, was das Gute ist; sie tut es, *rein*, ohne die immer etwas schmutzige Nachhilfe der Reflexion (Spiegel sind

nie richtig *rein*). Das *reine Herz* kennt keinen Zwiespalt, kein Kalkül, noch nicht einmal die winzigste Spur eines Zweifels: Es schlägt ganz allein für sich, und es schlägt richtig, unbeirrbar, denn es ist von Gott (oder der Natur. *Whatever*. Wer das bis hierhin nicht verstanden hat, wird *Reinheit* nie verstehen). Nur Uhren können falschgehen, oder der Verstand, von dem zwar Kant erst gezeigt hat, dass es ihn so wenig *rein* gibt wie die *reine Vernunft*, aber *reine Herzen* wussten das schon früher.

Reinheit ist, um kurz vor Schluss noch eine Wende in das genuin schmutzige Politische zu vollziehen, auch das Gegenteil von Parteilichkeit, die immer im schmutzigen Sumpf der Interessen feststeckt, und umso schlimmer, wenn es die eigenen oder die besten sind: Es sind keine *reinen*. *Rein* wäre nur die Wahrheit (nein, nicht die Sorte *reine Wahrheit*, die politische Untersuchungsausschüsse versprechen, dreimal nein!). Weil der Mensch das nicht erträgt, so hat er, das glaubt Goethe immerhin, die Schönheit; das ist geradezu ihr Lebenszweck. Natürlich ist die Schönheit nicht *rein*. Sie ist verschleiern, sie macht eine *reine Trübe* (Begriff aus der Farbenlehre, wir arbeiten noch am Verstehen). Ob der Mensch jedoch nach dem Durchgang durch die vollendet korrumpierende Reflexion am Ende wieder zu einer *gesteigerten Reinheit* fähig wäre – wie das Schiller glaubte, und etliche Romantiker predigten, nicht ganz interesselos, um ehrlich zu sein – ach, wer will das ausschließen?

Goethe immerhin, der sehr idealisierte (Kritik macht auch nur dumm und schmutzig, hat wohl schon jemand je von *reiner Kritik* gesprochen? Eben!) und von allen Schlacken der Überlieferung *gereinigte* Goethe der Redaktorin, schien sich eine seltsame *Reinheit* bis ins hohe Alter zu bewahren. Kälte haben sie einige genannt, Egozentrik, Unverbindlichkeit, weltfernes Olympertum, Selbstüberhöhung; eine gewisse Gnadenlosigkeit meinen sie gesehen zu haben, eine Desinteressiertheit gegenüber – sagen wir: relevanten? – Ereignissen und Entwicklungen; einige, die ein wenig tiefer schauten, sahen auch eine Depression, eine Verzweiflung, eine gelegentlich melancholische und tief einschneidende Verbitterung. Man könnte aber überlegen, ob

Goethe einfach nur – *rein* war. Ein Weltkind, wie er gelegentlich sagte, das sich auf magische Weise seine Kindschaft erhielt; das gern um Kinder und mit Kindern war und dessen Enkelkinder auf seinen Schultern herumturnen durften, während der Olympier gewichtige Gespräche führte. So sehr Goethe zwischen- durch mit sich zerfallen konnte – gerade der junge Goethe, im Widerstreit der vielfältigsten Interessen, Talente und Ansprüche von innen wie von außen –, so sehr konnte er *mit sich selbst im Reinen* sein. Schon als junger Mensch schreibt er in sein Tagebuch, und das sollte man nicht mit fanatischem Veganismus oder verstockter Askese verwechseln: „*Möge die Idee des Reinen die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in Mund nehme, immer lichter in mir werden.*“ Und schon sind wir wieder beim Licht, dem allerfreulichsten, das die Dinge und die Farbe erscheinen lässt, nicht im Geiste, sondern sehr real; wir sind bei einem Verdauungsvorgang, einem sehr realen, in dem Dinge, die aufgenommen werden, *rein* verarbeitet werden können, ohne verschönernde und verfärbende Soße. Denn Reines kommt von innen und von außen; „*wär nicht das Auge sonnenhaft*“! Dem *Unreinen* hingegen kann – bekanntlich sogar das *Reinste unrein* geraten.

Dem *Reinen* nämlich ist, um nun endlich auf eines der bekanntesten Reinheits-Zitate zu kommen, *alles rein*. Und das ist keine dumme Tautologie, oh nein, es ist eine schöne *figura etymologica* (leider kein Polyphton, was sich zu schön sagt, es ginge aber nur, wenn es hieße: *Der Reine reinigt alles*. Oder so ähnlich. Was sogar auch irgendwie funktioniert). Das Schöne an der *figura etymologica* aber ist, dass sie ein ganz kleines Spiel der Sprache mit sich selbst ist. Ein Wort tritt auf, lässt es ein Verb sein, und dann mutiert es zum Substantiv, verfestigt sich also gewissermaßen; es kann aber auch ein Adjektiv werden, und damit kann es sogar in ein Verhältnis zu seinem Verb treten wie zu einem Substantiv! Das klingt wie öde Grammatik, aber *dem Reinen ist alles rein*: Grammatik also ist nicht eine schnöde, langweilige Regelkunst, erfunden von lateinischen Pedanten, nein, Grammatik ist das Bewegungsgesetz von Sprache, es ist ihr Spielfeld, und sie bewegt sich in ihm aufs Freieste und *Reinste*. „*Dem*

Reinen ist alles rein“ – sieht man nicht, wie sich das *Reine*, als Zustand, als verfestigtes Substantiv, als Inbegriff, ein klein wenig bewegt, wenn es verbunden wird mit dem adjektivischen „*rein*“ sein? Sieht man nicht, spürt man nicht, wie sich im Sprachzentrum etwas bewegt, nur ein klein wenig, wie man auf einmal eine Verwandtschaft spürt und gleichzeitig eine winzige Veränderung, wie sich mit den Worten die Sachen verschieben, wie kleine Pfeile hin- und herflitzen, nicht verletzend, sondern verbindend? Die Redaktorin kann es schwer in Worte fassen, sie ist verlegen um Worte, geradezu, und vielleicht findet sie sie doch noch, später, verzögert, verschoben; im Moment aber schildert sie ein kleines Glücksgefühl, das sie immer überfällt, wenn die Sprache mit sich selbst ein unschuldiges Spiel spielt (ja, ihr Klugen, ein echtes Polyptoton, spürt ihr es?)

Das Gegenteil der *Reinheit* jedoch ist, und das führt zwar zu einem anderen Wort und Thema, aber es muss trotzdem gesagt sein: Das Gegenteil des *reinen Sprechens* also, um etwas konkreter zu werden, ist die Lüge. Die Lüge ist das *Unreinste*, was es gibt, und man kann sich den Mund mit Seife auswaschen von morgens bis in die tiefe Nacht und am nächsten Morgen wieder, nie wird er wieder sauber werden. In der ersten Lüge verliert das Kind seine Reinheit, und es merkt es sogar (die Redaktorin hat es gemerkt, ihr damals noch *reines Selbst* hat gezuckt, und die Narbe schmerzt heute noch manchmal). Wahrscheinlich ist der wahre Kern der Geschichte Vertreibung aus dem Paradies (die erstaunlich unendlicher Deutung fähig ist), dass sie die erste Lüge enthält, nicht den ersten Verstoß gegen ein väterliches Verbot. Die Schlange säuselte Eva ins Ohr: „Glaub ihm nicht, es stimmt gar nicht, was der große Gott da gesagt hat, er hat euch angelogen! Beiß zu, und du wirst wahrhaft frei sein!“ Und Eva biss zu, weil sie die *Kritik der praktischen Vernunft* noch nicht gelesen hatte; und sie war fortan wahrhaft unfrei, nämlich unterworfen den eigenen Begierden, dem Zwang zum vermeintlich freien Willen, der niemals zu begrenzenden und immer ein Reines verfälschenden Reflexion. Iphigenie, die so *rührend reine*, hätte ihr entgegenhalten können: „O weh der Lüge! Die Brust wird nicht wie von einem andern wahrgesprochenen Worte

getrost und frei. Wer sie heimlich schmiedet, den ängstet sie, und wie ein versagender Pfeil kehrt sie, losgedruckt, verwundend auf den Schützen zurück“. Sie hätte auch sagen können: einem rein gesprochenen Wort. Reinheit jedoch kann man nicht –

αωαωαω

Versichern

Versichern. Heutzutage nimmt ja der Glaube überhand, man könne sich gegen alles *versichern* (obwohl Corona alle Welt geradezu das Gegenteil lehrt). Er beruht auf dem ebenso unbegründbaren Glauben daran, dass jeder einen ‚Anspruch‘ auf alles Mögliche habe qua seiner glücklichen Geburt als Mensch – Lebensglück, ewige Gesundheit, wenn schon nicht Reichtum, dann wenigstens Besserverdienen, und außerdem all das, was ziemlich vage als ‚Freiheiten‘ verstanden wird. Natürlich war das nicht gemeint gewesen, als jemand ziemlich leichtsinnig den *pursuit of happiness* in die amerikanische Verfassung schrieb, aber semantische Feinheiten sind für Besserdenkende; ein Glück, das man auch noch verfolgen muss, was kann das schon wert sein? Nein, man *versichert* sich lieber gleich; gegen Schicksalsschläge (kommt noch) ebenso wie Lebensrisiken (‚Lebensunfälle‘, es muss ein hübsches russisches Wort dafür geben, meine armenische Freundin sprach auch neulich von einer ‚Lebenskatastrophe‘). Nun gab es zu Goethes Zeiten zwar schon Versicherungen, er sprach aber lieber von „*Assekuranzen*“, vielleicht ja schon, um sicherzustellen, sich sprachlich differenzierend zu *versichern*, dass es nicht zu Missverständnissen komme. Denn *versichern*, eigentlich, war einmal der verstärkte Abkömmling von ‚sicher‘; es hieß, etwas so sicher zu machen, wie es untern den erschwerten, man könnte auch sagen: genuin nicht-versicherbaren Umständen einer irdischen und endlichen Existenz von begrenzter Haltbarkeit eben möglich war. ‚Objektiv‘ *versichern*, so nennen das die Wörterbuch-Paten Adelung und Grimm gern; aber was lässt sich schon objektiv sichern? Ein Kredit, vielleicht, ein Besitz, temporär, oder: eine Person,

indem man sie in Ketten schlägt: sichergestellt ist man erst im Kerker. Anderes sichert man sich halb objektiv, halb subjektiv: Einflüsse zum Beispiel, Unterstützer, *Follower* würde man heute sagen; man *versichert* sich gern recht handfest einer Armee (Gewehre in der Hinterhand verleihen eine enorme Sicherheit), notfalls aber auch einer Partei oder ihrer „Häupter“, wie es bei Goethe noch so schön geschlechtsneutral heißt in Zeiten vor der gemischten Doppelspitze. Aber wie *versichert* man sich der Freundschaft, der Liebe, der Zuneigung eines anderen? Ein Ehering, natürlich, die gesetzliche Beziehungsversicherung schlechthin (deshalb muss bei der Scheidung ja auch gezahlt werden); aber so schöne, freie Radikale wie Zuneigung und Gewogenheit? Indem man sie beteuert natürlich (da könnte man jetzt einen Sprachwitz draus machen, muss aber warten bis ,teuer‘); weshalb sie auch unablässig *versichert* werden müssen, genug ist nie genug, wenn es um die *Versicherung* von Beziehungen geht.

Ach, nicht nur dort, seien wir ehrlich. Die reine Zahl der Belege bei Goethe zeigt: *Versichern* ist längst von etwas, das mit realen oder wenigstens halb-handfesten Garantien und Belegen festzuklopfen war, zu einer Sprachhandlung geworden. *Versichert* wird nämlich alles Mögliche, ständig, rein: indem es gesagt wird. Wo das Sagen nicht mehr ausreicht, beginnt das *Versichern*. Wo das Behaupten zum Balanceakt wird, wird halt *versichert*; wo der Beweis versagt, muss die *Versicherung* genügen; wo ein Versprechen nicht genug ist, wird auch einmal eidlich *versichert*, unterpfändlich, heilig und auf Ehre. Und wo einer meint, die Zukunft ganz genau zu kennen, *versichert* er besseres Wetter, Erfolg, ewige Liebe und dazu noch Käsekuchen jeden Tag: Versprechen auf die Zukunft, eine Hypothek auf das Gelingen, eine Wette mit den Göttern, die – und das ist das ultimative *Versicherungs*-Zitat – die Kirche schon lange für sich gepachtet hat: Wo alle irdischen Garantien versagen, so Goethe, gebe es für den armen Sterbenden immer noch die himmlische *Versicherung*, die ihm von Kind an versprochen worden ist. Der Mensch ist das Wesen, das seine Existenz *versichern* muss. Das sich seiner Existenz *versichern* muss. Das sich gegenseitig seine

Existenz *versichert*, pausenlos, allein im Sprechen. Wenn alles andere unsicher wird, Fakten, Verhältnisse, der Glauben sowieso, die Liebe – ach, die Liebe! – und selbst die Hoffnung den Geist aufgibt: wird einfach fröhlich weiter *versichert*. Kostet ja nichts.

αωαωαω

Schlagen

Der Mensch ist aber auch das Wesen, das *schlägt* (die Beliebtheit dieser Definitionsmöglichkeit muss bei Gelegenheit überdacht werden, aber nicht jetzt). Wie gewalttätig Sprache allein sein kann, zeigen *Schlagworte* (die Verletzungsgefahr erhöht sich proportional zum Ideologiegehalt, es ist dabei auch völlig egal, ob es ein gutes, braves, richtiges und menschenfreundliches *Schlagwort* ist oder eines aus dem Arsenal des ewigen *Advocatus Diaboli*, der demnächst auch ein gutes Wort bekommen wird). Ein *schlagender Beweis* lässt den Gegner verstummen: *eingeschlagen*, *abgeschlagen*, Ende der Debatte! Sogar das *Einschlägige*, so nett und wissenschaftsfreundlich es dahergehüpft kommt, kann seine gewalttätige Seite nicht ganz verstecken und macht alle seine Nachbarn zu *Fehlschlägen*, überflüssig, unnötig, redundant, neben der Sache halt, die doch mit dem Einen, *Einschlägigen* endgültig zu erledigen (ja, doppelsinnig) ist. Die Redakteurin, um zum Anfang zurückzukehren, war jedenfalls total erledigt, als sie die Bedeutungsfülle der Einträge zu *Schlag* überschaute; es traf sie fast der Schlag (vierzehn Bedeutungsebenen? Wirklich?), *schlagartig* wurde ihr klar, dass der Mensch eben doch –

nein, genug Definitionen zum Wesen des Menschen! Versuchen wir es besser mit einer Definition des *Schlages*: Woher also diese 14fache Bedeutungsfülle, was ist des *Schlages* Kern, warum trifft er sprachlich überall und immer wieder und den Nagel auf den Kopf? Das ist, so stellte sich heraus, gar nicht so einfach zu sagen. Die Gewalttätigkeit ist sicherlich ein wichtiger Punkt; es sind keine nicht-gewaltsamen Schläge vorstellbar,

wenn auch sicherlich sanftere, freundlichere, rhythmischere, und der *Herzschlag* hat nicht das Aggressionspotential des *Blitz-* oder des *Trommel-* oder des *Hammerschlags*. Sie erfolgen zudem entweder plötzlich, schnell oder in einer gleichmäßigen zeitlichen Struktur: Der *Schlag* trifft uns aus heiterem Himmel, ob im Körper oder vom Himmel, der *Schicksalsschlag* ist derjenige, den wir nicht erwartet haben; aber im *Taktschlag* oder auch im *Wellenschlag* mindert sich das Überwältigende immerhin zu sanfteren Zeitfolgen. Auf jeden Fall jedoch –

damit sind wir schon beim dritten Definitionsmerkmal und der Begriff beginnt schon wieder zu zerfasern, aber trotzdem: Schläge sind, einige entlaufene Abstrakta abgesehen, spürbar. Sie sind hörbar, sehbar, spürbar, einige sogar alles auf einmal, wie im Gewitter mit seinen vielfachen Schlag-Erlebnissen. Wir tragen sie im Körper mit uns herum, im *Herzschlag*, im *Pulsschlag*; wir spüren sie, wenn wir *geschlagen* werden (ja, soll immer noch vorkommen, sogar unter Liebenden). Natürlich, in der Erziehung ist das Schlagen inzwischen verpönt (siehe dort), sehr sogar; aber das sah Goethe bekanntlich anders, der heute auch nicht mehr sagen könnte, dass der nicht geschundene Mensch nicht erzogen wird, ohne jede Menge (rhetorische) (Tief-)Schläge abzubekommen. Aber man stelle sich das Gegenteil vor, das hilft meist ganz enorm bei Denken: Würde man niemals geschlagen, nicht in der Schlacht und nicht in der Debatte, nicht vom Schicksal und nicht vom Geliebten, nicht einmal ein Blitz zeigte sich gelegentlich am immer sonnigen Himmel, und immer nur säuselten süße Geigen, nicht einmal ein ordentlicher *Blitzschlag*, *schlaglos* ginge die Welt ihren einschläfernden Lauf – würden wir nicht verzweifeln? (schönes Verwort, die Redakteurin ist schon ganz gespannt) Vielleicht wird im Paradies nicht *geschlagen*, wo niemandem die *Stunde schlägt*, sei es die erste oder sein letztes. Mit Leben allerdings hat das wenig zu tun. Leben hinterlässt immer Verletzungen.

αωαωαω

Verfinstern

Verfinstern. Als Aufklärungsmensch müsste Goethe natürlich gegen das Verfinstern sein, und er ist es gelegentlich auch: Denn wo viel Licht ist, ist viel Schatten, und in ihm wachsen die Obskuranten, ein schlimmes Volk, das von der zutiefst menschlichen Liebe zur Dunkelheit zehrt. Goethe kennt auch die Finsternis im Gemüt, die allertiefste sogar; wie beinahe jeder intelligente Mensch und jeder hyperintelligente sowieso, kennt er Depressionen, was eigentlich nur ein anderes Wort für Lichtverlust ist. Nichts leuchtet mehr. Alles ist grau. Egal. Unbedeutend. Als Theatermensch weiß Goethe aber auch, dass man das Dunkel braucht: Wenn im Theater der Vorhang aufgeht, hat man zuvor die Lichter im Zuschauerraum ausgemacht (die zu Goethes Zeiten natürlich Kerzen waren, was für eine ziemlich eigenartige Atmosphäre gesorgt haben muss, es gab auch eigene Lichtputzer im Theater, schönes Wort!); denn die auf der Bühne stehen im Licht, die im Schatten aber sieht man nicht, und das ist auch besser so. Und als Lichtforscher, als Prediger der neuen Farbenlehre von der gleichberechtigten Wirkung des Dunkels neben der des Lichtes muss Goethe die Finsternis natürlich sogar loben: Sie ist der unersetzliche zweite, der komplementäre Teil der Farbenlehre, was Newton in der völligen Verfinsterung seines sonst so hellen mathematischen Verstandes einfach nicht einsehen wollte – und wodurch er, für Goethe wenigstens, zum größten Beispiel eines wissenschaftlichen Obskurantismus wurde, der mitten im Herzen der Aufklärung saß und die eigentliche Erkenntnis, die immer zwei Hälften hat, verleugnete zugunsten einer nur-mathematischen Eindeutigkeit (so sah das Goethe, die Redakteurin hat das Argument in der Sache noch nicht ganz verstanden, wohl aber in der Form).

Am allerbesten jedoch ist das, was zwischen Licht und Finsternis freundlich oszilliert, in der Mitte, da, wo es dem Menschen wohl und zuträglich ist – als einem Wesen, das zwischen Licht und Schatten changiert, das beide kennt, vielleicht sogar: in ihrem Extrem kennt, der überfordernden Blendung ebenso wie der tötenden Verdunklung – aber erkennen tut es am besten,

wenn es durch ein „*trübes Mittel*“ schaut (das wird die Redakteurin auch noch irgendwann in der Sache verstehen, im Moment bleiben wir auch hier bei der Form). Heute verdächtigt man Leute, die im Trüben fischen, leicht des Obskurantismus; Goethe war da, wie in so vielem, demütiger und nahm lieber einen milde trüben Fisch als einen allzu leuchtenden.

αωαωαω

Verfließen bis Verflößen

Verfließen, verfliegen, verflüchtigen, verflößen. Ja, das *Ver-* hat auch seine Durststrecken. Zudem scheinen alle möglichen Aggregatzustände unmerklich zu *ver-*schwimmen, selbst bei vorsichtiger Annäherung mit den Begriffsbesteck: *Verfließend verfliegt verflüchtigtes zu verflöstem*; von fern erinnern wir uns noch an *verdampfen* mit seinen nahen Verwandten *verdunsten* und *verduften*. Ist es das Wasser, das so flüchtig und verbindungsreich ist, ist es die Luft, die selbst noch als Äther eher ein Fluchtraum als ein fester Raum ist? Man tastet sich durch die naturwissenschaftlichen Schriften, die häufig selbst ein einziges sprachliches Verflüssigungsexperiment sind; das handelt man sich halt ein, wenn man an die Metamorphose glaubt, ein ewig flüchtiges, ewig verschwimmendes Prinzip, in dem sich die Gestalten unablässig wandeln, und das umso mehr, je geistiger sind: Ein Blatt ist mehr oder weniger immer ein Blatt ist ein Blatt, selbst in der Urpflanze; aber schon der Falter war einmal eine Raupe, und die Seele, das flüchtigste Element am Menschen (wenn es sie überhaupt gibt und sie nicht schon völlig im Geschwafel verdunstet ist, das sie seit Ewigkeiten zu umgeben scheint), löst sich im Feuer strahlend auf. Denn Auflösung ist nicht nur bedrohliche *Verflüchtigung* oder spurloses *Verfliegen* im Abgrund der Zeiten; sie ist auch angenehmstes *Verfließen*, *lieblichstes Verdunsten*, Erlösung letztendlich von der *schlimmsten Verfestigung*, dem Bollwerk des Körperlich-Festen, dem Unlösbaren, Unauflösbaren schlechthin: der menschlichen Individualität. Wir alle sind Einzelne, unverfliessbar, festgegossen

auf der Erden. Deshalb lieben wir alles, was auflöst: die Musik und all ihre *verfliegenden* Sensationen, die Liebe und den Rausch der Sinne ebenso wie den Mob, der uns namenlos macht, endlich ungekannt. *Verflößt* ins Unendliche, ausgesetzt auf dem Meer des Alles-in-Einem.

αωαωαω

Verflechten

Verflechten hingegen, das ist eine gute Sache. Wer etwas miteinander *verflecht*, macht es fest, aber nicht undurchlässig; *verflechten* schafft eine Struktur aus einzelnen, vereinzelt Fäden, je komplexer, desto besser: Komplexität, so entdeckt die Redakteurin geradezu verstaunt, ist genau das, *cumplectere*, das Zusammen-Geflochtene. Ach, hätte man doch nur ein Mikroskop, das fein genug wäre, die feinsten *Verflechtungen* des Lebendigen zu sehen; hätte man ein Makroskop (nee, gibt es nicht, oder doch?), das groß genug wäre, auch die entlegensten *Verflechtungen* im Universum zu erkennen und ihre Linien zu verfolgen! Komplexität jedoch, so haben wir brav gelernt, und Luhmann hat eigentlich mindestens einen Nobelpreis verdient für diese Entdeckung (eher eine Ent-Larvung?), ist das, was den Menschen *per se* überfordert; weshalb er, wenn sein Streben nach Glückseligkeit einmal einen Moment Pause macht und sein Narzissmus temporär gesättigt ist und ver-schlummert, daran arbeitet, Komplexität zu reduzieren: Die Welt in appetitliche, Goethe hätte vielleicht auch, gesagt: ‚bequemere‘ Häppchen zu zerteilen, damit wir sie besser *ver-dauen* können. Und hast du nicht gesehen, kaum ist sie an einem Ende reduziert, wird sie am anderen wieder verknoteter, *verflochtener*! Denn es liegt nicht im Wesen des Universums ordentlicher zu werden; das Gegenteil ist der Fall, und alle Reduktion von Komplexität scheitert am unversöhnlichen Entropie-Streben.

Vielleicht war das auch einer der Gründe dafür, dass Goethe gar nicht so sehr interessiert daran war, Komplexität durch immer feinere Instrumente zu reduzieren, dem Allerfeinsten oder

dem Allergrößten auf die Spur zu kommen. Man hatte schließlich Augen und einen Respekt, und was hätte man schon damit anfangen können, den allertiefsten, augenlosen, kaum von seiner Umgebung zu unterscheidenden Tiefseefisch mit Vornamen zu kennen oder die allerentlegenste Galaxie tonlos in einem schwarzen Loch verschwinden zu sehen? Dichtung hingegen, das ist ein *Verflechtungsgewebe*. Autoren sind Spezialisten nicht der Reduktion, sondern der Veranschaulichung, der Offenlegung von Komplexität: Sie zeigen das Gewebe der Welt in seiner Entstehung und Funktionsweise, sie flechten Kränze in Gedichten, sie verknoten Schicksale und Handlungen in Dramen, sie erzählen von dem besonderen Geflecht, das wir Leben nennen und an dem wir arbeiten, jeder von uns, tagaus, tagein – nicht um es dicht zu machen, wasserdicht, veränderungsresistent, sondern nur strukturiert, ein wenig durchsichtig, ein wenig dicht (ja, Dichtung), beweglich, aber nicht starr, entwicklungsfähig in seinen Verwicklungen.

Natürlich gibt es auch *schlecht-Verflochtenes*, schon Goethe weiß, dass die Bürokratie ein einziges hart *verflochtenes* Monster ist, das nur noch gelegentlich rülpst, wenn es versehentlich wieder Lebendiges verschluckt hat. *Verflochtenes* ist gut, es atmet und hat Luft; Verstricktes hingegen, Verschlungenes ist nur noch: verfilzt und –

αωαωαω

Verfluchen

Verflucht! Endlich mal ein eindeutiges Wort; gesegnet sei die handfeste Deutlichkeit des Fluchs, kein Deutungsspielraum, nirgends: Losgelassen sind all die Geister des Negativen, Widerwärtigen, Ekelhaften! Es gibt sogar eine Liste mit Schimpfwörtern von Goethe; sie sind aber eher enttäuschend konventionell, die übliche Mischung von wenig attraktiven Tierarten mit skatologischem Versatz und ein wenig Frauenfeindlichkeit gewürzt. Aber immerhin, bei näherer Betrachtung: Ist die *Verfluchung* nicht nur verwandt mit der Verdammung, sondern

auch mit der Verzauberung; gesprochene böse Wörter schaffen Tatsachen wie jeder Liebesschwur, und auch Faust erweckt mit seinen Flüchen die schaurigen Geister, die er nicht mehr los wird. Im Fluch wird das Wort Gestalt, und es fürchtet sich sehr vor sich selbst; einmal gesprochen, kann es aber nicht mehr zurück in den Schlund, dem es entsprang, und ent-flucht wird niemand.

Warum aber, an diesem Detail hängt sich die Redakteurin auf in dieser sonst nicht gerade aufregenden Strecke, warum muss ausgerechnet Delilah „*das verfluchteste Luder, das die Erde trägt*“ sein (wenigstens Eva freut sich)? Sie ging Samson an die Haare, und das soll die Ursünde toppen? Na gut, Zeit für einen Bildungsexkurs. Also, in der Schrift steht geschrieben, mehr oder weniger in diesen Worten: Simson wurde unter den Israeliten geboren in der Zeit der Unterdrückung durch die Philister. Da kam ein Engel des Herrn zu der unfruchtbaren Frau des Israeliten Manoach (ihr Name ist nicht überliefert) und weissagte ihr die Geburt eines Sohnes; sie müsse sich nur an die etwas eigenartigen eidlichen Verpflichtungen ihres Volkes (der Nasiräer) halten, die da lauteten: kein Alkohol, keine Besuche am Grab, weder Haare noch Bart schneiden (nein, das ist nicht Monty Python. Monty Python hat auch nur von der Realität abgeschrieben). So tat die namenlose Frau des Manoach, und sie gebar Simson, und auch Simson trank keinen Alkohol, näherte sich keinem Grab und schnitt nicht sein offensichtlich wallendes Haupthaar. Als Simson nun heiratsfähig wurde, warb er um eine Braut, eine Philistertochter ausgerechnet, und es passieren einige weitere Episoden, die man auch leicht von Monty Python verfilmt sieht. Wir überspringen die gescheiterte Werbung und die Geschichte mit dem Eselskinnbacken, mit dem er 1000 Philister erschlug, und kommen gleich zu seinem befremdlichen Ende und der *verfluchtesten* Delilah. Simson hatte sich nämlich mal wieder in eine Philisterfrau verliebt; und diese entlockte ihm nun im Auftrag ihres Volks das Geheimnis seiner übermenschlichen Stärke, im Wesentlichen, indem sie ihn mit kontinuierlichen Fragen zermürbte. Dreimal erzählte er ihr eine Geschichte, die irgendwie an eine sadomasochistische

Fesselungsphantasie erinnern: Gebunden werden müsste er mit sieben Seilen von frischem Bast (funktioniert nicht), nee, Korrektur: mit neuen Stricken, unberührt von jeglicher arbeitenden Hand (Arbeit macht schmutzig, wussten wir schon immer; funktioniert aber auch nicht); achso, eigentlich nämlich mit – ja, genau: sieben – seiner Hauptlocken, schön verflochten zu einem Gewebe und mit einem Hammer (den Rest lassen wir aus, Spoiler: Funktioniert nicht). Als sich Delilah dann empört über dieses ewig erneuerte Lügengespinnt und einen Beweis seiner wahren Liebe fordert, rückt Simson mit der Wahrheit heraus: Seine Stärke liege, tatsächlich, in seinen ungeschorenen Haaren. Delilah verriet Simson, die Philister schoren ihn, *for good measure* blendeten sie ihn auch noch, und dann *verfluchten* – nein, verdammten sie ihn, Getreide zu mahlen, ein Job, den man normalerweise weiblichen Sklaven überließ, will sagen: maximal entehrend für einen Mann. Das heroische Finale, in dem Simson die Halle zum Einstürzen bringt (es wird nicht genau geklärt im Urtext, ob das an seinen langsam nachwachsenden Haaren liegt oder doch eine Gnade Gottes ist, den er anruft) und damit mehr Tote verursacht als in seinem nicht wenig heroischen Leben, lassen wir aus, immerhin liegt er am Ende mit unter den toten Philistern, und kommen zu Goethes „*verfluchtestem Luder*“, zu Delilah zurück und versuchen eine Deutung: Delilah ist deshalb so schlimm, weil sie Simson an die Macht geht, die männliche (die Szene ist natürlich mit nur geringer Phantasie als Kastrationsszene zu lesen, was Tiefenpsychologen schon früh getan haben). Emaskulation ist die Ursünde, nicht eine läppische Verführung anhand von Obst!

αωαωαω

Spieße und Spießgesellen

Von Spießen und Spießgesellen. Damit zurück zu einem Männerthema: Wir lesen von *Kriegsspiessen* und *Bratsspiessen*. Man sieht die Ständegesellschaft am Werk: *Spieße* sind für Bauernkrieger, die sich kein ordentliches Schwert leisten können. Im

Leben gibt es nämlich nur höchst selten die schweizerischen „gleichen Spiesse“ (ja, mit Doppel-s), von denen die NZZ so gern schreibt, und gleich sieht man die Rütli-Männer vor sich, auf der Wiese bei Sonnenaufgang, und kein *Spieß* erhebt sich über den anderen, oh nein! Das ist jetzt nicht so obszön gemeint, wie es sich anhört; obwohl es mir schwierig scheint, die Metapher auf Frauen zu übertragen, aber zum Glück können *Spiesse* auch Stricknadeln sein. Goethe aber kennt zwar die *Bratspieße* und die *Kampfspiesse*, nicht aber den *Spießer* – nein, einen *Spießer* kennt er doch, in der Jägersprache nämlich hießen so die jungen Hirsche mit ihren noch unverzweigten Geweihstangen, womit wir wieder bei den Männern wären und ihrem *spießigen* Wesen. In seiner Jugend hatte aber auch Goethe einige *Spießgenossen*, mit denen er durch die Kneipen zog; das *Spießrutenlaufen*, das der Redaktorin schon immer eine besonders infame Art der Körperstrafe erschien, blieb ihm jedoch erspart, will man nicht eine bestimmte Art von Literaturkritik mit ihren strafenden, geißelnden Ruten des Urteils – nein, will man nicht. *Spießglanz* hingegen ist ein Wort, das bei Goethe ganz oft vorkommt. Es ist das deutsche Wort für Antimonit, ein grau-schwarz schimmernder, länglich geformter Kristall aus der Klasse der Sulfide (Weisheit von *Wikipedia*, nicht von Goethe). Die Namensgeschichte ist so schön, dass sie trotzdem erzählt werden muss, auch wenn sie bei Goethe nicht vorkommt, aber sie ist immerhin wörterbuch-korreliert. Samuel Johnson, eine der größten Plaudertaschen der Weltliteratur, verzeichnete nämlich in seinem Wörterbuch als Anekdote die Beobachtung eines Mönches, dass Schweine schneller fett wurden, wenn man ihnen Antimon gab. Als er das Experiment, durchaus im Goethe’schen Sinne, an seinen Ordensbrüdern fortsetzen wollte, starben sie leider – und fortan hieß das Kristall ‚Anti-mon‘, nämlich: anti-mönchisch (ob er das Experiment mit Nonnen oder Laien fortsetzte, ist nicht überliefert).

αωαωαω

Spinnerinnen und Spindeln

Frauen hingegen haben keine Spieße, sondern bedienen die *Spindel* als fleißige *Spinnerinnen*. Immerhin sind *Spindeln* *Spieße* gar nicht so unähnlich, zumal sie auch am Ende zugespitzt sind; aber ansonsten geht es hier nicht so sehr um das Massiv-Gewaltsame, sondern das Zart-Fein-Anmutige. Goethe hebt auch immer wieder hervor, wie vorteilhaft und anmutend die Stellung der zierlichen *Spinnerin* mit ihren *spindeligen Spindeln* ist, wenn sie das Spinnrad bedient (nein, daraus machen wir jetzt keine erotische Phantasie! möglich wäre es natürlich). *Spindeln* aber finden sich auch noch an einigen anderen Orten, unter anderem der *spindel*ig sich drehenden Wendeltreppe, als Knöchelchen im menschlichen Ohr oder in Präzisionspendeluhren (Weisheit von Goethe, nicht von *Wikipedia*). Aber bei Männern steht Goethe dann doch nicht so auf das *Spindel*ig-Ge-wundene der feinen *Spinnerin*, und wenn Mephisto über die „*spindelartigen Gestalten*“ der romantischen, eher kleinformatigen Superhelden im Vergleich zu den wackeren und tüchtigen (ja, immer noch Lieblingswort der Redaktorin!) Über-Helden der Antike lästert (Herkules tritt im *Faust II* als der ideale Mann auf, und er hat eine Keule dabei), sieht man den eher *spindelartigen* Don Quijote ein wenig jämmerlich vorbeihinken. Nein, Goethe hatte seine Männer lieber handfest. Am toten Körper des Meisters bewunderte Eckermann, und das schien mir schon immer gleichermaßen pietätlos wie phantasievoll, die gewaltige Brust des verschiedenen Titanen. Wieland war ein wenig *spindel*ig, im Vergleich.

αωαωαω

Spinne

Spinnen hingegen, und die mäßig arachnophobe Redaktorin musste sich sehr zusammenreißen bei der Korrektur des Fremd-Lemmas, haben nicht nur acht Beine, sondern auch acht Augen, was Goethe wusste, *Wikipedia* bestätigt (wie liest man einen *Wikipedia*-Artikel, ohne auf die Abbildungen zu

schauen???) und *Spinnen* nicht eben sympathischer macht. Goethe wirft sie gern in einen Topf, er heißt „eklige Insekten“, und auf ihm steht: „Wenn je ein Mittel gegen die Mücken und Spinnen erfunden werden sollte, machen Sie es doch ja gemeinnützig!“ Goethes Wort in der Pharma-Industrie Ohr! Aber natürlich ist die *Spinne* nicht ganz unnütz, nein, sie ist eine wunderbare Metaphernfabrikantin, und ihr Netz nicht nur ein technisches Wunderwerk, sondern auch ein Lebensbild, selbst für mäßige Arachnophobiker (das ist eine Wortzusammenstellung, die ich jetzt ganz oft sagen möchte!): „Es weiß sich kein Mensch weder in sich selbst noch in andere zu finden, und muss sich eben sein Spinnenge-webe selbst machen aus dessen Mitte er wirkt“. Goethe war eine ziemlich begabte *Spinne*, muss man unter dieser Perspektive sagen, und wenn man all seine über-entwickelten Organe mit-zählt, konnte er wahrscheinlich auch locker mit acht Augen mithalten, die er sicher gern für seine Farbenlehre gehabt hätte. Aus sich selbst heraus sein Netz *spinnen*, nun, das macht auch schon ein wenig mehr Sinn, als sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen oder was der Selbst-Produktions-Metaphern mehr sind (man könnte noch was mit Honig machen, es fällt mir aber gerade nicht ein). Und in der Mitte sitzt das Ich so-wieso immer selbst, sogar bei Goethe, der zu einem erstaunlichen Maße selbst-los sein konnte. Aber wie weit das Netz dann ausgreift, wie schön oder stabil es gesponnen ist – das ist der Unterschied! Heutzutage wird *spinnen* hingegen gern mit *spintisieren* verwechselt; dünnfädrige Gedanken halt, die leicht im Wind dahinflattern oder sich sogar ganz loslösen können, dann schweben sie durch die Luft, kleine Gespinste, entbunden von der Erdschwere ordentlicher Gedanken. Die Verwandtschaft sieht Goethe immerhin schon, wenn er über seinen Freund Moritz schreibt, er *sinne und spinne* so gern. Weisheit des Wortklangs! Geheime Verwandtschaft! Im Binnenreim steckt Wahrheit.

αωαωαω

Schlüssel

Für die Wahrheit jedoch braucht man einen *Schlüssel*. Wenig war der Redaktorin klar, dass es sich beim *Schlüssel* tatsächlich um ein Lebenssymbol, um nicht zu sagen: ein *Schlüsselsymbol* der menschlichen Existenz handelt! Natürlich, man hätte Verdacht schöpfen können in den *Wanderjahren*, all dies Trara und Getue um das verschlossene Kästchen und den darin abgebrochenen *Schlüssel* (ja, auch sexuell lesbar, was eigentlich nicht?); aber man war noch ein wenig verschlossen gegenüber der Macht der Alltagssymbole (Fenster, ja, Türen, sowieso, Schwellen, na logisch! aber *Schlüssel*?). Hersilie also, die mit dem dummen Geschenk-Kästchen von Felix kämpft, wünscht sich irgendwann nur noch, es möge „*ein Ende werden, wenigstens daß eine Deutung vorgehe!*“ Das immerhin ist die kluge Hersilie, und sie hätte zwar gern ein Ende, wie wir alle, aber sie weiß sogar, dass man Ende immer nur eine Deutung bekommt, und Symbole sind nun bekanntlich, bei Goethe jedenfalls – niemals zu Ende deutbar. Aber eine Deutung wenigstens, wir sind ja bescheiden, wir Frauen! Andere aber wollen immer gleich den „*Herzesschlüssel*“ (die meisten Männer benutzen aber nur Dietriche, ja, polemisch), und als irgendjemand (es kommt nicht darauf an wer) behauptet ihn gefunden zu haben und das auch noch zu Drucke gibt, kann der *Schlüsseldiener* Goethe seine Zunge nicht mehr unter Verschluss halten: „*Nun so seys dem Himmel und dem Verf. gedankt, daß wir endlich fanden, was wir so lange gesucht haben, den Schlüssel des menschlichen Herzens! Nun wünschen wir weiter nichts, als daß er oder ein anderer uns das Schlüsselloch und die Kunst, den Schlüssel herum zu drehen zeigte; und daß ein dritter noch eine Schloßdecke dazu verfertige, damit sich kein Staub, oder Rost, oder Spinnewebe in das Schlüsselloch stecke, und das Aufschließen hindere*“. Schon wieder geht es gegen die Spinnen. Aber hier spricht die reinste Lebenserfahrung! Ein *Schlüssel* allein ist nie genug; nein, man braucht auch noch Werkzeug und Experten (den *Schlüsseldienst* des menschlichen Herzens, er kommt immer aus der Nachbarschaft und will trotzdem eine Bezahlung, als sei er aus dem Vorderen Orient angereist und hätte mit magischen Kräften eine Tür geöffnet);

man braucht sogar eine *Schloßdecke*! Ach, wenn man doch einen pflegeleichten, immer passenden, magischen *Herzensschlüssel* hätte, wenn schon nicht zu fremden, dann wenigstens zum eigenen Herzen! (am Ende geht aber wieder nur eine Deutung vor). Dann könnte man ihn wenigstens in der Tasche lassen, wenn man in Gesellschaft geht; das empfiehlt Schlüsselmeister Goethe nämlich auch: Nur Dummköpfe ließen ihre *Herzensschlüssel* so stecken, dass sie jeder Beliebige aufschließen könnte! Nein, Goethe weiß, wann man besser den Mund hält (also: eigentlich meistens, außer bei ausgesuchten Tischgenossen natürlich). Wenn man jedoch nur für sich so denkt, und dann vielleicht ein wenig aufschreibt, was man so gedacht hat, aber wahrscheinlich liest es doch wieder keiner oder jeder liest etwas anderes, und zwar das, was er halt lieber lesen möchte, aber trotzdem: Ganz versteckt kann man ja mal ein paar *Schlüsselgedanken* niederschreiben, vielleicht findet sich ja doch ein Schloss, das genau auf diesen *Schlüssel* gewartet hat? Das zum Beispiel: „*Siehst du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug / Irgend gegönnt, so frage nur gleich, wo leidet es etwa / Mangel anderswo, und suche mit forschendem Geiste, / Finden wirst du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel*“. Na gut, es geht um Tiere, und wenn man an die Spinne mit ihren acht Augen denkt, schließt einem das natürlich Einiges auf. Aber man könnte es ja mal bei Leuten – also nicht nur bei Mönchen oder Frauen? – ...

αωαωαω

Starr

Starr samt Verwandtschaft ist nun auch keine schöne Wortfamilie. Spricht sich auch nicht schön, *starr*, *starrer*, *erstarren*, *Starrsinn*. Das *Starre* ist nicht nur das Unbewegliche, das Verfestigte, es ist auch das Leblose, dasjenige, das sich nicht lebendig windet und den Umständen anpasst, und der *starre* Lorbeer, der sich um das Haupt des Herrschers biegt (man spürt direkt den stacheligen Druck auf der Stirn!), wird zerrissen von „*der Freiheit holder tausendblumigen Kranz*“. *Starr* ist, das fühlt

man auf einmal im drückenden Lorbeer, eine Depressionsvokabel: „Manchmal sieht unser Schicksal aus wie ein Fruchtbaum im Winter. Wer sollte bei dem traurigen Ansehen desselben wohl denken, daß diese starren Äste, diese zackigen Zweige im nächsten Frühjahr wieder grünen, blühen, sodann Früchte tragen können“? Ja, wer sollte. Oder Werther, der eben nicht nur liebeskrank, sondern krank zum Tode ist: „wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht wie ein lackiertes Bildchen ... die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen ... in das Gehirn pumpen kann“! Das ultimative – und dadurch ja auch wieder er-lösende? – Erstarren aber ist der Tod, und die Todesstarre bezeugt ihn (die sich aber wieder löst, wenn man genau darüber nachdenkt?) Medusa starrt ihre Opfer zu Tode; ein stierer, ein starrer Blick setzt uns nicht nur in Verlegenheit, sondern er macht uns irgendwie, reziprok, selbst erstarren. Oder starren, wie Goethe auch gern sagt. In der Weisheit des Wortklangs wohnt die Starrheit neben der Narrheit, aber ist der Narr wirklich der Erstarrete, oder führt uns der Binnenreim hier an der Nase herum? Ist der Narr nicht eher der Sprunghafte, der Nicht-Still-zu-Stellende? Gibt es auch ein Ent-Starren? Verharrt vielleicht nur der Narr im Starren, gebunden an der „Starrheit Eigensinn“: „Ein jedes Licht der Freiheit war verschwunden / Die Fesseln selbst, sie schienen mir Gewinn“? Manche Wörter entwickeln mehr Tiefendimensionen, als man eigentlich erschließen wollte.

αωαωαω

Station bis Stätte

Deshalb macht der Mensch auch lieber *Stationen*. Zwar versucht er auch gern der *Starre* zu entkommen, indem er Ausflüge macht, Reisen unternimmt, Pilgerfahrten, Kreuzfahrten, Butterfahrten (nein, kein Goethe-Wort); aber egal zu welchem Zweck und mit welchem Mittel. Der Reisende macht *Station*. Der Lebensweg ist gegliedert durch Etappensiege, bestenfalls, und manchmal sind die Pausen halt wichtiger als der Weg, und manchmal wird eine Zwischenstation zur Endstation, und

manchmal – nein, genug wort-gespielt! Was der Redaktorin jedoch ganz außerordentlich gefiel, war ein Vorschlag von Goethe zur Gestaltung eines (offensichtlich empfindsam angehauchten) Parkweges, der irgendwie in allegorische Stationen mit Beiwerk aufgeteilt werden sollte; er schreibt nämlich: „*Wegen der Stationen tue ich folgende Vorschläge: 1. Besuch, 2. Bekanntschaft, 3. Gewohnheit, 4. Neigung, 5. Leidenschaft, 6. , 7. Freundschaft. NB: No 6 bleibt ein Ungenanntes und Unbekanntes das sich jeder selbst suchen oder schaffen muß*“. Goethe ist der Erfinder der Leerstelle, das ist der Beweis. Natürlich hätte er die *Stationen* auch auf sechs verkürzen können, da es ihm offensichtlich nicht gelungen war, auf zehn zu kommen; und wo ist eigentlich, da es sich ja um eine Art Beziehungs-Erlebnispfad zu handeln scheint, die Liebe? Ha, Nr. 6., da sind wir! Oder auch nicht. Wie kommt man von der „Leidenschaft“ zur „Freundschaft“, das ist doch die eigentliche Frage – und vielleicht wäre die Liebe ja eher ein Ab-, ein Um-, ein Seitenweg, die falsche *Station*, an der man versehentlich ausgestiegen ist? Das jedoch muss sich jede selbst suchen oder schaffen. Man beachte die Kombination: Suchen oder *Schaffen*! Hat Goethe es geschafft mit Christiane von Stein, oder ist sie das große Loch, die Leerstelle, in die Goethe in Italien gefallen war und die nach der Rückkehr nicht zu überbrücken war? Das lassen wir jetzt – offen, denn das, was eigentlich alle suchen, ist sowieso nicht eine *Station*, sondern eine *Stätte*. Eine Heimstatt, eine Ruhestätte, eine Endstation. Notfalls auch einen „stattlichen, geisterhebenden Gedanken“, als *Statthalter*, anstatt der *Stätte*, sei sie nun *stattlich* oder *statthaft*.

αωαωαω

Seinesgleichen

Seinesgleichen geschieht – was nicht ein berühmter Satz von Goethe ist, sondern von Robert Musil, und er ist ein wenig das Lebens- und Kompositionsprinzip des *Mannes ohne Eigenschaften*, der sicher einiges von Goethe hat, und sei es nur seine gelegentliche Trollhaftigkeit. *Seinesgleichen* ist aber auch das Wort

gewordene *Peer-Prinzip*, und man sieht gleich wieder, wie das in zwei Richtungen danebengehen kann: Dass jemand nur von *seinesgleichen* gerichtet werden sollte, klingt nach einem sehr klugen, irgendwie sogar vernunftgesättigtem Rechtsprinzip; aber wer ist schon *seinesgleichen*, *ihresgleichen*, *meinesgleichen*? Wer sollte dann Goethe richten, der so schwer *seinesgleichen* fand wie noch jeder wahre Selbstdenker (und deshalb umso verzweifelter an den Wenigen festhielt, die – naja, *halb-seinesgleichen waren*, *gelegentlich seinesgleichen* vielleicht auch nur?) Denn natürlich hält man sich auch in Gesellschaft lieber mit *seinesgleichen* auf, so energisch man auch heutzutage das Gegenteil behauptet, und dann stehen doch wieder alle Frauen in der Küche und alle Männer am Grill. *Seinesgleichen* verlässt man nur für gelegentliche Paarungs-Versuche, und Gott weiß schon, warum er uns Hormone gegeben hat. Lebendigkeit aber, so Goethe ur-biologistisch, ist: die „*Fortsetzung ihres Gleichen ins Unendliche*“. Zum Glück kommt dann aber noch die Evolution und würfelt ein wenig.

αωαωαω

Spekulation

Das aber ist und bleibt *Spekulation*. War die finanzielle *Spekulation* vor der geistigen? Die Belege legen es nahe. Spekuliert wird mit allerhand, unter anderem mit Rheinwein, einem natürlich etwas geistvollen Getränk. Aber auf welchen Gewinn zielt der *Spekulant* im Rein-Geistigen, im Reich der Ideen, auf dem Gipfelkamm der Geistesgymnastik? (schiefes Bild, bleibt) Natürlich fallen und steigen Ideen im Wert an der allgemeinen Ideenbörse, einem gelegentlich auch ziemlich hektischen Unternehmen. Zu Goethes Zeit waren diverse theologische Kernbegriffe ebenso wie rationalistisches Ideenbesteck gerade deutlich im Absteigen, während das Kernvokabular der idealistischen Philosophie geradezu Höhenflüge verbuchen konnte; Kant hingegen war und blieb die sicherste Bank von allen, ungefähr so spekulationsgeeignet wie ein Festgeldkonto. Symbolisches Kapital

ist nämlich genauso krisenanfällig wie finanzielles, stellt sich heraus; gelegentlich kann man auch das eine für das andere vermünzen, in beide Richtungen übrigens. Goethe allerdings ging es mehr darum, dass man ihm die *spekulativen* Höhenflüge seiner Zeitgenösse gelegentlich ein wenig auf den Boden zurückholte, für „*uns Menschenverständler*“, wie er sehr hübsch formulierte. Denn das reine Denken füllt einem weder den Magen noch den Kopf; es erzeugt seltsame Luftblasen, in seiner Höhenluft wird der Atem knapp, er reicht nur noch für hochkonzentrierte, aber dabei seltsam inhaltsleere Begriffe (der Inhalt verflüchtigte, verduftete, verdampfte beim Aufstieg). Das Gegenteil zur *Spekulation*, der geistigen also, ist im Übrigen nicht etwa Praxis, denn eine ordentliche Theorie muss gar nicht *spekulativ* sein, im Gegenteil; nein, das dem denkerischen Höhenflug konkret entgegen-Gesetzte ist die Anschauung, die Erfahrung. *Spekulation* postuliert nicht etwa nur etwas, was man noch nicht bewiesen hat; nein, *Spekulation* in ihrem reinsten Sinn postuliert Dinge, die man niemals beweisen wird können, weil sie eben – nicht angeschaut, nicht erlebt, nicht erfahren werden können (man versuche den Weltgeist zu sehen, zu riechen, zu hören; am Ende aber riecht es nur nach angebranntem Hegel): „*Theorie und Erfahrung. Phänomene stehen gegeneinander in beständigem Conflict. Alle Vereinigung in der Reflexion ist eine Täuschung, nur durch Handeln können sie vereinigt werden*“. Sprach Alexander und durchschlug den Knoten der reinen *Spekulation*. Der Sinn des Kuchens liegt im Essen. *Spekulanten* hingegen sind ewige Späher (Wortsinn von *speculare*: spähen, nicht etwa sehen!): Sie sitzen auf ihren *Spekulationstürmen* und überblicken verächtlich die Niederungen des Konkreten, eigentlich aber wollen sie hinauf ins Allerhöchste. Eine andere Theorie sagt allerdings, dass *Spekulation* doch eher von *speculum* kommt, für: Spiegel. Und endlos schauen die *Spekulanten* ins All, aber was sie dabei sehen, ist: nur eine Vervielfachung ihrer selbst ins Endlose, und immer kleiner und unwesentlicher werden die Gestalten. Das war nun gerade nicht das, was Goethe mit „*wiederholten Spiegelungen*“ meinte. Sondern eine Anreicherung von Vergangenheit, eine Steigerung von Gewesenem zu

Künftigen, ein lebendiges Zusammenwirken von Licht und Finsternis durch ein trübes Mittel (den Menschen nämlich): „Bedenkt man nun, daß wiederholte sittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, sondern sogar zu einem höheren Leben emporsteigern, so wird man der entoptischen Erscheinungen gedenken, welche gleichfalls von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verbleichen, sondern sich erst recht entzünden, und man wird ein Symbol gewinnen dessen, was in der Geschichte der Künste und Wissenschaften, der Kirche, auch wohl der politischen Welt sich mehrmals wiederholt hat und noch täglich wiederholt“. Der Deutung überlassen!

αωαωαω

Täuschung

Oder ist das alles nur *Täuschung*? Wie gerufen hängt sich die *Täuschung* an die *Spekulation* und entwickelt das gleiche Doppelgesicht: simpler Betrug oder schöner Schein? Natürlich lässt sich keiner gern täuschen, das widerspricht unserem Selbstbild (mich legt so schnell keiner rein!) wie dem öffentlichen Moral-kodex (die Wahrheit, und nicht als die Wahrheit!). Der Getäuschte ist der Dumme schlechthin. Hätte man doch besser wissen, sehen, durchschauen können! Aber dann lassen wir uns doch wieder gern täuschen. Nicht nur in der Liebe, die ein ziemlich unsicheres Täuschungsgeschäft ist, sondern vor allem natürlich: in der Kunst, der einzigen Welt, wo der Schein als schön erklärt und damit rehabilitiert werden kann – ist doch alles nur erfunden, und wäre es nicht viel zu langweilig, trostlos, einfallsarm, einfach nur unverschiedene Wirklichkeit abzubilden, so wie sie eben ist, da scheint meist rein gar nichts, sondern es herrschen Staub und Düsternis und Spinnweben. Nicht so aber in der Natur! Da ist sich Goethe ganz sicher. Alles, was die Natur hervorbringt, hat seinen eigenen Schein; man muss ihn nur finden, freilegen, letztlich: benennen – „Die Schätze der Natur sind verzauberte Schätze, welche kein Spaten, sondern das Wort bloß legt“. Dann aber, wenn ein geschickter

Wortgräber ganz ohne Spaten die Schätze der Natur zum Glänzen bringt; dann und nur dann wird eine höhere Wahrheit unter der staubigen Wirklichkeit freigelegt. Denn die Natur täuscht niemals, ebenso wenig wie dasjenige Werkzeug, das sie dem Menschen gegeben hat, damit er ihre Schätze finden möge: das menschliche Auge nämlich, von dem nur Philosophen glauben, dass es unzuverlässig ist und den simpelsten Sinnes-täuschungen anheimfalle. Die eigentliche Täuschung aber ist immer im Kopf, vor allem gern im *spekulativen*; das Auge allein „handelt gesetzlich und macht dadurch dasjenige zur Realität, was man zwar dem Worte aber nicht dem Wesen nach ein Gespenst zu nennen berechtigt ist“. Traut nur dem Augenschein! Das gleiche gilt übrigens, und das ist schon ein wenig überraschend, nach Goethe für die wesentlichen ethischen Vermögen im Menschen: Ein „Irrtum mag in Meinungen oder Neigungen bestehen. Dagegen lassen Vernunft und Gewissen sich ihre Rechte nicht nehmen. Man kann sie belügen aber nicht täuschen“. Vernunft und Gewissen sind, *in a sense*, die Augen des Geistes; und wer sie redlich benutzt und sich nicht blenden lässt von einer allzu scheinenden Meinung oder einer allzu verführerischen Neigung, der wird niemals *getäuscht* werden. Neigungen und Meinungen hingegen sind, um die Metapher noch ein wenig ins Spielerische zu steigern, die Brillen des Geistes: verzerrende, vergrößernde oder verkleinernde, das helle Licht trübende und die Weite des Blickes begrenzende Instrumente des –

αωαωαω

Teufel-Tausendkünstler

Teufels, der bekanntlich ein *Tausendkünstler* ist; weshalb das Mephistophelische immer am Tausend klebt, ei der Daus! Bescheiden eigentlich vom Teufel. Heute würde er höher spekulieren, ich wäre mir ganz sicher.

αωαωαω

Verlästern

Aber vielleicht wird er auch nur *verlästert*? Dass man lästern noch steigern kann, hatten wir schon immer geahnt. Goethe aber zeigt uns die wahre Lächer-Eskalation, die Stufenleiter des *shitstorms* sozusagen; nämlich wenn er über Lord Byron spricht, den er durchaus schätzt, der aber von den Zeitgenossen schon (wahrscheinlich ziemlich zu Recht) als „*mad, bad and dangerous*“ verlästert wurde. Das geht so: „*wenn er fehlt, fehlt er als Engländer; als ungebändigter reicher Erbe, pedantisch erzogen, sittlich ungebildet, zum Widerspruch geneigt, in der Opposition sich gefallend, in der Tadelsucht sich erfreuend, und zuerst seine Landsleute, König und Gemeine, zuletzt, ins Grenzenlose sich verlierend und ohne Maß und Ziel, die ganze Welt verlästernd*“. Man könnte auch sagen: typisch überprivilegiert; das Opfer einer verfehlten Erziehung, die jeden zum Kritiker und Berufsoppositionellem macht; und am Ende ist alles der Kritik unterworfen, die kein Maß kennt und kein Ziel, sondern nur den eigenen bedingungslosen Imperativ, und der lautet: Wir machen keine Gefangenen! Die ganze Welt ist schlecht, und das muss gesagt sein! Man kann es gar nicht laut genug sagen, und Zwischentöne, moralische Graubereiche, Nuancen der Urteilskraft mögen ganz nett und menschenfreundlich sein, aber nichts für den General-Verlästerer! Ach, wenn die heutigen General-Verlästerer (sie treiben sich gern in Redaktionsstuben herum) doch wenigstens *bad, mad and dangerous* wären!

αωαωαω

Verlaub

Sind sie aber nicht. Sie sind nur, *mit Verlaub* gesagt, *bullshit*-Reiter (ach, wenn Goethe dieses Wort doch schon gehabt hätte!). *Mit Verlaub* wird bei Goethe aber zum Glück ganz wenig gesprochen; er hat es nicht so mit der Untertanensprache, auch wenn er selbst einmal ein Kanzleihengst war. *Mit Verlaub*, da schließt sich der Kreis wieder, spricht allerdings Mephisto zu seinem Vorgesetzten (Gott, dem Herrn), als er ein bisschen die

Menschen *verlästern* möchte: Sie seien auch nicht besser als Zikaden, die ziel- und geistlos durchs Gras hüpfen und dabei auch noch meinen, ein Lied singen zu müssen (es ist immer das Gleiche, sagt Mephisto, der es wissen muss, er war dabei).

αωαωαω

Zikaden

Immerhin, *Zikaden*, also diese im Sommer so nervtötenden Zirpen, auch Grillen genannt, interessante Tiere, machen wir einen kleinen Seitensprung: Es gibt sie über den ganzen Globus verteilt, und zwar gar nicht wenige; zudem sind sie wichtig für die Ökosysteme und gelten deshalb als Bioindikatoren (Wissen von *Wikipedia*, nicht von Goethe). Es gibt sie in einer Spitzkopf- und einer Rundkopf-Variante (nein, keine politische Symbolik; oder doch? Gerade hat Amerika gewählt, oder besser: gewürfelt?). Der Antike galt die *Zikade* als Symbol der Unsterblichkeit, weil sie sich angeblich vom Tau ernähre und kein Blut habe; das stimmt zwar nicht, aber ist eine hübsche Idee, zumal ihre nahe Verwandte, die Heuschrecke, keinen so guten Ruf hat und sich definitiv nicht von Tau ernährt. Grillen hingegen sind etwas, das Menschen haben, in ihrem sprunghaften Wesen und mit ihrer Neigung zum ewigen Verlästern. Aber der Gesang der *Zikade* wurde, das ist nun wieder befremdlich, durchaus geschätzt, und auch Goethe übersetzt ein bekanntes Gedicht von Anakreon, ein Preislied auf die Zikade als Sängerin nämlich: „Selig bist du, liebe Kleine / Die du auf der Bäume Zweigen, / Von geringem Trank begeistert, / Singend, wie ein König lebest!“ Und das Gedicht endet im ultimativen Lobpreis: „Ohne Fleisch und Blut Geborne, leidenlose Erdentochter, fast den Göttern zu vergleichen“. Na gut, aber dann im *Faust* wird abgelästert über den „Cicaden-Schwarm“: „Verzehrerinnen fremden Fleißes! Naschende / Vernichterinnen aufgekeimten Wohlstands ihr“! Also was denn nun? *Zikaden*-Lobpreis oder ultimative Heuschrecken-Kritik? Auch egal, solange das Bild funktioniert; alles *framing*, das wusste schon Goethe. Und als ihm sein Freund Blumenbach eine „echte

Cicade“ für die Naturalien-Sammlung schickt, findet er sie im Wesentlichen – hübsch: „Denn sie gibt dem Kunstfreunde den anschaulichen Begriff, wie niedlich und zierlich ein solches Geschöpfchen, aus Gold nachgebildet, in den Haaren einer schönen Griechin mag geflattert haben“. Ist der Mensch nun, wie der ewige Verlässterer Mephisto sagt, eine *Zikade* oder nicht? Mit Verlaub, da verweigern wir als Betroffene die Antwort (*fifth amendment* und so). Wo die komische Floskel herkommt, ist im Übrigen nicht ganz klar, eine Vermutung ist, dass *Verlaub* eigentlich die Erlaubnis war, den Dienst verlassen zu dürfen, also eine Art Urlaubsgenehmigung. Das erscheint der Redaktorin recht einleuchtend und demonstriert zudem das Abheben ins Abstrakte, das gerade den Ver-Wörtern immer wieder passiert: Wer *mit Verlaub* spricht, begibt sich ins unsichere Milieu des Urlaubs im Geiste, wo niemand das korrekte Sprechen überwacht, sondern sich die Worte in der Sonne aalen dürfen und gelegentlich einen Sprung ins Meer machen; sie kommen ganz neu und frischgewaschen daraus wieder hervor. Dann springt eine *Zikade* vorbei und zirpt ganz melodisch; aber wenn sie sich im Haar verfängt, schüttelt man sie doch lieber wieder ab, schließlich ist man auch keine schöne Griechin. Sie hüpfert weiter und landet –

αωαωαω

Verlaufen

Aber das lassen wir jetzt einmal offen, schließlich ist der *Verlauf* eines solchen gewaltigen Zikaden-Hüpfers nicht gut vorhersehbar, und vielleicht springt sie in den Glauben, und vielleicht springt sie nur auf ein anderes Quantenniveau. *Verlaufen* hingegen tut bei Goethe alles Mögliche. Als erstes kommt die verbale Kategorienlehre: *Verlaufen* räumlich (Berge verlaufen, Flüsse und Gießbäche verlaufen, sogar Knochen oder Blattlinien verlaufen); *Verlaufen* zeitlich (die Zeit verläuft, verstreicht, vergeht, und das ist mal ein Fluch, häufiger aber ein Segen); und natürlich *verläuft* sich alles Räumliche auch in der Zeit. Die Urmutter allen *Verlaufens* ist dabei die Flut, genauer: die Sintflut; selten ist

eine Naturkatastrophe wirkungsmächtiger in kollektive Phantasien und ihre Abkömmlinge, die Mythen, übergegangen! Nach der Sintflut ist man irgendwie nie; es kommt immer eine neue, die neueste heißt Corona, und jeden Tag lassen wir die Vögel fliegen, und immer kommen sie mit einer Maske vor dem Schnabel zurück. *Verlaufen* tun sich aber auch Leute, vorzugsweise, wenn sie in Mengen auftreten: Zerstreung ist ja sozusagen das grundlegende Corona-Gebot überhaupt! *Verläuft* euch endlich, ihr heuschreckenartigen Herdentiere! Wenn sich die Herde allerdings zu weit *verläuft*, wird sie zum „*verlaufenen Gesindel*“, und damit haben wir die nächste Stufe des Abhebens ins Abstrakte erreicht: Moralische Aufladung! *Verlaufen*, das ist deshalb schon ein Luther-Lieblingsswort, der die deutsche Sprache ja auch durch-moralisiert hat: Wie kann sich der Mensch (vor allem die Frau, das *verlaufene* Luder) doch von der Wahrheit entfernen, mutwillig, in irgendeine Richtung, Hauptsache: Weg! *Verlaufene* haben die Orientierung verloren; oder haben sie vielleicht nur die Flucht ergriffen? *Verlaufen*, natürlich möchte man sich *verlaufen* in Zeiten von Corona, am besten in eine andere Welt jenseits des Virus, selbst um den Preis, damit zum *verlaufenen Gesindel* zu gehören. Geht aber nicht. Denn die Geschichte nimmt ihren *Verlauf*, genauso, wie die Krankheit ihren *Verlauf* nimmt; wie das Leben seinen *Verlauf* nimmt, wie eine Geschichte, wie eine Tragödie. Von Aristoteles kann man aber immerhin, so Goethe, lernen, dass man Menschen gezielt mit dem Tragischen inokulieren kann: Wer „*durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht erregenden Mitteln durchgegangen*“ ist, hat, mit Glück und wenn er sich dabei nicht verirrt hat (Goethe kennt aber komischerweise diese Begriffsbedeutung noch gar nicht; *verlaufen* tut sich nur die Menge, der Einzelne verirrt sich eben), eine medizinische Katharsis und damit einen gemilderten *Krankheitsverlauf* erfahren (damit wäre die Redaktorin gerade jetzt schon ziemlich zufrieden). Aber vorderhand bleibt es beim –

αωαωαω

Versuchen

Versuchen. *Versucht* wäre man, zu vermuten, es sei eine, wie es so schön heißt: Frequentativbildung zu ‚suchen‘ als Grundwort, die übliche Ver-Verstärkung eben. Ein Verwandter von aussuchen, besuchen, durchsuchen, ersuchen, gesuchen, nachsuchen, untersuchen, was ja schon auf den ersten Blick eine ziemliche Mischpoke ist (ob Goethe das Wort wohl kannte?). Aber nein. *Versuchen* hat sich schon lang verselbständigt, schon das Mittelhochdeutsche kennt es, und im großväterlichen Latein hat es viele Ahnen. *Versucht* wurde der Mensch schon immer, *versucht* hat der Mensch schon immer, und am Ende sind wir – so schlau als wie zuvor? Nein, denn wir haben es wenigstens *versucht*. „Die Zahlen sind wie unsere armen Worte nur *Versuche* die Erscheinungen zu fassen und auszudrücken, ewig unerreichende Annäherungen“. Unerreichend, welch schönes Verlaufs- wort! Und noch nicht mal mit Zahlen kommt man über *Versuche* heraus. Sind sie die *Versuchung* des Mathematikers? Natürlich sind andere *Versucher* bekannter, die bösen Sinne, der Teufel, das Weib und der Wein; aber auch Gott ist sich bekanntlich nicht zu schade, gerade seine Lieblinge in die übelsten *Versuchungen* zu führen. Oder verleitet er sie nur? (nächstes Lemma, abwarten). Die süßeste *Versuchung*, seit es Schokolade gibt, das hat die konsumhörige Moderne daraus gemacht. Aber nun gut, nehmen wir *versuchen* versuchsweise ernst; meditieren wir einen Moment über die unerwartete Nähe von Mensch (wagemutiger *Versucher*, Eroberer, Entdecker), Teufel (mieser *Versucher*, immer will er nur unsere Seele eincashen) und Gott (metaphysischer *Versucher*, *Menschenversuche* in großem Rahmen, und warum? ja genau, die Seele eincashen). Da loben wir uns Goethe, ein wirklich großer *Versucher*, und ausnahmsweise ganz wenig daran interessiert, seine Seele einzucashen. Nein, zum einen war er ziemlich mutig (Mut, so lernen wir unter dem Lemma ‚verlernen‘, kann man nicht verlernen, genauso wenig wie man ihn lernen kann nämlich), von Natur aus. Er probierte alles Mögliche: Reisen, Menschen, Künste, Experimente und immer wieder Experimente. Er *versuchte* all das in einem durchaus kriegerischen Sinn, da kommt das Wort nämlich auch her:

Ein *Versuch* ist ein Angriff, ein Ausfall, ein riskantes Unternehmen mit unsicherem Ausgang; deshalb versucht man mit jedem Versuch, automatisch, sein Glück; wenn der Ausgang sichergestellt wäre, wenn es eine Erfolgsgarantie gäbe, wäre es ja kein Versuch. Man muss also immer ein bisschen *versucht* sein, sein Glück zu *versuchen*, es hat etwas von einer Wette, einem Glücksspiel. Wer auf der sicheren Seite wohnen will, lässt sich niemals *in Versuchung* führen, sondern wartet auf die staatlich garantierte Glücksauszahlung (Rente. Schadenersatz. Corona-Prämie. Was auch immer, irgendwann kommt es).

Das war nicht Goethes Ding. Vor allem nicht in der Jugend, der allgemein anerkannten Zeit erhöhter *Versuchbarkeit*, wo man noch keine Fallschirme braucht, um sich die Luft zu stürzen. Goethe stürzte sich mit aller Gewalt in so viele Liebschaften, so viele Lebensversuche, so viele Beziehungsexperimente; ja einmal, so schreibt er später, erlag er sogar in der Schweiz der *Versuchung* zum Nacktbaden! (ok, das sollte jeder in seiner Jugend einmal getan haben. Die Redaktorin hat. Bei Mondschein in den neuen Kasseler Seen, und es war unglaublich. Heute badet sie gern warm) Aber spätestens in Italien wird Goethe solide, das ist sogar sein neuestes Lieblings-Adjektiv (ja, es kommen noch brav, tüchtig, artig, irgendwann!). „*Ich habe lang getappt und versucht, es ist Zeit zu ergreifen und zu wirken!*“ Nicht Wilhelm Meister, sondern Goethe selbst. Mit der bildenden Kunst lässt er es dann bald auch sein, obwohl es ein nettes Hobby bleibt. Aber solide werden ist das neue Motto, und mit Schiller greift er es an, die Künste jenseits der „ästhetischen *Versuchereyen*“ im Gesetzlichen zu verankern. Solide. Man sucht sich zum Beispiel vielversprechende Talente, und dann schickt man sie zur Ausbildung nach Italien, und während dessen flößt man ihnen, *by and by*, die soeben gefundenen ästhetischen Grundgesetze ein. Menschenversuche? Ein wenig, aber man will nicht die Seele eincashen, sondern nur ein wenig soliden Kunstgenuss, möglichst widerspruchsfrei. Zudem hat man das Gebiet gefunden, auf dem der *Versuch* selbst nun die denkbar größtmögliche Solidität erhält: Es ist nämlich die Naturwissenschaft, die man auch eine angewandte *Versuchswissenschaft* nennen könnte. Die

Natur lässt sich mit einer Geduld *versuchen*, es ist unglaublich! Natürlich darf man dabei nicht so bequem und starrsinnig vorgehen wie Newton mit seinen erkünstelten *Versuchen*, dem verabsolutierten gottesgleichen *experimentum crucis* ganz vorndran! Nein, der Versuch als Vermittler von Subjekt und Objekt (und man lasse sich das auf der Zunge zergehen: ist es nicht eigentlich ein Konkurrenzprojekt zur Philosophie, insbesondere zur Subjekt- und Systemphilosophie der Zeitgenossen? Nicht der Begriff, nicht die Synthese, nicht die intellektuale Anschauung oder sonst irgendein *unversuchtes* Hirngespinnst: Der *Versuch* heilt die alte metaphysische Kluft!) – der naturwissenschaftliche *Versuch* also, der nur dann einen Wert gewinnt, wenn er bequem, nachvollziehbar und ins Unendliche wiederholbar ist, mit möglichst vielen, genau kalkulierten Varianten. Ein *Versuch* allein kann Glücksfall sein, nur viele wiederholte, genau dokumentierte und von jedem sinnlich nachvollziehbare *Versuche* bilden den ersten Stein zu einer Hypothese. *Versuchen*, immer wieder *versuchen*, weiter *versuchen*. Suchen, was andere *versucht* haben. Frequentativ, nein: hochfrequentativ! Niemals in die *Versuchung* kommen aufzuhören, sich auf einer These zur Ruhe zu setzen und den wissenschaftlichen Ruhm einzucashen, vielleicht sollte man auch hier auch mal wieder sagen: vermühen. *Versuchbar* bleiben, vielleicht ist es ja doch eine Definition von ewiger Jugend? „Immer ist es besser *versuchen* als viel *reden*“. Punkt.

αωαωαω

Verleiten

Verleiten nun, wie angekündigt: Ist es eine Vorstufe zum *Versuchen*? Oder doch nur der alltagsweltlich abgeblasste kleine Bruder? Immerhin ist *verleiten* sehr viel handfester, auch in seinen Wortwurzeln: Es ist verankert im Leiten, nicht dem tapsenden Suchen; dass man dabei jedoch auch gern in die Irre geleitet wird, zum falschen Handeln *verleitet*, ja auch in der soliden Naturwissenschaft, immer wieder, zu falschen Annahmen: Nun

gut, das ist das Problem mit Leitungspersonal, vor allem mittlerem (hat die Schlange Adam und Eva *verleitet*, während Gott sie selbst versucht hat?). Es *verleitet* zur schafsmäßigen Gefolgschaft. Andererseits, andererseits: Lässt sich Goethe durchaus auch zur Tätigkeit *verleiten*. Zu neuen Ideen. Zu wiederholten Versuchen, ja genau, auch das. Mit und ohne Anleitung, aber ab und zu braucht man halt einen Stups, *nudging* nennt man das heute auch gern, das Gute und Richtige tut sich halt nicht allein, nur weil es gut und richtig oder gar vernünftig ist (siehe Impfenlassen). Dann *verleitet* uns wieder ein boshafter Pfad in die Irre. Was ist das Internet, das große, weite, anders als eine Verleitungsmaschine?

αωαωαω

Verlernen

Verlernen. Das ist unerwartet schwierig. Es gibt kein Synonym zu *verlernen*, stellt sich heraus; ebenso wenig wie es eines zu ‚lernen‘ gibt. Das Ver- legt zudem hier wirklich einmal den Rückwärtsgang ein: *Verlernen* ist das Gegenteil von Lernen. Sollte man meinen. Ist *Verlernen* dann auch ein Lernprozess? *You can't unlearn something*, stellt sich heraus. Einiges am Menschen kann nicht rückabgewickelt werden, und vielleicht ist das Wichtigste davon das Lernen. Fahrradfahren *verlernt* man nie, so sagt man; was aber *verlernt* man dann, jemals? Deshalb kommt ein Synonym etwas mühsam angehinkt, es heißt ‚vergessen‘. Ist alles *Verlernen* Vergessen? Die Redaktorin fühlt sich unglücklich. Vergessen, das ist doch etwas, was der Kopf macht; aber wenn man das Fahrradfahren *verlernt* (was natürlich möglich ist), dann vergisst doch der Körper? Na gut, Vergessen in einem weiteren Sinne, Tätigkeitswissen, Körperwissen, Praxiswissen, wir wissen ja, dass es das gibt, und wenn die Finger für jede Note auf dem Klavier im Kopf nachfragen müssten, würden wir noch nicht mal *Hänschen Klein* unter zwei Minuten spielen. Aber der Kopf vergisst doch gar nicht, er versteckt nur ziemlich häufig Gelerntes vor uns, weil wir es nicht

mehr brauchen (sollen. können. müssen). Keine Synapse wird gelöscht. Irgendwo wissen wir alles, was wir je gelernt haben, so erschreckend das sein mag. Irgendwie, habe ich das Gefühl, weiß das auch Goethe. Deshalb wird bei ihm nicht so sehr *verlernt*, sondern eher umgelernt: Ein älteres Wissen erhält eine neue Prägung. Oder man *verlernt* etwas, weil man es sich abgewöhnt hat; das Hoffen beispielsweise, im Alter und im Blick auf die Bürokratie sowieso (es geht um die Reorganisation der Universität Jena, da ist alles Hoffen vergebens). Kann Heinrich wirklich das Küssen *verlernt* haben, wie es ihm Gretchen im Kerker vorwirft? Ach, es schmeckt nur temporär bitter (in der Chemotherapie schmeckt alles bitter. Man *verlernt* den Wohlgeschmack); aber der Geschmack wird wiederkommen! Mut hingegen, wir zitierten es schon, kann man weder lernen noch *verlernen*; Mut hat man oder nicht, wie Vertrauen (in der Chemotherapie könnte man den Mut *verlernen*, wenn man ihn gehabt hätte). Na gut, und manchmal kommt man aus der Übung, was immerhin schon beinahe ein befriedigendes Synonym ist. Man hat ja ein wenig *verlernt*, dass Lernen zu großen Teilen Üben ist (demnächst werden wegen Corona die Hausaufgaben abgeschafft, wenigstens hat man dann immer weniger zu *verlernen*).

αωαωαω

Verlesen

Verlesen. Nur des schönen Wortspieles wegen: Goethe also sagt, gesprächsweise zu Kanzler Müller über die notorisch schöne Julie von Egloffstein, Hofdame in Weimar und von Goethe zum Malen ermutigt, er habe, als „durch den heillosen Lavater in alle Mysterien“ eingeweihter Physiognomiker, der Dame so gleich angesehen, dass sie sehr schön lesen müsse; daher fürchte er, er werde *verlesen* sein, wenn er sie höre. Das Wort schwebt sehr schillernd zwischen verloren (,verloren und *verlesen*‘, es gibt eine Redewendung in der Zeit, deren Herkunft nicht ganz klar ist, es hat irgendwas damit zu tun, auserlesen, ausgesondert, herausgepickt zu sein und eben deshalb

verloren, vermutet unser aller Grimm) und verführt, versucht, verleitet, verliebt. Passiert so etwas heute noch? Wer *verliert* sich in Siri oder Alexa? Wahrscheinlich nicht. Noch nicht einmal Erlasse oder Corona-Verordnungen werden heute *verlesen*, die schlechten Trauben sortiert ein Roboter aus, und wenn sie sich *verliert*, bietet die Rechtschreibkorrektur die wunderbars-ten Varianten an (Goethe hätte sie schon längst gesammelt, er hat auch Ver-Sprecher und Hörfehler gesammelt). Leider finden sich auch im großen weiten Internet kaum noch Werke von „Goethes glücklicher Zeichnerin“ (so der Titel des einzigen Ausstellungskatalogs). Man hätte sich sonst gern ein wenig verschaut.

αωαωαω

Stinken

Stinken. Kein schönes Erstwort für die Freundin der Redaktorin. Auch Goethe mochte es offensichtlich nicht besonders, ganze zwanzigmal verwendet und eher lustlos; es spricht sich auch gar nicht schön, fast automatisch zieht sich die Nase dabei kräuselnd hoch. Andere Zeiten waren da wohl nicht so empfindlich (mehr geruchstolerant und gestankesliberal, sozusagen). Denn der Gestank muss überall gewesen sein, vor allem auf den Gasen mit ihren Rinnen, in die des Morgens der Inhalt der Nacht-töpfe gekippt wurde; durch die die Pferde trappelten mit ihren Äpfeln und anderes Getier zuhauf; nicht besonders wohlriechende Handwerke und Straßenverkaufsware gesellten sich dazu, und vor den Stadtmauern baumelten die Frisch- oder Weniger-Frisch-Gehängten im Wind und brachten den schlimmsten aller Stänke: den der Verwesung nämlich („die Nebel *stinken*“, schreibt Goethe irgendwo, „in Vorahnung eines Exekutionsmorgens“). Ungewaschen war ein Großteil der Menschen, die sich drängten, auch bei Hofe, wo sie die Gestanksorgie durch eine Duftorgie niederzufluten versuchten (Goethe war aber, vor allem in seinen frühen Jahren, ein Badesfan, gern auch im Freien und nackt) Insofern ist es vielleicht

gar nicht so verwunderlich, dass *stinken* zuerst, in seinen sinnlich-konkreten Anfängen, durchaus den Akt der sinnlichen Wahrnehmung selbst meinte, also das, was schon wenig später dann vom ‚riechen‘ usurpiert wurde: *Ich rieche* statt *Ich stinke*. Riechen legte dann einen sprachzivilisatorischen Aufstieg hin, man kann die Nase auch viel schöner kräuseln beim Aussprechen: *Riechen* taten fortan Blumen; und *stinken* blieb die übel beleumdete Verwandte für Dinge, die mit Schmutz, Kot, Fäulnis und, im Grunde von all diesem Übelgeruch: mit dem Teufel verbunden waren. Dabei hatte *stinken* sogar auch einmal ‚gut riechen‘ bedeutet, der Himmel, nein: der Teufel weiß, wie das arme *stinken* plötzlich verstoßen wurde aus dem Himmel der Wohlgerüche in die Unterwelten des Gestanks (Mobbing wahrscheinlich, also: Bedarf an sozialer Distinktion – nein, nicht verwandt mit stink-, oder etwa doch? – auf Kosten anderer, die Besserriechenden grenzten sich ab von den Schlechterstinkenden). Und nachdem es erst einmal mit der konkreten Bedeutung bergab gegangen war, folgte, wie immer, der metaphorische Abstieg auf dem ungewaschenen Fuße (oder war es andersherum? War zuerst die Übertragung auf Tod und Teufel da, die dann, hinterrücks und niederträchtig, auch den *stinkenden* Wohlgeruch erledigte?)

Goethe nun *stinkt* auch einiges, aber nicht sehr viel. Wohl beschwert er sich nach Art semi-empfindsamer Reisender über die *stinkenden* Lagunen in Venedig, aber schon da stehen wir mit einem halben Fuß im metaphorischen Brackwasser, ist nicht irgendwie diese ganze Meergeburt, bei all ihrer Traumhaftigkeit, nicht immer mit einem Zeh im Sumpf des Handels feststecken geblieben? Teufelsgerüche findet man nämlich leicht allenthalben, es reicht schon, wenn man versehentlich ein Haar vom Schwanz des Teufels erwischt, schon bleibt der Gestank haften, und wem ist das nicht schon einmal versehentlich passiert?

Schlimmer jedoch ist es, wenn ein Mensch den teuflischen Sünden verfällt, als da sind, zum Beispiel: Hochmut (Eigenlob *stinkt*); Geiz oder Neid (materielle *Stinkerei*), Trägheit (ach, der

Faule, gerade wenn er nichts tut, *stinkt* er noch vor Faulheit!). Am allerschlimmsten aber *stinkt*: die Lüge! Denn, merke: aus einem *stinkenden* Mund kann nur teuflisch-lügenhaftes Geschwätz kommen, so süß er auch tut (die Chemo-Patientin hätte einige Einwände, aber das konnte Goethe ja nicht wissen): Denn letztlich, so legt eine ziemlich verzackte Xenie nach, spricht aus solchen nur vermeintlich süß dahinsäuselnden Mündern immer das „*Parterr*“ (zwar wirkt es so, als entweiche der Gestank dem Kopfe, es sind aber eigentlich immer die Därme; das Teufelsgehirn). Das *stinkt* Goethe zwar noch nicht persönlich; aber unpersönlich breitet sich von da aus der Gestank aus ins Gerede, ins Gerücht, in die übelriechende Nachrede: Stimmt es denn wirklich, was man da von einem Gretchen am Brunnen...? Es *stinkt*, so sagt man ...? Am Anfang war der Teufel, und der Teufel war beim Gestank, und der Gestank beim Teufel (riecht Gott? Engel duften, Dämonen *stinken*, in leichter Abwandlung des Stichworts von den riechenden Ziegen und den *stinkenden* Böcken?). Doch dann wurde der Teufel von Moral und Aufklärung exorziert, aber er hinterließ einen nicht-exorzierbaren Gestank, der sich an die Generalexorzierer heftete und sie nie mehr verließ. So wittern sie nun überall teuflische Gestänke, bei ledigen Müttern, bei Häretikern, bei jeglichen Aufklärungsfeinden überhaupt; werden deshalb alle mit einem *shitstorm* überzogen, damit man den eigenen geistigen Verwesungeruch und das Haar vom Teufel, das noch im erhobenen Zeigefinger steckt, nicht so riecht. Vielleicht war Goethe deshalb auch so vorsichtig mit dem St-Wort, so sehr im einiges zwischendurch auch *gestunken* haben mag: Denn jedem, der eine *Stinkbombe* wirft, klebt der Geruch künftig am *Stinke-Finger*.

αωαωαω

Tüchtig

Tüchtig. Adjektive sind die Stiefkinder der Grammatik. Eigentlich sind sie nicht im strengen Sinne nötig; und, wie einen

diverse Stilratgeber seit jeher belehren, ist der Satz reiner, klarer, stringenter ohne sie: ohne Anhängsel, Beiwerk, Schmuck – eben Dinge, die gern von Unerfahrenen übertrieben werden. Kein eigener Wortstamm, Bastarde von tüchtigen Stammwörtern nur: Verben (die die Sprache vorantreiben) oder Substantiven (den alten Namen). Ein wenig beliebig in ihrem Charakter, neigen sie zur Selbstverstärkung in Reihenbildung (das Gute-Wahre-Schöne, dreieinig untergehakt). Nein, Adjektive wollen wohl gewogen und wohl gesetzt werden. Nur dann sind sie: wohl definiert (was schon fast ein Substitut für eigenwertig sein könnte).

Damit zurück zur Redaktorin. Lange, bevor sie Goethe auch nur ansatzweise verstanden hatte, bekam sie Pickel, wenn Goethe ‚bedeutend‘ schrieb (die gleichen Pickel bekommt sie heute noch bei ‚relevant‘). Goethe schien das Wort immer mit dem Hammer zu setzen, gern auch in Verbindung mit ‚Mann‘ oder ‚Werk‘. Bedeutend – war denn nicht alles auf der Welt bedeutend, ein Zeichen von etwas, der Deutung bedürftig, und nicht einfach nur ein Autoritätsmarker? War nicht jede Frau bedeutend wie jeder Mann, und ein jedes Werk – nun, immerhin ein Versuch, aus Nichts Etwas zu machen, und: *„wer immer strebend sich bemüht“*? Natürlich schob sie aber, und das merkte sie erst viel später, den Bewertungsmaßstab selbst unter, nach der offensichtlich etwas kurzschlüssigen Logik: Wenn ‚bedeutende Männer‘ etwas für bedeutend erklären, meinen sie immer ih-resgleichen.

Goethe aber verwendet das Adjektiv, wie die allermeisten seiner (meist sparsam eingesetzten) Adjektive: wohldefiniert. Verstanden hat die Redaktorin das zum ersten Mal, als sie über *tüchtig* stolperte, ein Eigenschaftswort, dass gern überlesen wird. Das Wort machte ihr jedoch keine Aggression, sondern eher ein Loch im Kopf, wo eigentlich eine wohldefinierte Bedeutung – oder wenigstens eine schwammige Assoziation? – sein sollte. Na gut, schwammige Assoziationen stellten sich immerhin bei etwas tieferem Graben in der Kiste des wenig benutzten, aussortierten Wortmaterials ein: *Tüchtig* war die

Hausfrau oder der Handwerker; kleine Leute, keine Dichter oder Akademiker, die im Schweiß ihres Angesichts arbeiteten; *tüchtig*, das war eine veraltete Sekundärtugend aus Zeiten, die auch noch ‚fleißig‘ oder ‚unermüdlich‘ schätzten; alles mangelhaft modernisierbar. Eine „*tüchtige Tracht Prügel*“ tauchte kurz auf, um schnell wieder zurückgestopft zu werden; na gut, das war offenbar das Schicksal vieler einstmals *tüchtiger* und selbständiger Adjektive, dass sie irgendwann zu seelenlosen Bedeutungsaufpumpen wurden (wahnsinnig! geil! echt!). Aber das konnte Goethe doch irgendwie nicht gemeint haben? Wie immer half der Griff zum Grimm. *Tüchtig*, so kann man dort nämlich lernen, ist das Adjektiv zu ‚Tugend‘ – Tugend dabei nicht im Sinne rührseliger Moralität verstanden, wie im 18. Jahrhundert in seinen empfindsamen Strömungen (die deshalb ja auch ‚tugendhaft‘ erfunden hatten, was gleich deutlich macht, dass es eben nur eine -Haftigkeit ist, nicht aber eine solide Eigenschaft). Nein, Tugend in einem durchaus antiken Sinne, nämlich: eine Exzellenz im Praktischen jeglicher Art. Nicht im Reden! *Tüchtig* ist ein Tun, insofern haben die Hausfrau und der Handwerker schon auf die richtige Spur geführt; *tüchtig* wird man durch Übung, Ausübung, Training, die dazu führen, dass das Tun am Ende richtig, vorbildhaft, angemessen ist. Seitdem wäre die Redaktorin gern *tüchtig*. Aber sie übt noch.

αωαωαω

Stirn

Stirn. *That's a nice one.* Unerwartete Einsichten über einen vernachlässigten Körperteil. Je älter man wird, desto weniger mag man seine *Stirn*: die Runzeln allzu deutlich, eingegrabene Spuren einer permanenten Bezweiflung, Bemäkelung, des immerwährenden Unzufriedenseins der Geistesarbeiterin, der allzu seltenen Entspannung, Entfaltung, Entlastung. Trotzdem hätte man natürlich lieber eine hohe *Stirn* als eine niedere (Physiognomik ist ein Urtrieb); wenn die Haare weg sind, lernt man seine *Stirn* aber sowieso erst richtig kennen, auch in ihren

verdeckten Wölbungen. Auch etymologisch einige schöne Überraschungen. Im lat. *frons* sind schon alle Faltungen angelegt, die die *Stirn* dann auch im Deutschen nehmen wird; das frontale, die Konfrontation; aber auch die Infizierung mit dem Obersten, Vordersten, Höchsten und damit irgendwie auch Edelsten; die Nähe zur militärischen Front, aber auch zum poetischen Kranz; die Ausdrucksvielfalt, die die Wendungsvielfalt erzeugt. Aber *Stirn*, das ist ein beinahe rein deutsches Wort; erst zweisilbig, die *Stirna*, dann aber ein sehr kompaktes Eigenwort, das für so vieles steht am Menschen, nicht nur einen Knochen als ein architektonisch wichtiges Element am Menschenschädel. Verwandt, vielleicht, von fern und gemeinsam mit dem Höchsten, Vordersten, Obersten dem *Gestirn*; verwandt mit dem Wetter, den dunklen Wolken, Nebeln, Gewitterschlägen, die die *Stirn* trüben, oder dem ewigglänzenden Sonnenschein, der die *Stirn* heiter macht, wolkenlos, glänzend, ja, Goethe sagt sogar gern: ‚blendend‘ – die *Stirn* ist, in ihrer sanft gewölbten Flachheit, nämlich ein Spiegel für alles Mögliche, durchaus im optischen Sinne. Man kann aber auch Dinge in sie eingraben, Zeichen, Male (nicht nur Falten, aber auch); dann stehen sie fortan an der *Stirn* geschrieben, und jeder kann sie einem von der *Stirn* ablesen; nur man selbst sieht sie nicht, außer man schaut in den Spiegel und versucht in den Falten zu lesen, aber ach, es ist ein schwieriges Unternehmen, das Zeichendeuten am Eigenen. Man legt die *Stirn* noch mehr in Falten, man runzelt sie, sie ist nicht mehr schön und blendend, sondern gefurcht, sorgengefurcht, denkgefurcht; jeder Denker noch hat seine *Stirn* in die Hände gestützt, und dann, wenn endlich die Erleuchtung kommt, schlägt er sich vor die *Stirn*, aber am Ende bleiben nur das Kopfweh und die eingegrabenen Falten (die Erleuchtung schlägt sich höchstens innen nieder).

Schön und immerhin ein wenig erleuchtend ist auch, wie Goethe immer wieder „*Brust und Stirn*“ kombiniert: So viel anschaulicher, so viel spürbarer als das kanonische „*Herz und Kopf*“, die alte Zweiheit, der unheilbare Riss; aber *Brust und Stirn* sind immerhin gar nicht so weit getrennt voneinander, und wenn die Brust höher schlägt, spürt das auch die *Stirn*, und

wenn sich die *Stirn* in Falten legt, zieht sich auch die Brust zusammen. Ein Wesen nur, eine Natur. In der Bibel war die *Stirn* gern ‚eisern‘, das bewährt sich bei Stammeskämpfen und Kopfnüssen; später wurde sie dann unverschämt und frech, das ist die böse Moderne, die allem starrsinnig die *Stirn* bietet, egal wie dick die Wand ist und wie schwer die Kollateralschäden.

Aber ist es nicht wort-schön, wie die breite *Stirn* alle Universal-Attribute und Aggregatzustände des Menschlichen aufnehmen kann: kalt und heiß sein, hoch und niedrig, oben und unten, glatt und gerunzelt? Am liebsten wäre uns allen natürlich die freie *Stirn*, die heitere *Stirn*, die offene *Stirn*, um es ein wenig Rilkesch zu sagen: im unmittelbaren Kontakt mit den Sternen, dem Leben freudig geöffnet und nur gelegentlich ein Schleierwölkchen am Horizont. Da das aber ein schöner Traum bleiben wird, werden wir weiter dem Leben die *Stirn* bieten müssen; die Konfrontation suchen, wo sie unvermeidlich sind; und im letzten Moment die *Stirn* verhüllen, weil die Zeichen zu deutlich lesbar geworden sind, sogar für die habituelle Blindheit der Selbsterkenntnis im Spiegel.

αωαωαω

Viel-

Viel. Man könnte meinen, Goethe hätte etwas gegen die *Vielen*. Die Pest seines Zeitalters ist nämlich die *Vielschreiberei*. Jeder, der auch nur eine Feder halten kann, kann die Tinte leider nicht halten. Noch ver-schlimmert wird die Zeitkrankheit durch die *Vielmeinerei*. Goethe war bekanntlich nicht der Meinung, dass Meinungsvielfalt eine gute Sache sei; wenn es wenigstens noch *Vielwisserei* wäre! Aber die wahren Polyhistoren sind schon lange ausgestorben, und das viele Wissen, dass man selbst anhäuft, hält man schön zusammen, wie seine diversen Sammlungen oder seine wenigen Überzeugungen; für Gleichgesinnte, Gleichstimmte, Gleichmeinende allenfalls.

Aber immerhin kennt Goethe neben der althergebrachten *Vielleichterei* auch die *Vielmännerei*. Kommt sogar schon in der Bibel vor, die *Vielmännerei* der Samariterin am Brunnen (sie war aber nur mehrmals hintereinander verheiratet, eher eine Serientäterin). Was jedoch genau die nur einmal erwähnte *Vielschwänzerei* ist – nein, wahrscheinlich keine anatomische Besonderheit irgendeines ausgestorbenen Riesenfaultiers, auch keine entfernte Verwandtschaft mit der ‚vierschwänzigen‘ Peitsche; der Kontext verrät immerhin so viel, dass der Marchese Venuti sich dieser besonderen Sünde schuldig gemacht hat, und zwar bei Verkaufsverhandlungen mit dem Papst (nein, es wird immer noch nicht pikant). Unser aller Grimm kennt immerhin die ‚Schwänzerei‘ und das ‚schwänzen‘, nämlich im Sinne von prahlerisch Herumstolzieren, Großtun, mit dem symbolischen Schwanz wackeln also sozusagen. Gebräuchlicher geworden ist es in der ‚Fuchsschwänzerei‘, bei der man jemand schönredet und schmeichelt; was wiederum davon kommt, dass jemand der um den Hals sich schmeichelnde Fuchspelz gestreichelt wird, was wiederum eine recht schöne und geradezu sinnlich spürbare Redewendung ist, die aber heute von den Tierschützern sicherlich geächtet würde (darf man jemand den Kunstpelz streicheln?). Und schon hat die Redaktorin wieder *viel* gelernt, was sie vorher nicht gewusst hat, und gar nicht wenig darüber geschrieben; sie meint aber, weder der Sünde der *Vielschreiberei* noch der *Vielwisserei* zu frönen, sondern schwänzelt gern ein wenig – oder auch viel – Goethe um den Fuchs, weil er es nicht nur einfach, sondern *vielfach* verdient hat.

αωαωαω

Verwunden und Verwundern

Verwunden und *verwundern*. So nah verwandt, aber nein, kein gemeinsamer Stamm; die Wunde ist etwas anderes als das Wunder, beides aber bewegt und verändert den Menschen, das eine mehr äußerlich, das andere mehr innerlich. Aber natürlich weiß Goethe, dass es auch jede Menge innerer Wunden gibt,

und deshalb wird das Herz bei ihm beinahe genauso oft *verwundet* wie der gesamte Rest des Körpers. Das *Verwundern* hingegen ist nicht jedem gegeben. Es kommt, wenn man Glück hat, über eine, und dann staunt sie; wie ein Kind, wie die erste Philosophin, und hier zitiert Goethe durchaus gern Platon, ungenau aneignend wie immer: Das Staunen sei der Anfang der Philosophie! Der Gedanke ist überhaupt viel-zitiert, aber gar nicht so klar, wie man meinen sollte. Denn Staunen, nun ja: den Mund aufreißen und „äh“ stammeln, das kann doch auch jeder Dumme, oder (und den Kindern treiben wir es schon rechtzeitig aus, damit sie keine dummen Fragen stellen)? Nun ist aber das wahre Staunen über das *Verwundern* eng verwandt mit dem *Bewundern* oder dem *Wundern* überhaupt. Und es hat, abgesehen von Platon, gar nicht so eine ruhmreiche Vorgeschichte. Denn vom *Wunder* ist es auch nicht weit zum *Wunderlichen*; und zwischen beiden, dem hohen, religiös geadelten super-natürlichen und den Göttern vorbehaltenen *Wunder* und dem *Wunderlichen* des Monströsen und Kuriosen klafft ein Abgrund, über den auch das *Verwundern* gelegentlich springen muss: *Bewundert* es nun (das Unverstandene oder nicht zu Verstehende), oder *wundert* es sich nur (über das gänzlich Unverständige)? Die Sprachgeschichte hat den Prozess ziemlich eindeutig entschieden: Das neutrale ‚Staunen‘ oder *sich Wundern* hat die Oberhand gewonnen über den Enthusiasmus des echten philosophischen Staunens, von der *Bewunderung* ganz zu schweigen, die heutzutage ja eigentlich in vollem Maße nur noch Fußball- oder Popstars zuteil wird, gelegentlich auch noch einer Prinzessin, aber kaum einem schnöden – Phänomen der Erscheinung (gerade ist eine wackere kleine Sonde auf dem Mars genannt, *Perseverance* heißt sie recht passend und ein wenig rührend, aber die Fotos, die sie dann zur so weit entfernten Erde sandte, zeigten: kleine Krater in Schwarz-Weiß. Ah so, mag man höchstens sagen).

Was aber, um nun endlich zum Meister zurückzukommen, das Spezifische am Goethe’schen *Verwundern* ist (und natürlich konnte sich Goethe über fast jedes schnöde Phänomen *verwundern*, wie jede weiß, die einmal versucht hat, die *Farbenlehre* zu

lesen, eine einzige Großtat der *Verwunderung* des Lichts), ist: Es ist ein aktiver Vorgang. Man kann sich selbst, aktiv *verwundern*, nämlich: den alltäglichen Wundern öffnen, alles – na gut: vieles? – als *verwundersam*, *verwundernswert*, *verwunderungswürdig* gar erkennen. Alles eine Frage der Übung. „*Verwundert euch gefälligst!*“, so könnte ein Goethe'scher Imperativ lauten. Aber Goethe konnte ja auch noch *bewundern*; also, andere Leute, nicht nur sich selbst, und wahrscheinlich kann man doch eines ohne das andere nicht haben. Wie so oft im Leben.

αωαωαω

Vorbereiten

Und wahrscheinlich braucht man dafür, wie für so vieles auf der Welt: *Vorbereitung*. *Vorbereitung* ist das halbe Leben! (die andere Hälfte ist Rekapitulation, dazu kommen wir gleich unter ‚Resultate‘). Und die eine Hälfte von *Vorbereitung* ist Organisation: Planung, Bereitstellung, ‚Anstalten‘, wie es schön altmodisch noch manchmal heißt. Als Verwaltungsbeamter weiß Goethe das; er weiß es aber auch als Naturwissenschaftler und Versuchsdesigner, er weiß es als Künstler und Literat (für alle Verehrer des Genies, hier ein- für allemal: Goethe hielt es eher mit dem Schemata, den Konzepten, den Materialsammlungen; ein ordentliches Werk will noch ordentlicher *vorbereitet* sein, und ab einem gewissen Grad von Weltkenntnis und Weltmaterialien wird das ein Vollzeitjob, den Goethe aber gar nicht auslagert, wie beispielsweise das Diktieren und Redigieren, sondern tatsächlich meist selbst erledigt); er weiß es als Theatermensch (Proben, Proben, Proben, sogar Proben selbst müssen *vorbereitet* werden), und er weiß es als Bauherr, Gartenbesitzer, Reisender (dazu auch gleich). Und das ist nur das Äußerliche! Denn natürlich will auch das Innere *vorbereitet* sein, nicht nur zum Werk, sondern auch für die Arbeit generell, für die Freundschaft, für die Aufnahme eines Kunstwerks, für die wohlwollende Erwägung einer Idee – alles Dinge, die angebahnt, eingestimmt, eingeübt werden wollen! Der Mensch ist

ein träges Wesen, innerlich wie äußerlich; und ohne *Vorbereitung* verbleibt er schön da, wo er ist, gedanklich und physisch. Man muss ihn stupsen, *nudging* nennt man das heutzutage: psychische *Vorbereitung* auf das Tun des (vor allem) Unangenehmen. Aber eigentlich muss er auch auf das Angenehme vorbereitet werden. Nichts Gutes geschieht unvorbereitet.

αωαωαω

Resultat

Resultate hingegen sind eine Art von Nachbereitung. „Begriff ist Summe, Idee Resultat der Erfahrung“; für Ersteres brauche man Verstand, für letzteres Vernunft, so der Meister. *Resultate* kommen also am Ende, und sie ergeben sich nicht dadurch, dass man brav zusammen- und aufzählt, was man gelernt hat: Nein, die *checksum* ist zwar ein technisch unglaublich nützliches Verfahren, aber sie funktioniert nur sinnvoll bei genauer Replikation. Ein *Resultat* der Erfahrung jedoch, eine Idee, geboren aus der Anhäufung von Empirie und dann geformt und erzogen und geleitet durch ein geistiges Wesen wie die „Idee“ – das wird nicht ausgerechnet und verglichen, sondern mit einem gewissen Mut zum Risiko, zum Irrtum, zum Widerspruch zusammengefasst und energisch hingestellt. Andere mögen zu anderen *Resultaten* kommen, das ist nicht nur ihr gutes Recht, sondern durch und durch richtig und so, wie es sein soll. „*Resultate meines Lebens*“, so nennt Goethe auch seine literarischen Schriften, sie machen sich dünn aus auf Papier, so beklagt er; aber daraus kann man auch nur sehen, dass die Literatur das Leben niemals einholt und schon gar nicht eine Summenformel ist. Aber dafür sind ja die anderen da, die Leserinnen: „*Wie möchten wir denn vergangene Zustände uns selbst wieder hervorrufen und der Welt getrost mitteilen, wenn wir nicht Glauben und Überzeugung hätten, es werden sich begabte Geister finden, die das alles aufnehmen, wie es gegeben ist, in welchen gleichen Gesinnungen auf- und absteigen, gleiche Erfahrungen zu denselben Resultaten führen*“, schreibt Goethe in einem Brief 1830, da kann er auf einen ziemlichen

Berg von Erfahrungen und Resultaten zurückblicken. Dass es jedoch „*Glauben und Überzeugung*“ braucht, um dieses Risiko überhaupt einzugehen – des allgegenwärtigen Missverständnisses, des allgegenwärtigen Kritikers in uns allen, des böswilligen Ressentiments gegenüber einem „*Großen*“; dass es sie auch braucht, um den mühevollen Prozess des Wieder-Hervorrufens auf sich zu nehmen, denn wer weiß, was da alles mit aufsteigt wie aus einer Hexenküche, und der Meister ist niemals sicher davor, nicht doch wieder zum Lehrling zu werden und die Geister, die er rief, nicht mehr loszuwerden – Glauben und Überzeugung, etwas früher hätte Goethe wahrscheinlich auch noch gesagt: Liebe, das muss den sich mitteilenden Autor leiten und trösten, wenn er die *Resultate* seines Lebens präsentiert, in dürren Schriften und nackten Buchstaben. Wohingegen der philosophische Autor sich wenigstens daran festhalten kann, dass auch falsche philosophische Resultate noch nützlich sein können: Wenn sie nämlich in einer individuellen Form überliefert werden, die an sich selbst interessant und lehrreich ist dafür, wie man eben zu falschen Resultaten kommen kann (das für Hegel. Ach, für den ganzen deutschen Idealismus, was soll die Sparsamkeit!).

αωαωαω

Richtig

Resultate müssen also nicht immer *richtig* sein; also, jedenfalls nicht in dem mehr oder weniger primitiv-technisch-mathematischen Sinn, wie Summen *richtig* oder falsch sind. *Richtig* ist nicht direkt eines der Goethe'schen Lieblingsadjektive, aber auch nicht ganz falsch; das verdankt es seinem Zusammenhang mit dem Rechten, dem Ausgerichteten, der Richtung in einem sozusagen Heidegger'schen Sinn als Ausrichtung auf etwas. *Richtigkeit* kommt bei Goethe eigentlich mehr Gefühlen als Überzeugungen zu; das Rechte deduziert man nämlich nicht, sondern man weiß es, innerlich, oder eben nicht. Und wäre es nicht schön, wenn unsere heutigen Richtigkeits- und

Korrektheitsfanatiker 50 *shades of ‚richtig‘* unterscheiden könnten? Als da wären: das Wahre, das Gültige, das Korrekte, das Übereinstimmende, das Exakte, das Wirkliche, das Angemessene, das Rechtmäßige, das Aufrichtige – na gut, keine fünfzig, aber schon mehr als eine Analfixierung auf Korrektheit im Buchstabensinne.

αωαωαω

Völlig

Wohingegen *völlig* schon bei Goethe eine gewisse Tendenz zum Verstärkungsattribut hat, das wahllos angehängt werden kann (total, echt, super, mega). Dann verliert sich leider der – ein wenig zweifelhafte, aber anschaulich wünschenswerte – etymologische Bezug zur fülligen Fülle (ab und zu ist bei Goethe immerhin auch noch ein Leib *völlig*, also: schön rund). Andererseits gewinnt man dadurch füllige Materialien zur Beobachtung des Umschlages von Quantität in Qualität. Denn ist das *Völlige* das messbar-zählbar-summierbar Vollständige und Komplette, oder ist es das nur fühlbar-reflektierbar Ganze und Vollkommene? Hängt es damit nicht direkt am Zentralnerv der Frage nach den Ganzen und seinen Teilen, also seiner Unteilbarkeit in beiderlei Hinsicht, nämlich als vollständige Anwesenheit und ungehinderte Verfügbarkeit aller Teile und gleichzeitig als funktionale Ganzheit im nicht-reduktionierbaren Zusammenspiel? *Völlig* sein, kann das jemand, der nicht auch in gewissem Sinne *füllig* ist (lasst dicke Gedanken um mich sein!)? Und, nehmt zum Raume nur die Zeit: Ist das *völlige Völlige* nicht auch dasjenige, das abgeschlossen ist, zu Ende geführt, mit einem Resultat versehen (vielleicht sogar einem richtigen)? Aber auch die Zeit hat eine Quantität – die „*völlige Viertelstunde*“, die Goethe auf dem abendlichen Nachhauseweg von Schillers Wohnung braucht, erscheint ihm eine quantitative Zumutung – und eine Qualität: Wenn das Werk denn endlich abgeschlossen ist, sagen wir mal: die *Farbenlehre*, ein Zeitfresser besonderen Ranges, hat es auch einen zeitlichen Abschluss, eine

Rundung über die Zeit gefunden; es ist nicht nur einfach fertig, es ist eben *völlig* fertig, abgeschlossen innerlich und äußerlich (ja, Goethe war nach der *Farbenlehre* völlig fertig). Danach braucht man erst einmal eine

αωαωαω

Reise-

Reise, vor allem wenn man eine *Reisenatur* ist (nein, eine *Reisenatur* ist nur ein portabler Landschaftsprospekt; das andere wäre eine *Reisepassion*). Trotzdem kann man angesichts von Goethe Reise-Komposita sagen, dass *Reisen* für Goethe eine Art – anderer Zustand ist. Nicht nur die Groß- und Lebensreisen, die er in der Jugend wagte (Italien natürlich; die Schweiz auch, vor allem die Berge). Nein, Goethe macht auch seine jährlichen, ziemlich repetitiv angelegten *Kurreisen* nach Marienbad oder seine *Inspektionsreisen* in diverse Bergorte zu eigenen Zuständen. Sie müssen nicht nur richtig und völlig vorbereitet werden, was zu *Reisenot* führt, wie der Notwendigkeit von *Reisepässen*, *Reiserouten*, *Reiserelationen* (Verpflegung war Goethe auf Reisen ein großes Anliegen!) und *Reisewirtschaft* überhaupt; dabei ergeben sich *Reiseschicksale*, *Reiseschätze*, *Reisesammlungen* und vor allem, speziell für den Autor (und der Autor bleibt nie zuhause, wenn Goethe auf Reisen geht, dazu ist er viel zu professionell), Werke in der *Reiserubrik*, als da sind: *Reiseschriften*, *Reisetagebücher*, aber auch das *Reisezerstreuungsbüchlein* und der *Reisezeichnungsentwurf*. Das Leben ist nicht eine *Reise*; eine *Reise* ist das Leben.

αωαωαω

Vielseitig

Vielseitig. Dass jedes Ding nicht nur zwei Seiten hat, sondern die meisten Dinge sogar viel mehr Seiten haben, ist gar nicht so selbstverständlich, wie man meinen sollte. Und theoretisch schätzen wir auch alle die *vielseitige* Persönlichkeit, wenn nicht

gar gleich die „*allseitige Bildung*“ (ausgestorben seit Humboldts, und es hat schon zwei Brüder gebraucht, um das einigermaßen hinzubekommen) mehr als den einseitigen Fachidioten oder den auf seinen spitzen Blickwinkel beschränkten Pedanten. Wenn es doch nur in der Realität auch so wäre.... Denn eigentlich, so merkt die Redaktorin, während sie sich durch Goethes *vielseitige Vielseitigkeiten* durcharbeitet, meint Goethe damit – also wenn er das Wort positiv verwendet, was er meistens tut, sehr sogar; es gibt aber auch ein sich verzettelndes *Vielseitiges* – ; er meint also, dass wahrhaft *vielseitig* nur ist, wer viele unterschiedliche Seiten hat, am besten sogar ziemlich konträre, und nicht nur schwach verwandte wie eine Leidenschaft für alle Künste. Und er meint in einem starken Sinn auch, dass wahre *Vielseitigkeit* die verbohrt Einseitigkeit systematisch ausschließt: Dadurch ist sie mit der Liberalität, der viel zu wenig geschätzten, verbunden. Viele Seiten zu haben, zu kennen, ausbilden zu können, anwenden zu können – aber dabei auch genau zu unterscheiden, wann man welche Seite jetzt besonders gut ausleuchtet und eine andere vielleicht kurzzeitig abblendet; zu differenzieren zwischen verschiedenen Ansprüchen, die verschiedene Sach- und Fach- und Lustgebiete an einen machen: Erst das macht den wahren Wissenschaftler ebenso wie den wahren Künstler. Und Wissenschaftler und Künstler sind, für Goethe, zum einen die am nahe verwandtesten und zum anderen die am weitesten entfernten Verfahren, Welt-Anschauungs-Weisen, Praktiken, die sich jedoch in einem Punkt –

aber dazu besser ein Zitat, das gleichzeitig noch ein wunderbar neues Goethe-Wort einführt: „*Die Phänomene zu erhaschen, sie zu Versuchen zu fixiren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungsarten darüber kennen zu lernen, bey dem ersten so aufmerksam, bey dem zweyten so genau als möglich zu seyn, bey dem dritten vollständig zu werden und bey dem vierten vielseitig genug zu bleiben, dazu gehört eine Durcharbeitung seines armen Ichs, von deren Möglichkeit ich auch sonst nur keine Idee gehabt habe*“. ‚Durcharbeiten‘, das kennt man von Hefeteigen, die dabei auch ziemlich leiden müssen; oder vom Yoga, das den Körper durcharbeitet, den *vielseitigen*. Aber wer arbeitet schon sein armes Ich so durch, dass es

vielseitig genug wird, aufmerksam zu erhaschen, genau zu fixieren, vollständig zu ordnen und dann noch bei der Zurückführung auf die damit verbundenen ‚Vorstellungsarten‘ (also: diejenigen anderer Leute, die vor einem erhascht, fixiert, geordnet haben) *vielseitig* genug zu bleiben (also: die eigene Seite erstmal zurückzustellen)? Normalerweise braucht man dafür mindestens vier Personen (wahrscheinlich eher acht, weil die Hälfte sowieso nicht aufgepasst hat und lieber was anderes macht, irgendwas *Einseitig-Vergnügliches* vorzugsweise). Nein, *Vielseitigkeit* ist zwar ein wenig ein Talent und ein wenig ein Geschenk, wie so vieles auf dieser ungerechten Welt; aber danach ist sie Arbeit, Arbeit, Arbeit, Arbeit. Am Ich, das ja überhaupt lieber gehätschelt als durchgearbeitet werden möchte. Und was hat man am Ende davon? „*Laßt uns doch vielseitig sein! Märkische Rübchenschmecken gut, am besten gemischt mit Kastanien. Und diese beiden edlen Früchte wachsen weit auseinander*“. Immerhin, ein erweitertes Geschmackserleben, und wer weiß, was daraus dann folgt! Man möchte geradezu sagen: „*Der vielseitigste Mensch ist der beste Mensch!*“ – und hätte dabei, ganz nebenbei, den Hauptgegensatz zwischen Goethe und der Aufklärung ziemlich genau auf den Punkt gebracht.

αωαωαω

Vielspältig

Wenn man *vielseitig* genug ist, muss man auch nicht gleich bei jedem Widerspruch, bei jeder Fremdheit, bei jeder Dissonanz *vielspältig* werden. Während *vielseitig* noch als Ideal, wenn auch kaum als Realität überlebt hat, ist *vielspältig* so ausgestorben, dass sogar die Redaktorin darüber nachdenken musste, ob es nicht eigentlich ‚vielspaltig‘ heißen müsste und einen in mehreren Spalten gesetzten Text meint. Unser aller Grimm verweist jedoch auf den etymologischen Spalt, der dem *Vielspältigen* zugrundeliegt und immerhin im ‚Zwiespältigen‘ überlebt hat. Denn genauso wie man heute schon als *vielseitig* gilt, wenn man außer der eigenen vielleicht noch eine schwach

abweichende zweite Seite sehen kann, so reichen zweie schon zum Spaltpilz. Es heißt ja auch: „*Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!*“, oder? Woraus man auch nur lernen kann, dass Faust viel beschränkter war als sein beinahe allseitig gebildeter Schöpfer; gerade mal zwei kleine Seelchen! Oder dass die Manie alter weißer Männer, die Welt immer genau in zwei Teile zu zerteilen, die dann leider nur zwiespältig sein können (und noch nicht einmal *vielspältig!*), genau das Gegenteil wahrer Vielseitigkeit und Liberalität bewirkt. Was im Übrigen nicht heißen muss, dass man damit sein armes, durchgearbeitetes, in viele Richtungen ausgebreitetes Ich heillos zerstreut (wir reden schließlich über Hefeteig und nicht über Streuseln!); nein, Goethe wählt vielmehr ein ganz wunderbares Bild, um die – nun ja: Polarität? – von Zentrum und Mitte, Einseitigkeit und Vielseitigkeit zu veranschaulichen: „*Du siehst, es geht bey mir nach alter Weise. Zu den hundert Dingen die mich interessieren constituirt sich immer eins in die Mitte als Hauptplanet und das übrige Quodlibet meines Lebens treibt sich indessen in vielseitiger Mondgestalt umher, bis es einem und dem andern auch gelingt, gleichfalls in die Mitte zu rücken*“. Vielseitigkeit, wenn sie denn gelingt, ist eine Konstellation, so weit wie der Sternenhimmel! Und dort finden wir: die gar lieblichen

αωαωαω

Vögel

Alle Vöglein sind schon da, und man kann sie endlich schießen. In dieser sommerlichen Strecke von *Vogelfang* bis *Vogelzunge* zeigt sich der jägerische, dem geselligen, auch volkstümlichen Geschehen gar nicht abgeneigte Goethe, der sogar das *Vogelschießen* in Weimar, wie das Fronleichnamsfest in Erfurt (Fronleichnam und Vogelschießen??!) „*bunt, bedeutend und anziehend*“ machen möchte: buntes Getümmel allenthalten, ganz osterspaziergangs-mäßig (Goethe erfindet übrigens auch *vogelmäßig*, und man hätte doch gedacht, alle Komposita auf -mäßig seien Erfindungen der gern semantisch vagen

Gegenwartssprache?), alle Stände von Weimar sind da, „in einem mäßigen Bezirk“ (anderes ‚mäßig‘, wohldefiniert), und man vergnügt sich ganz unschuldig – bis auf einmal, keiner hat es gesehen, ein junger Bursche auf der Erde liegt, „so todt als je einer“, einen anderen hat es am Arm gestreift, und hätte nicht – jeder von uns totgeschossen werden können? Na gut, dann gehen wir lieber doch auf *Vogelfang* und *Vogelstellen*, definitiv ungefährlicher zumindest für die Menschen; der *Vogelherd* ist schon gerichtet (ein erhöhter Platz), die Leimruten ausgelegt, auf denen die Drosseln zappeln werden, ganz so wie der unbotmäßige Chor im *Faust II*, dem Phorkyas droht; auf den Leim gegangen sind sie nämlich, und da hilft kein *Vogelgeschrei* und kein *Vogelgesang* und kein anrückendes *Vogelheer*.

Aber natürlich sind die *Vögel* nicht nur zum Schießen und zum Singen da, oh nein! Man kann sie nämlich auch sezieren, den *Vogelschnabel* oder den *Vogelkopf* oder das *Vogelskelett*. Man kann ihre schön changierenden *Vogelfedern* für die Farbenlehre untersuchen oder die *Vogelmilch* in der Botanik auffinden (den Wald-Gelbstern). Man kann sogar *Vogelnester* essen, wie die Indianer (die eigentlich natürlich Inder sind), Goethe lässt sich eines schicken: Das sind mit Schwalbenleim zusammengefügte Schwalbennester aus Indien oder China, läuft einem das nicht das Wasser im Munde –? Nein, tut es nicht. Springen wir lieber schnell zum *Vogelnestgewölbe*, was die feinverästelten spätgotischen Kreuzrippengewölbe englischer Kathedralen sehr anschaulich werden lässt. Die *Vogelperspektive* bleibt hingegen eher schwach, immerhin jedoch ein poetologischer Beleg: Die „wahre Poesie“ nämlich erhebe den Menschen mit all seinem irdischen Ballast in solche Höhen, dass ihm die „verwirrten Irrgänge der Erde“ wie aus der *Vogelperspektive* erschienen. Wenn sie es doch nur täte! Heutzutage zeigt sie einem eher die verwirrten Irrgänge des Einzelnen aus der Froschperspektive. Aber nun gut, dafür hat das Wort *Vögeln* immerhin Eingang in den allgemeinen Sprachschatz gefunden, auch wenn es bei Goethe nur der lose Hanswurst verwenden darf, der die Mädels mit dem *Werther* aufgeilt, um sie dann – nun, des Nachts zu „*vöglen* ... das alles kracht“. Oder ein armer holländischer

Anatom, der doch nur über unschuldige *Vöglein* sprechen wollte; aber wer sich im Deutschen verspricht, den bestraft das Leben, und eine Woche später lag er da und musste seine STD mit Merkurium auskurieren! (Akronyme, so praktisch! Und immer korrekt! Geradezu ein Vogelflug über komplizierte Wörter, man erhascht nur die Anfangsbuchstaben und baut ein ganz kleines neues Nest davon! Nur mit Sprachleim!)

Die *Vöglein* bringen derweil noch mehr Sprachfang ins semantische Netz: den *Vogelplanet* nämlich, den Goethe gesprächsweise erfindet, neben dem *Fischplaneten* (und damit mehr Phantasie beweist als viele *Science Fiction*-Autoren bis heute, die es nur zum *Planet der Affen* gebracht haben; wenn die Außerirdischen wirklich menschenähnlich wären, möchte man sie schon gar nicht kennenlernen!). Oder die *Vogelhecke*. Das ist nämlich, lernt die Redaktorin staunend in unser aller Grimm'schem Wörterbuch, ein eigenes Wort für die Fortpflanzung der *vögelnden Vögel*, zugleich der Ort, wo selbige geschieht (muss aber nicht unbedingt eine Hecke im verbreiteten Wortsinn sein) sowie die dabei entstehende *Vögelbrut* als solche! Der junge Goethe, damals in Sesenheim auf der Pirsch nach den hübschen Sommervögeln, hatte sich bei einem Besuch im strengen Pfarrhaus den Hut weit ins Gesicht gezogen, um sich zu verummnen. Und eines der losen Pfarrmädels führt ihn beim Vater ein mit einem Wortspiel, das so schön ist, dass man es doch eher dem losen jungen Goethe zuschreiben und damit dem Dichtungs-Teil von *Dichtung und Wahrheit* zuschlagen möchte: Der junge Mann habe nämlich eine *Vogelhecke* unter dem heruntergezogenen Hut, „die möchten hervorfliegen und einen verteufelten Spuk machen: denn es sind lauter lose Vögel!“ Hört man da nicht schon fast Mephisto herausgrinsen?

Die armen Vögel, die losen vor allem, aber sind frei: *vogelfrei* nämlich. Ach, frei wie ein Vogel die *Vogelperspektive* genießen, *Vogelhecken* brüten und niemand auf dem Leim gehen! Oh nein, denn: Wer frei ist wie ein *Vogel*, der war, in Zeiten, wo Leben noch ein echtes Risiko war, eben auch: ungeschützt. Durch keinen Lehnherren, kein Recht, gar nichts. Noch der einfachste

Leibeigene war, zum Glück, unfrei und geschützt. Dass der *Vogelfreie* dann auch noch geächtet wurde, hat sich wohl erst seit Martin Luther ins kulturelle Gedächtnis eingegraben; Goethe jedoch konnte noch sagen, dass Verleger und Autoren sich fatalerweise selbst für *vogelfrei* erklärt hätten und nun niemand mit ihnen rechten könnte. Nein, *vogelfrei* will auch der Autor nicht sein, vor allem: wenn er ein erfolgreicher ist und viel Geld verdienen könnte, wenn die fallenstellenden Nachdrucker nicht wären! Beim Nachdenken darüber könnte man einiges über Freiheit lernen, wenn auch nicht so viel über *Vögel*, sondern eher über Menschen, die gern *Vögel* schießen und ihnen Fallen stellen und sich selbst dabei für frei halten.

Am Ende kam der *Vogelscheu* (nein, keine Vogelphobie) samt seiner Nachfolgerin, der *Vogelscheuche*. Ein Briefzitat dazu, an den Großherzog Carl August, aus dem Jahr 1826, also zwei Jahre vor dessen Tod. Goethe schickt seinem langjährigen Freund und ehemaligem losen *Vogel*, inzwischen aber politisch hochdekorierten Arbeitgeber und Erbfürst, zwei Exemplare eines „*unerfreulichen Werks*“; unerfreulich deshalb, weil die königliche Hoheit samt dero Gemahlin (Goethe spricht immer akten- und protokollmäßig von hochgestellten Personen, es ist ihm selbstverständlich) darin als „*Vogelscheuchen der schlimmsten Art aufgestellt*“ seien. Dabei sei es jedoch gleichzeitig „*merkwürdig*“ (und auch das meint Goethe immer wörtlich), dass gerade die Eigentümlichkeiten der dargestellten Personen (ob positive oder negative, wird nicht gesagt, es spielt auch keine Rolle) dabei „*in's Widerwärtige gezogen*“ seien. Laut Goethe-Forschung konnte nicht ermittelt werden, um welches unerfreuliche Werk es sich handelte, und das lässt der Redaktorin natürlich keine Ruhe; wozu hat man schließlich *google* und damit das Wissen der Welt nicht nur aus der *Vogel*-, sondern aus jeder nur denkbaren Perspektive? Ein paar geschickte Flugmanöver später fand ich den *Deutschen Regenten-Almanach auf das Jahr 1827* mit einem ausführlichen biographischen Artikel zu Großherzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach. Erschienen in Ilmenau, also direkt in der Nachbarschaft, Goethe war oft zum Jagen dort (und die Redaktorin gerade auch, nicht zum Jagen).

Herausgegeben, der *Almanach* also, von Bernhard Friedrich Voigt, Sohn eines langjährigen Weimarer Freundes von Goethe. Na gut, 1827, und der Brief datiert vom 18.4.1826; aber wäre es nicht denkbar, dass Goethe der Artikel vorab zugekommen war, die *Vögel* fliegen schnell und häufig zwischen Weimar und Ilmenau, und ob sie schreien oder singen, kommt ganz auf den Hörer an?

Natürlich lobt dieser Artikel den Großherzog, sonst würde er sowieso nicht erscheinen; aber wäre es denkbar, dass Goethe hier schon das *Vogelscheuchen*-Mäßige des *personality*-Kultes und der Regenbogenpresse und der *social-media* erkannt hat? Es kommt gar nicht darauf an, ob man gelobt oder getadelt, in den Himmel gehoben oder in den *shitstorm* gerissen wird; es ist einfach peinlich, solche Dinge öffentlich zu tun, und erst recht: das Verdienst öffentlich zur *Vogelscheu* aufzustellen. Jede Eigentümlichkeit, so ansprechend und reizend sie im persönlichen Umgang sein mag, wird vergrößert, wenn die unter Fürstenkronen brütenden *Vogelhecken*, egal ob lieblich oder furchterregend, ans Licht der Öffentlichkeit gezerzt. Der Vergleich ist eigentlich gar nicht so schlecht, wenn man darüber nachdenkt. *Vogelscheuchen*, wir sind umstellt von pseudo-berühmten, mit allerlei Mäntelchen behängten und dann an eine Stange geleiteten *Vogelscheuchen*. Na gut, wie immer unfair gegenüber den wirklichen *Vögeln* am Himmel dort oben: Sie haben das alles schon längst durchschaut und führen ungerührt ihre lieblichen *Vögelgespräche* (Titel eines berühmten Werkes eines persischen Dichters des 12. Jahrhunderts, das wir gleich bestellt haben, und dieser neue literarische Vogelfang allein war all diese seltenen Überflüge wert, die wahrscheinlich eine gute *Vogelschau* ihres derzeitigen krankheitsgetrübten Geisteszustandes ermöglichen würden: eher mittel-mäßige Auspizien).

Überhaupt ist der *Vogel* bei Goethe, spätestens seit der Aristophanes-Übersetzung (frei und frech an Weimarer Verhältnisse angepasst), eher ein Schimpfwort. Überall sieht er den oder, schöner, weil altertümlicher: das *Chor der Vögel*, wie es den vermeintlich so Klugen, den Gelehrten, den nase- und

schnabelweisen Kritikern vor allem alles nachplappert, und jeder auch nur mittelbegabte Manipulator bringt alle *Vöglein* zum Schnattern, und das, was dabei den Schnäbeln entfleucht, ist eben – Geschnatter, kein schöner Gesang, sondern Lärm, Chaos, Massenhysterie. Am schönsten schnattern sie Beifall, wenn man ihnen ein Wolkenkuckucksheim verspricht, wie es gerade mal wieder in den schnatterreichsten Vorwahlzeiten Mode geworden ist. Und frau muss kein Schuhu sein, um hier düsteres Unheil zu wittern: Denn wenn Wolkenkuckucksheim einstürzt, wird sich herausstellen, dass es dagegen doch keine Universal-Schadens-Versicherung gab und die zerschmetterten Träume noch am leichtesten zu verkraften sind. Nein, Goethe will meist gar nicht recht ein *Vogel* sein, weder ein freier noch ein loser, und im *Chor der Vögel* singt er sein Leben lang nicht mit. Erst spät wird er Hudhud entdecken, den wahrlich unwiderstehlichen Wiedehopf; aber vielleicht hat er sich auch nur in das Wort verliebt.

αωαωαω

Vollständig

Vollständig. Das Wort hat, trotz seines Voll-Klangs, keine rechten Wurzeln im Deutschen; *plenus*, *perfectus*, *completo*, alles schön und gut und irgendwie auch ganz wohlklingend, aber von dort führt kein Weg zu *vollständig*. Schon dass Goethe das volltönende, aber doch auch irgendwie bürokratisch angehauchte Adjektiv eher im quantitativen als im qualitativen Sinne verwendet – es hat übrigens auch kein Verb, was soll denn bitte ‚vollstehen‘, der Keller nach dem Jahrhunderthochwasser, oder die Autobahnen im Dauerstau?, außer man geht einen Schritt zurück und bleibt ‚stehen‘, und das führt immerhin einige Schritte vorwärts, aber erst später. Also: Schon das eher Quantitative sollte eine misstrauisch machen; *vollständig* ist eben nicht ‚vollkommen‘, obwohl manchmal schon, dann ist es auch ganz schön und rund und ganz, aber dann – na gut, zwei Belegstellen *in extenso*, nicht *in pleno*: Am besten lernt man

laut Goethe aus „*vollständiger Umgebung*“ (in Pädagogischen Provinzen zum Beispiel); und Winckelmann wird als einfacher Mann geboren, stirbt aber als *vollständiger Mann* (ist das ein neues Männlichkeitsideal?). Dass Sammlungen *vollständig* zu sein haben, weiß jeder, der sich einmal von dieser Leidenschaft anfallen ließ (aber geht das überhaupt in dieser immer vielteilchenreicheren Welt?); oder Lehrbücher (man wird ja noch träumen dürfen); oder dass der Autor seine Werke gern *vollständig* um sich stehen hat (immerhin, wir nähern uns dem *stehen!*) – vor allem Goethe im Alter, der versucht, sein Haus zu bestellen, die Bücher zu schließen, um endlich, endlich – nicht nur „*Bruchstücke einer großen Confession*“ vorzuzeigen können, sondern sein Leben und Schaffen *in toto, in plenum, perfetto* und – *vollständig!*

Aber das sind immer noch irgendwie Dinge, die man zählen kann, die sich ‚Vollzähligkeit‘ nähern (und was ist mit Bruchzahlen?), die lückenlos werden können; sie sind dann erschöpfend aufgezählt (und erschöpfen dadurch auch den Betrachter, es gibt nichts Erschöpfenderes als pedantischen Vollständigkeitswahn), sozusagen von einfacher *Vollständigkeit*, ohne dabei zugleich Anspruch auf Ganzheit, Rundheit, Harmonie zu erheben. Das überlassen sie der nicht-abzählbaren qualitativen *Vollständigkeit*, die eine enge Verwandtschaft zur Vollkommenheit pflegt: Eins und Ganz ist der Organismus (wir sagten es wohl schon dann und wann), und niemals wird eine Sammlung ein Organismus werden, allerhöchstens: ein Aggregat.

Aber was ist nun mit Winkelmann, am Anfang Mann, am Ende *vollständiger Mann*? Immerhin, ein Mensch, also prinzipiell organismusfähig, auch wenn durch Erziehung das meiste verküppelt wird und oft nur ein seltsames Aggregat herauskommt. Und Winckelmann war nun ein Mensch, der sich seinen Stand im Leben *vollständig* erarbeitet hat; ein *self-made-man*, vom Schusterssohn zum Papstbibliothekar, Begründer einer Wissenschaft und empfangen und beschenkt von den gekrönten Häuptern Europas. Denn ‚Stehen‘, so zeigt sich, wenn wir endlich nun doch den Grimm aufschlagen, ist nicht nur ein

Grundverb, sondern ein Universalverb schlechthin, und der feste Stand nicht weniger als ein Seinsideal: fest sein, unerschütterlich sein, stehen geblieben und nicht umgefallen; alle Dinge streben nach einem festen Stand in dieser Welt des Wankens, und, wenn es irgendwie geht: auch einem vollen (wie die Blütenblätter schön rund um die Krone angeordnet stehen, voll im Saft stehen). Wenn man durch *vollständige Umgebung* am besten lernt, dann tat Winckelmann das einzig Richtige: Er reiste, allen Gefahren zum Trotz, an den Ort seiner Berufung, nach Rom, wo die antike Kunst ins Exil gegangen war; er untersuchte sie, beschaute sie von allen Seiten, und immer *vollständiger* wurden damit auch seine eigene Person, seine eigenen Fähigkeiten, seine Intuition wie sein Wissen. Niemals wäre ihm das in einer Bibliothek gelungen. Wer eine Sprache lernen will, geht dorthin, wo sie gesprochen wird; wer die Natur kennen lernen will, geht hinaus und nicht ins Labor; wer das Leben lernen will, nimmt an ihm teil, so viel und so vielseitig wie es eben nur geht (so wie Goethe also).

Das Gegenteil von *vollständiger Umgebung* und des *vollständigen Mannes* hingegen sind: die Blase, die Echokammer, das Meinungs-Ghetto; der Spezialist, der Pedant, das *one-trick-pony*. Oder auch: Wolkenkuckucksheim, wo man von Wolken umgeben ist, die einem schöne Frauen vorspiegeln, und dem Geschrei des nimmermüden Vogelchores. So wird man mit Garantie niemals ein *vollständiger Mann*, wie der exemplarische Winckelmann, der noch im Tod riskant lebte: Sein vorbestrafter Zimmernachbar wollte ihn ausrauben; Winckelmann wehrte sich heftig, trotz mehrerer Messerstiche blieb er noch lange genug am Leben, um Angaben zu machen, die zur Ergreifung des Täters führten. Das hat zwar wenig von „*edler Einfalt und stiller Größe*“, aber mehr von – *Vollständigkeit*. Im Leben stehen ist: im Kampf stehen (die *vollständige Frau*? auch die steht ihre Frau. Aber voll!). Oder ist das nur eine

αωαωαω

Vision

Was ist eine *Vision*? Etwas, das gern von Politikern erwartet wird, oder von Unternehmern, und natürlich und vor allem: von Künstler. Man denkt sich dazu gern einen weiten seherischen Blick in die Ferne (nicht ein engstirniges Bauchnabel-Ge-glotze), ausgreifende Gestik, Bedeutungstremolo in der Stimme und – nun ja, eine gelegentlich als erfreulich und befreiend empfundene Abwesenheit von Realitätssinn (*reality check*, sagt mein politisch kluger, aber eher visionsresistenter Sohn an dieser Stelle gern). *Visionen*, schließlich muss einer uns geistigen Fußgängern und Horizonbegrenzten mal sagen, wo der Weg aufs Weite gesehen mal hingeht. *Big picture*! Von Helmut Schmidt allerdings, durchaus einem Politiker nach Goethes Herz und Sinn, ist der knackige Satz überliefert, wer Visionen habe, solle doch besser zum Arzt gehen. Denn fröhlich schillert die *Vision* zwischen der verführerischen, aber doch häufig ein wenig überreizten Halluzination, der überschäumenden Einbildungskraft, all den leicht betüdelten Verwandten des menschlichen Wunschdenkens eben auf der einen Seite und einer schon fast soliden Projektion von Wünschbarem, aber auch irgendwie: Machbaren auf der anderen Seite. Mystiker haben natürlich von Berufs wegen Visionen, es ist ihr Lebenselixier, ihre Lebenshaltung könnte man auch als habitualisierte und religiös zertifizierte Verweigerung von *reality checks* bezeichnen. Aus Visionen strickt man Gurus, Charismatiker und Schneeballsysteme.

So weit, so ungoethisch; aber eine Figur gibt es, da geht Goethe der *Vision* so ans Eingemachte, wie man gerade noch kann, ohne sich völlig den Magen zu verderben. Es ist Makarie, die geheimnisvolle, weise, alte Frau (ist sie eine der Ausformungen des *Ewig-Weiblichen*?) aus den *Wanderjahren*, die immerhin bereits die Vision einer Auswanderungsgesellschaft kennen oder die Schreckensvision des Maschinenzeitalters. Makarie, ihr Name bedeutet: ‚die Glückselige‘, und sie wird in einem ungewohnten Superlativ als ein „*Gleichnis des Wünschenswertesten*“ bezeichnet. Nun, ein Gleichnis, das ist etwas, worin Dichter

brillieren, eine Art halb-handfester Sprachvision. Aber ein Gleichnis ist bei Goethe dann doch noch ein wenig mehr: Es ist der Ausdruck einer grundlegenden Analogie, die alle Naturbereiche durchzieht und macht, dass sie dem gleichen großen *logos* gehorchen, nämlich: dem der Komplementarität. Makarie hat deshalb auch eine Komplementärgestalt, nämlich die namenlose Gesteinspürerin, aber dazu kommen wir später. Glückselig ist Makarie selbst zunächst deshalb, weil sie in ihrem eigenen Inneren kosmologische Grundstrukturen und Bewegungsgesetze des Universums nicht nur irgendwie diffus ahnt oder sie sich besonders gut veranschaulichen kann, weil sie eine starke Phantasie hat, nein: Sie bewegt sich vielmehr, so sagt uns eine durchaus vertrauenswürdige Bezugsperson in den *Wanderjahren*, der Mathematiker nämlich, tatsächlich innerhalb des Sternensystems auf einer eigenen Bahn, genau wie ein echter und richtiger Stern. Und sie spürt nicht nur dessen Wirkungen, sondern sie ist selbst ein „*intergrierender Teil*“ des Sonnensystems, also: kann auch Wirkungen auslösen! Ein Sternenspürerin, könnte man analog zur Gesteinspürerin sagen; ein „*Märchen*“, wie im Roman, sagt der Mathematiker zu dem erstaunten Wilhelm, dafür könne man sie halten, ihre eigene Familie halte sie im Wesentlichen für krank. Und er selbst habe natürlich als rechter Aufklärer das alles für angelerntes und wieder unbewusst nach außen gekehrtes Wissen gehalten, schließlich habe Makarie schon als hochbegabtes Kind die Sternkunde studiert. Es sei auch keinem benommen, das zu glauben, weder Wilhelm (der jedoch ziemlich vertrauensvoll ist und gelegentlichen *Visionen* nicht abgeneigt, sogar noch in den ziemlich erwachsenen *Wanderjahren*) noch einem skeptisch-wissenschaftsgläubigem Leser oder einer mystisch disponierten und religiös begabten Leserin. Nein, das gehe eben durchaus alles über die normale menschliche Fassungskraft was aber noch lange nicht bedeute, dass es deshalb nicht real sei! Wirklich heißt: in seinen Wirkungen nachweisbar. Und er habe mit seiner eigenen Sprache der Natur, der von allen Wissenschaftlern gerade seit kurzer Zeit in ihrer Allgültigkeit akzeptierten Mathematik (die Goethe nur theoretisch hasste; er könnte es

aber auch ironisch gemeint haben), zeigen können, dass Makaries Ahnungen, Erscheinungen, Visionen – eintreffen: Sie zeigten Wirkungen, die er in seinen Gleichungen sehe, die durch ein mathematisches Analogon zweifelsfrei bewiesen werden könnten. Makarie lebt geistig im Weltall, neben anderen Sternen zieht sie ihre schönen Bahnen; in ihrer Familie und auf der Erde ist sie sozusagen nur für einen kurzen Zwischenstopp, für einen Snack im Restaurant am Ende des Universums.

Makarie spürt also den ganzen Kosmos in ihrem Inneren – genau so, wie der Dichter, so erläutert der Mathematiker Wilhelm, alle Gesetze der sittlichen Natur des Menschen in seinem Inneren trüge, als eine Art anthropologischen Kosmos sozusagen, der in seiner Dichtung nun nach außen träte – die deshalb natürlich nicht weniger gesetzlich sei, wenn der Dichter nur das sage, was er in seinem Inneren – nicht visionär, sondern real sehe und vor allem: an seinen seelischen Wirkungen in sich selbst spüre. Dieser Dichter wäre das dichterische Analogon zum „*Gleichnis des Wünschenswertesten*“; genau so, wie die Geistespiruerin die Knochen der Erde, ihre Anatomie real spürt und nicht etwa frivol visioniert. Das ist Kern-Goethe, sein dreifaches Credo, weshalb es nun doch ausnahmsweise einmal ganz zitiert werden muss: *An und in dem Boden findet man für die höchsten irdischen Bedürfnisse das Material, eine Welt des Stoffes, den höchsten Fähigkeiten des Menschen zur Bearbeitung übergeben; aber auf jenem geistigen Wege werden immer Teilnahme, Liebe, geregelte freie Wirksamkeit gefunden. Diese beiden Welten gegeneinander zu bewegen, ihre beiderseitigen Eigenschaften in der vorübergehenden Lebenserscheinung zu manifestieren, das ist die höchste Gestalt, wozu sich der Mensch auszubilden hat.* Wer jedoch Visionen hat ohne jede Realsubstanz, egal über den Kosmos oder die Erde oder sich selbst in all diesem – den würde Goethe auch zum Arzt schicken (er hat es gelegentlich sogar getan, er glaubte an gute Ärzte, nämlich solche, die Wirkungen zeigten. Na gut, Werther wurde noch durch den Tod kuriert: ein unheilbarer Fall von jugendlich-erotisch-dichterisch-politisch-gesellschaftlichem Visionärstum).

Voll-

Voll muss nicht immer gut sein. Das ist jetzt gar nicht so trivial gemeint, wie es klingt, sondern nur eine neuere Erkenntnis der Redaktorin aus dem kleinen Ausschnitt von *voll*-Komposita, die ihr gerade vorliegen. *Voll* kann sogar vulgär werden (*voll*-pissen, und der Beleg ist es dann ja doch wert, dass man ihn voll zitiert: „*Ich hab gefunden dass ich ein braver das heisst Gott und den Menschen gefälliger Politiker und Polizeimeister bin, weil ich einen Nachttopf, den ich vollpisste, ausleerte, da man sonst nur vollpisst und das Ausleeren dem Nachfolger überlässt*“ – und ja, da ließen sich einige schöne Verallgemeinerungen anschließen); oder *Vollsack*, was nun wirklich genau das meint, was man denkt, nämlich einen Vielfraß. Doch auch mindere Laster verbinden sich gerne mit dem *Vollen*: Zwar schätzt der Meister die Blättchen, die er jugendlich-werthermäßig im Gras liegend *vollkritzelte*, und zwar nicht ihres künstlerisch (man darf annehmen: eher un-vollen) Wertes wegen; aber sie helfen ihm dabei, die schier übermächtige Gegenwart der schweizerischen Natur zu ertragen, die er mit den Augen „*durchbohrt*“ (und ist das nun nicht gleich wieder wunderbar, und man möchte sofort zum dazugehören Lemma abbiegen?).

Noch schlimmer aber sind natürlich Leute, die einen *voll*-schwätzen. Leicht schillernd wird das doppelgesichtige *Volle* dann im *vollschreiben*: Was hat er nicht alles *voll*geschrieben, der Meister, hatte er nicht vielleicht doch so eine Art – geistigen *horror vacui*, gepaart mit einer tiefgeprägten Ökonomie, die ihn jedes angefangene Briefpapier auch *vollschreiben* ließ (was die Redaktorin aus der Brieflektüre bestätigen kann, wenn auch hier durchaus zwiespältig: Beinahe gleichgewichtig findet sich das Argument, es bei dieser kurzen Notiz zu belassen, weil man sonst ein neues Blatt beginnen müsste – na gut, Papier war rarer und teurer damals, und die braven Sekretäre mussten auch bezahlt werden; aber auch das andere Argument, nämlich: dass

ein angefangenes Blatt nun auch vollgeschrieben werden müsse, und irgendetwas fällt ihm dann immer noch ein, und zwischendurch entschuldigt er sich selbst über den Holter-Polter-Charakter mancher Briefe).

Na gut, Dinge *vollmachen*, das scheint eine *conditio humanae* zu sein; wir lieben halt das Runde, Ganze, *Volle*, und am prächtigsten zeigt sich das im – *Vollmond*, genau. Man kann wohl sagen, dass Goethe den *Vollmond* mag. Aber nicht nur so, wie noch jeder minderbegabte Dichterling den Mond liebt und anschnachtet oder auch nur mit den Wölfen des Gefühls nach ihm heult; nein, Goethe mag den Mond so vielfältig-erscheinungshaft, wie er nämlich ist. Der *Vollmond* ist, zum ersten, ein Lichtphänomen, und damit für den Meister der *Farbenlehre*, die ja eigentlich ‚Lichtlehre‘ heißen müsste, ein sehr interessanter Forschungsgegenstand: Natürlich kann man Versuche bei Mondlicht anstellen, und am besten natürlich bei vollem Mond. Er ist, zum zweiten, ein Kalenderphänomen: Der Mondzyklus strukturiert die Zeit auf eine sehr angenehme, menschen- und wahrnehmungsfreundliche Art und Weise; so wie die Sonne den Tag macht, macht der Mond den Monat (ist das vielleicht auch sprachlich – ja natürlich, unser aller Grimm bestätigt bündig: *Der Mond macht dem Monat*), und die Mondphasen zeigt bis heute treu und brav jeder Taschenkalender an. Und Goethe ist bekanntlich sogar der Astrologie nicht ganz abgeneigt – so lange man sie durch Versuche überprüfen kann, jedenfalls; und einmal spielt er mit dem Gedanken, Korrelationen zwischen bedeutenden Geistern und Vollmondgeburten zu überprüfen. Zum dritten schließlich ist der *volle* Mond, das hängt mit seinem sanften, aber doch entschieden-durchscheinenden Licht zusammen, ein idealer Stimmungs- und Erinnerungsgenerator: Bekannte Landschaften wirken im Mondschein fremd und neu, und zieht der *Vollmond* bei klarem Himmel gar über Venedig auf, sieht Goethe – eine Opernkulisse, na gut, das war noch in seiner Theaterphase, vielleicht wäre ihm später ein treffenderer Vergleich eingefallen.

Oder auch nicht. Denn der *Vollmond* ist auch für den Selbstdenker und Selbstversucher und das immerhin annähernd originale Genie Goethe – schon ein durch und durch literarisches, ästhetisches, künstlerisches Phänomen geworden, und wen die Kultur einmal mit ihrer Allusionsflut erwischt hat, der entkommt ihr nicht: Alles Natürliche sieht jetzt leider aus wie große Kunst, obwohl es doch anders herum sein sollte. Vielleicht ist es auch ganz ähnlich bei dem etwas anstößigen Gender-Mond-Bild, in dem Goethe den Glanz auf dem Gesicht der „glücklichen Hausfrau“ als Auffangen der Strahlen des Göttergattens, nur sanft und gemildert, beschreibt? Oder, und wie immer kann man eine allzu platte Gender-Kritik durch Umkehrung entschärfen: Kann es nicht anders herum sein und ist es das nicht oft genug auch? Strahlt die Schönheit einer Frau nicht gemildert auf dem Gesicht des stolzen Geliebten wider? Oder, und damit kommen wir zum sanft-versöhnlichen Schluss, handelt es sich nicht vielleicht doch um eine wahre Komplementarität? Der Mond nämlich ist Artemis, die ihren strahlenden Bruder Helios sanft und freundlich und sehnsuchtsvoll ansieht; und vielleicht schaut er ja strahlend und freundlich und ebenso sehnsuchtsvoll zurück? Dem Mond nämlich kann man ins Gesicht schauen (und sieht dann die Frau im Mond); wohingegen der schwache Mensch hingegen bekanntlich sein Augenlicht verliert, wenn er direkt in die Sonne schaut.

Daraus wäre nun auch eine Lehre zu ziehen, und vielleicht ist hier die rechte Stelle, um den Anfang von *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit* zu zitieren: „Am 28. August 1749, mittags mit dem Glockenschlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Konstellation war glücklich; die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau, und kulminierte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widervärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig; nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenseins um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen“.

Vertreiben

Vertriebene, auch ein Wort, das man nicht mehr oft benutzt. Nach dem letzten Weltkrieg hatte es noch Hochkonjunktur, und die Vertriebenenverbände bewahren es neben den Heimatwimpeln und den Trachten in einem nur zu Vertriebenenfesten geöffneten Schrank auf. Natürlich gibt es weiterhin Vertriebene, wahrscheinlich sogar mehr als jemals zuvor in der Weltgeschichte, aber sie heißen jetzt ‚Flüchtlinge‘. Oder ‚Menschen mit Migrationshintergrund‘, was einer der dümmsten und umständlichsten und unanschaulichsten Euphemismen ist, die jemals erfunden wurden, glorifizierte Spaziergänger oder was? Aber auch wenn man der neuerlichen Sprachschulmeisterei nicht gerade geneigt ist, ist das ja doch interessant. *Vertreiben* wurde man im größeren Teil der Weltgeschichte durch schiere Gewalt, Krieg und Revolution ebenso wie durch richterliche Verbannung, durch Religionsverfolgung oder Kolonialismus, durch Hunger, Armut und die blanke Not. Im *Vertreiben* ist noch der Akteur anwesend, der die Flucht, das Verjagen und Verscheuchen, das Bannen und Austreiben auslöst; der Flüchtling hingegen ist ganz allein mit seinem Elend, er hat gerade noch ein paar Fluchtursachen, die er mit sich herumträgt. Und auch eine zu Goethes Zeiten noch ganz geläufige Redewendung hat nicht überlebt, nämlich: dass man Gewalt mit Gewalt vertreiben müsse/solle/könne/dürfe (der Urheber ist nicht ganz klar, aber alle Sprichwörterbücher verzeichnen sie); Gewalt ist eine Lösung, pflegte man frühreifer Sohn zu sagen, und manchmal war man sich nicht sicher, wie ironisch er das meinte.

Gegenüber all diesen gewaltsamen Begriffslasten wirkt es umso tragisch-komischer, dass der zweithäufigste Einsatz von *Vertreiben* heutzutage – der Zeitvertreib ist. Wir alle *vertreiben* uns gelegentlich die Zeit, wir versuchen, die bösen Stimmungen zu *vertreiben*, die schlechten Geister, den Unmut und die Unlust; die Sonne möge derweil die Wolken *vertreiben*, der Wind den Regen, und vielleicht *vertreiben* die Impfungen

irgendwann dann doch Corona? Dann bliebe nur noch die Bitterkeit des Todes (biblisch), unvertreibbar in alle Ewigkeit.

Für alles anderen aber haben wir den größten Vertriebsbetrieb aller Zeiten. Wie genau das *Vertreiben* von Waren in die Wortkiste zu den Flüchtlingen gekommen ist, ist etwas unklar, es hat wohl etwas mit der Verteilung und Zerstreuung zu tun, *vertriebene* Dinge, wie z.B. die Zeit, zerstreuen sich nämlich gern. Und so *vertreibt amazon* weltweit alles und jedes, um uns zu zerstreuen und damit die Bitterkeit des Todes temporär zu *vertreiben*, für ein kurzes *unboxing*. Eigentlich ist es wirklich bemerkenswert, dass das schon die ‚vergeistigste‘ Variante von *vertreiben* ist: ein Verb, das sich störrisch gegen seine metaphorische Vereinnahmung und geistige Domestikation gewehrt hat. Lieber ließ es sich aus der Sprache *vertreiben*; der Gebrauchshöhepunkt liegt um 1700, die Zahl fällt dann im Verlauf des 18. Jahrhunderts auf die Hälfte, wo sie weiterhin bleibt bis heute. Muss wohl mit dem ‚Trieb‘ zu tun haben, der alle Umdeutungs-, Abblassungs- und Abstraktionsansätze in die Flucht geschlagen hat!

αωαωαω

Vorstellen und darstellen

Vorstellen und darstellen: Auf den ersten Blick sieht man gar nicht, dass es Verwandte sind. Nun gut, irgendwie ‚stellen‘ beide irgendwas, aber was kann man nicht alles stellen, vor- und zurück-, beiseite- und unter-, ab- und auf-, ruhig- und fertig- und damit genug! Aber immerhin bringt einen ‚stellen‘ gleich auf die richtige Spur und nicht auf ein Abstellgleis: Stellen tut man Dinge im Raum, wo sie sich dann hart stoßen; und daher kommt auch das *vor-stellen* in seiner schön-real-anschaulich-handgreiflichen Urform: Man stellt etwas nach vorn, im Raume. Ein Bein vor das andere zum Beispiel. Oder zum Schutz oder um etwas Anderes zu verdecken. Indem man jedoch das eine nach vorn stellt, rückt, das ist das Wesen von dreidimensionalen Räumen und einfachen menschlichen Gehirnen, alles

andere in den Hintergrund. Unsere Aufmerksamkeit wird fokussiert, würden wir heute sagen, aber das ist auch nur ein *fancy word* für einen kognitiven Automatismus: Zuerst sieht man das, was vorn steht (evolutionär vorgestellt: aus Sicherheitsgründen wahrscheinlich). Weil es vorn steht, so schön weiter im Schnelldenk- und Kurzschlussverfahren, muss es wichtiger sein. Bedeutender. Ist schließlich auch größer! Um gleich mal mit einem wirklich bedeutenden Goethe-Zitat ins Haus zu fallen: „*Jeder möchte das Universum vorstellen und aus sich darstellen!*“ Genau so ist es.

Wir stellen das damit fokussierte Verhältnis von *vor-* und *darstellen* jedoch erst einmal zurück und bleiben beim Vordergrund: *Vorstellen* ist Aufmerksamkeitsfokussierung und Bedeutungserhöhung. Funktioniert nicht nur bei Dingen im Raum, sondern auch bei Leuten, aber eher früher, als man noch nicht so sozial distanziert hat und sich manchmal sogar die Hand gab: Man stellt sich gegenseitig vor. Man stellt damit eine persönliche Beziehung her. Man stellt sich dafür kurz selbst in den Mittelpunkt, oder man wird geschoben: für ein Amt anvisiert, bei Hof präsentiert (immerhin gibt es noch den Wiener Opernball!), einem potentiellen Förderer zur Begutachtung vorgeführt; eine Ampelkoalition stellt dieser Tage ihr Kabinett vor (Ampeln, das waren zur Goethezeit: kleine leuchtende Laterne(n)), und wer dabei im Foto vorn aufgestellt steht – nun, wird wohl wichtiger und bedeutender sein, und wir sollten sie/ihn/es im Auge behalten. Aber gleichzeitig stellt besagte Ampelkoalition auch ihren Koalitionsvertrag vor, und nun wird es schon deutlich unhandgreiflicher: Sie zeigt ja nicht das *Word*-Dokument (mit sorgfältig festgelegten Zeilenabständen und Seitenrändern und sicherlich gern auch als Powerpoint-Präsentation erhältlich), sondern sie spricht über Inhalte. Präsentation aber, so wissen wir heute, schlägt Inhalt jederzeit. Design ist wichtiger als *content*, ein hübsches Narrativ wirkt tiefer und nachhaltiger als die vermeintlich zwanglose Gewalt des besseren Arguments, und was wir uns *vorstellen*, hängt mehr davon ab, wie man es uns *dargestellt* hat, als davon, wo genau im Raume es denn steht, wo die Sachen sich hart stoßen und

einander verdrängeln (schönes ver-Wort, hat die Redaktorin gerade erfunden aus einem Schreibfehler!) wollen.

Womit wir endlich beim *Darstellen* wären, das nämlich, so sagen die Zahlen (in einer gewissen statistischen *Darstellung* jedenfalls), irgendwann in der Mitte des 18. Jahrhunderts mit dem *Vorstellen* gleichzog. Dabei machte das *Vorstellen* (aber mehr als Substantiv, die Philosophie ist nicht so stark bei den Verben, sondern eher bei den Zuständen) in der Philosophie Karriere: *Vorstellungen* sind, lassen wir es erst einmal bei dieser Vagheit, Dinge, die in den Kopf gewandert sind, sich dort wohnlich eingerichtet haben und nun ein Eigenleben führen; manchmal nennt man sie auch Begriffe, oder Ideen, oder Konzepte, manchmal auch Einbildungen oder Phantasmen – alles eine große *Vorstellungs*-Familie, eben: Dinge in Köpfen, die mal in der Realität waren und nun in Gehirnen eingestellt, abgestellt, untergestellt sind. Die *Darstellung* hingegen tauchte ein wenig aus dem Nichts auf (na gut, es gab sie schon in der Bibel, und die *Darstellung* von Jesus im Tempel hätte einen schon lange stutzig machen können) und reüssierte in der Ästhetik, die in dieser Zeit bekanntlich entsteht und noch nach einem eigenen Wortschatz sucht. Dabei wird sie immer mehr von einer Wissenschaft von den sinnlichen Wahrnehmungen (*aesthesis*) zu einer von den künstlerischen Darstellungen.

Aber wo um Himmels- und Lutherswillen, kommt das *dar* her? Unser aller Grimm belehrt uns: natürlich aus dem Raum! *Dar* ist das, was man antwortete, wenn man gefragt wurde, wohin etwas gehe? Darhin natürlich. Wer etwas *dar* stellt, stellt es in einer Bewegung vor, die die Richtung weist. Auch das *dar* bringt seine etwas kleinere Komposita-Familie mit: Man kann Dinge und Sachverhalte *darlegen*, *-bieten*, *-bringen*, *-reichen*, *-tun*; Goethe kennt sogar noch *darkommen*, und wahrscheinlich kommt sogar das *Dar-lehen* noch aus dieser bewegten Familie. Und *darstellen* hat, dieses gemeinsamen konkreten räumlich-bewegten Ursprungs wegen, eine ganze Reihe von Parallelbedeutungen mit *vorstellen*: Es kann genauso wie *vorstellen* präsentieren, zeigen, erscheinen, darlegen meinen; ein Schauspieler stellt

eine Rolle *vor* oder *dar*, wenn wir uns irgendwo *vorstellen* und präsentieren, als Person, dann sind wir alle *Selbstdarsteller*, und Goethe meint es durchaus positiv, wenn er seinen schon etwas gebildeten Wilhelm sagen lässt, er stelle sich selbst inzwischen ziemlich *dar*. Oder, siehe oben: In unserem eigenen Universum sind wir nicht nur alle Hauptdarsteller in der eigenen Vorstellung, sondern haben auch das unabweisbare Bedürfnis, diese Vorstellung öffentlich aufzuführen, nämlich: Wir wollen das innere Universum *aus sich darstellen*.

Wohingegen die zeitgenössische philosophische Bedeutung von *vorstellen* als dem grundlegenden Akt für alles Denken überhaupt bei Goethe ziemlich schwach bleibt. Irgendwo schwebt sie zwischen *Gewahrwerden*, *Auffassen*, *Begriff* und *Idee*. Aber auch Goethe erkennt schon: „Der Mensch erfreut sich nur einer Sache, in so fern er sich dieselbe vorstellt“; wenn er sie sich dann *vor-stellt*, wenn sie in seine *Vorstellungsart* passt, und wenn er alle seine Kräfte anspannt, die der sinnlichen Anschauung, des gedanklichen Auffassens, aber auch der Imagination – dann werden ihm die daraus gewonnen inneren Vorstellungen „*Wirklichkeiten*“. Oder sind es doch *fake news*? Alles eine *Darstellungsfrage*!

Denn, und das scheint der Redaktorin der tiefere Grund für den Aufstieg des *Darstellens* gegenüber dem *Vorstellen* zu sein: *Darstellen* kann jeder, wie er will, nicht nur der Künstler, der sowieso immer ein Profi-Selbstdarsteller ist. *Darstellen* ist notwendig subjektiv, es mag im Einzelfall durchaus auch didaktisch sinnvoll oder gar vernünftig sein. Heute würden wir wahrscheinlich auch das *Vorstellen* für subjektiv erklären; aber so weit war das 18. Jahrhundert, vor allem in seinen eher verkopften Philosophen, denn doch noch nicht ganz. Bis auf Goethe natürlich, der sich alles Mögliche *vorstellen* kann; sogar, dass Adam und Eva nicht durch einen Erzengel mit einem flammenden Schwert aus dem Paradies vertrieben wurden, sondern dass dies „durch große Schnaken des Tigris und Euphrat geschehen sei“ (und das sagt er zu einem Pfarrer! Man stelle sich vor!). Und das meiste davon hat er sogar dargestellt.

Aber noch einmal zurück zum *Vorstellen* und einem Nachklapp. Denn in einem anderen Zusammenhang kam die wahrhaft grundlegende Frage auf, was denken denn nun eigentlich sei? Und sobald man anfängt darüber nachzudenken, gerät man in einen unendlichen Kuddelmuddel aus geistigen Leistungen, die so genau dann gar nicht voneinander abzugrenzen sind; was ist vermeintlich so unterschiedlichen Leistungsträgern wie dem Verstand, der Einbildungskraft, dem Gefühl zuzuschreiben? Ist Denken nur das, was nach den Gesetzen der Logik in Begriffen geschieht, oder sind alle geistigen Akte jenseits eines gewissen Abstraktionsgrades und ohne konkreten Realitätsbezug schon Denken? Definitionsfragen, gewiss (und eigentlich ist Denken eine Angelegenheit von Gehirnströmen, mal ein wenig dilettantisch dahingesagt, gemeint ist: es hat ein neurologisches Substrat). Aber wir müssen es uns ja irgendwie – *vorstellen*; und damit sind wir dann auch wieder in einem Kreis dahin zurückgekommen, wo wir gestartet sind: Wir müssen uns das *Vorstellen vorstellen*, es geht kein Weg daran vorbei; genauso wie wir uns das Denken *vorstellen* müssen. Alles müssen wir uns *vorstellen*, und vielleicht könnte man versuchsweise definieren: Denken ist Operieren mit mentalen *Vorstellungen*; geschultes/richtiges/philosophisches Denken ist methodisches und nachvollziehbares Verknüpfen von *Vorstellungen*. Damit kann aber in die *Vorstellungen* all das Gemuddel eingehen, was einem so durch den Kopf schießt, ohne dass wir es gleich ‚Denken‘ nennen würden: Ideen, Gefühle, Phantasien, egal; um es auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen und dadurch eine Operationsbasis herzustellen, wird alles zu einer *Vorstellung* verarbeitet. Einer mentalen Repräsentation. Insofern ist alles *Vorstellen*, und der Verdacht hatte mich schon vorher beschlichen, vor allem bei den *vorstellen*-Floskeln (stell dir nur vor! Unvorstellbar, oder?), eine Art Gedanken-Experiment; man versucht diese mentale Repräsentation, sie ist noch ganz bildlich konkret und frisch aus der Anschauung geschöpft; aber es reicht noch nicht zu einem Gedanken, also drehen wir das Ganze ein wenig, kombinieren es mit Erlebtem, mischen es nach erprobten Rezepten, ein wenig Logik hier, einen Schuss Intuition zum

Würzen, und ganz am Ende ein schöner neuer Begriff als Sahnehäubchen? Das Denken wird gleich attraktiver, wenn man es sich als *Vorstellungs*-Menü vorstellt; oder als Ideenbuffet samt schön versilbertem Methodenbesteck. Die eigentliche Herausforderung liegt dann wie immer in der *Darstellung*; denn über seine *Vorstellungen* herrscht jeder wie Gott, aber die Schöpfungen machen sich selbständig und gehen hinaus in die Welt, wie der arme Wilhelm Meister, der sich das auch alles anders *vorgestellt* hatte mit der Schauspielerkarriere und der Beziehung. Leben ist: Wenn es anders kommt, als man es sich *vorgestellt* hat.

αωαωαω

Verwandte

Verwandte. Goethe hatte, familiär gesehen, gar nicht viele Verwandte. Seine einzige Schwester stirbt mit 26 Jahren, die beiden Geburten waren zu viel für ihre schwache Gesundheit. Mit seiner Ehefrau Christiane Vulpius hat er nur einen gemeinsamen Sohn; die anderen Kinder vier starben direkt nach der Geburt, es war wohl eine Rhesus-Unverträglichkeit. Dieser eine Sohn, August, an dem Goethe sehr hängt all seiner Unvollkommenheiten zum Trotz, stirbt 40jährig in Rom; es war seine einzige große Reise ohne den Vater gewesen, und die Befreiung vom übermächtigen Vater wurde eine endgültige. Es bleiben die Enkel, Walther, Wolfgang und Alma; mit dem Tod von Walther erlischt jedoch bereits, so der Grabspruch, „*Goethes Geschlecht, dessen Name alle Zeiten überdauert*“.

Aber Goethe hatte andererseits, ideell gesehen, geradezu unendlich viele *Verwandte*. Denn ist nicht alles Seiende, alles Lebende, alles Organisch organisierte (ja, eine Tautologie, mit Absicht) – miteinander *verwandt*, vom Ursprung her nämlich, der ein Ursprung des Lebens ist, das sich dann in Arten, Familien, Gattungen verzweigte? Natürlich, schon Goethe sah: „*Die nahe Verwandtschaft des Affen zu dem Menschen nöthigte den Naturforscher zu peinlichen Überlegungen*“. Aber Goethe hat sich noch nie einer Überlegung entzogen, nur weil sie peinlich – also:

schmerzhaft für das Ego – war. Nein, das ganze Tier- und Pflanzenreich (eigentlich sogar samt der mineralogischen, ziemlich entfernten *Verwandtschaft* im Steinreich) als *Verwandtschaft* zu denken, war eine permanente Übung in Demut ebenso wie in Beziehungsdenken, der schwersten, komplexesten Art des Denkens; aber wenigstens dufte man sich gelegentlich vorstellen, dass der Mensch ganz auf der obersten Stufe dieser ewigen Genesis stehe, die die Entwicklung des Lebens ist: „*Das Anerkennen eines Neben-, Mit- und Ineinander-Seins und Wirkens verwandter lebendiger Wesen, leitet uns bei jeder Betrachtung des Organismus und erleuchtet den Stufenweg vom Unvollkommenen zum Vollkommenen*“ (zu ‚Vollkommen‘ kommen wir noch, demnächst). Und daneben gab es ja noch die Sinnes-, Geistes-, Herzens- und Gemüts*verwandten*; all diejenigen, die Goethe eher unregelmäßig, dafür aber mit oft langen und rührenden Briefen bedachte, in denen er eben diese *Verwandtschaft* des Denkens, Fühlens und vor allem: Handelns beschwor. Diese Beschwörungen sind, gerade bei den späten Briefen, so überschwänglich, sie fließen geradezu über von Beziehungssuperlativen, dass es ein wenig unangenehm ist, sie zu lesen: Ist das nicht doch der devote Goethe, der Fürstenknecht, der Opportunist und Manipulator, der gezierte Wortdrechsler *par excellence*? Es mag etwas daran sein; und dann auch wieder nicht. Denn, da ist sich die Redaktorin recht sicher (aufgrund von Geistes*verwandtschaft*? Seelen*verwandtschaft*? Sinnes*verwandtschaft*? ach, wer wäre nicht gern mit Goethe *verwandt*!): Man hat sich den späteren Olympier von Anfang an als einsamen Menschen vorzustellen (eine Xenie dazu: „*Manch verwandtes Gemüth treibt mit mir im Strom des Jahrhunderts, | Aber der Strom zerrinnt und wir erkannten uns nicht*“; man fühle das mit. Denke es mit. Imaginiere es, überall kleine verzweifelt um sich selbst kreisende *ed-dies*; oder Stromschnellen, unüberwindbar). Er war immer so viel anders als die Anderen, dass er geradezu verzweifelt um Kontakte bettelt, die ihn ein wenig mehr ans Menschliche knüpften; und noch nicht mal mit der eigenen Familie ist ihm das vergönnt gewesen.

Christiane von Stein natürlich war die lange imaginierte All-*Verwandte*, Innigst-*Verwandte*, Wesens-*Verwandteste* gewesen – aber die Beziehung scheiterte, und am Ende war sie nur noch eine entfernte *Verwandte*. Hingegen ist jeder steinesammelnde Oberamtsmann, den man in Böhmen bei der jährlichen Kur trifft, ein hoch zu verehrender Wissenschafts- und Fach*verwandter*. Denn gibt es nicht auch die *Verwandtschaft* der Künste, ein alter *topos*, demzufolge Maler und Dichter – nun ja, verbündet sind durch ein familiäres Band, sie ahmen die Wirklichkeit nach, ein wenig verschieden, ein wenig ähnlich, und wenn jemand beides am eigenen Leibe erfahren hat, dann der Hobby-Zeichner und Profi-Dichter Goethe, der Augenmensch schlechthin und ein gigantisches Sprachtalent. Oder die gelegentlich beschworene *Verwandtschaft* der Kardinaltugenden, wer eine hat, hat meistens auch alle anderen! (Goethe aber schreibt über eine geschasste Magd: „Außer andern verwandten Untugenden hat sie noch die, daß sie an den Thüren horcht“). Oder die *Verwandtschaft* der Fächer, der wissenschaftlichen; bis heute wollen wir sie in *Verwandtschaftsverhältnisse* zwingen, und häufig sind es auch hier die *Wahlverwandtschaften*, die wahrhaft produktiv machen (aber sind Physiker und Philosophen dann nicht doch eher vom Grund her verwandt? oder doch nur irgendwie ähnlich?).

Wahlverwandtschaft überhaupt, ach, was für ein wunderbares Konzept! Anziehung, Affinität, Sympathie, spüren wir das nicht alle, am eigenen Leibe wie im eigenen Geiste? Wenn man sich doch seine *Verwandtschaft* nur wählen könnte! Nun, wahrscheinlich würde man bei der gleichen landen, oder nur einer Vorstellungsvariante. Denn *Wahlverwandtschaften* sind ja auch nicht die große Freiheit, sie beruhen auf Urkräften, Sympathien, Antipathien, Affinitäten, Unvereinbarkeiten, Anziehung und Abstoßung, Ur-Natur-Kräfte. Und selbst wer die mächtigste Anziehungskraft der *sym-pathie*, des Mit-fühlens (nicht des Mitleids, Mitleid kann jeder; Mitfühlen ist: alles Mitfühlen, das „*verwandte Gemüt*“ im „*Strom des Jahrhunderts*“, wie soll man es finden?), prinzipiell verweigert, kennt ja wahrscheinlich die dunkle Schwester, die Anti-pathie, die Abstoßungskraft des

fremden Fühlens, Denkens, Handelns. Un-*verwandt*, sozusagen, das Wort gibt es aber gar nicht; müsste es eher ab-*verwandt* heißen? Denn vom ‚wenden‘ kommt das *verwandte*, vom zuwenden, hinwenden. Das Adjektiv ist aber schon ziemlich lange selbständig, und es hat sich vollständig von seinem Verb emanzipiert, was gar nicht so häufig vorkommt. Und *verwandt* ist im Übrigen ziemlich lange ein nicht gerade häufig verwendetes Wort; wahrscheinlich: weil die gleiche Abstammung zwar wichtig war, die Sippe, die Blutsverwandtschaft (ein Wort, das man durchaus auch einmal etwas abstäuben und wörtlich lesen sollte). Aber noch wichtiger war die genaue Art der *Verwandtschaft*: Ob jemand ein Oheim war oder eine Muhme, ein Kind oder ein Kegel, das war wichtig, nicht aber so etwas Abstraktes wie *Verwandtschaft*. Und erst, als die Wissenschaft auch in teilweise so unähnlichen Pflanzenarten *Verwandtschaften* zu sehen beginnt, ebenso in den Tierspezies, in den Wörtern und den Sprachen – wird *Verwandtschaft* sozusagen erwachsen und meint fortan: eine schwache Bindung, mit gelegentlicher Wechselwirkung.

Gleichzeitig bezahlt das Wort dabei den üblichen Abstraktionspreis: Wenn man denn wählen kann, mit allem und jedem *verwandt* zu sein – mit den Affen oder den Faultieren, mit großen Geistern und sentimentalischen Herzen, mit Glaubensbrüdern wie mit Kampfgenossen – nun ja, dann wird es ein wenig: beliebig. *Verwandtschaft*serklärungen kann jeder abgeben, und die Französische Revolution war nur eine solche *Verwandtschaft*serklärung in bisher ungekanntem Maße, eine blut- und tränenselige Vereinigung der geschundenen Menschheit, die sich eines anderen besann, sobald der Rausch vorbei war, und wieder eher *unverwandt* wurde.

Wahre *Verwandtschaft* aber, sei sie natürlich, im Blut oder im Geiste verbürgt, im Sinn oder im Stammbaum der Arten – beruht für Goethe immer auf Analogie, im weitesten Sinne. Und das heißt, zum ersten: Es muss eine Ähnlichkeit vorliegen, eine nähere oder eine entferntere; eine Analogie, ein gleicher *logos*, er kann äußerlich sein oder sich im unsichtbaren Inneren

verbergen, er kann ein Thema sein oder eine Methode oder eine Struktur; und häufig wird er mehr sympathetisch geahnt als analytisch gesehen. Zum zweiten aber, und hier wird es nun sehr spekulativ, wurzelt die Analogie wahrscheinlich in einem gemeinsamen Ursprung, einer geteilten Her- und Abkunft oder einer zeitversetzt wiederholten Metamorphose. Nur deshalb gibt es *Sym-Pathie*: vom Grund her, in der Zeit gewachsen. *Anti-Pathie* hingegen – ist die dunkle Materie des Menschseins. Das Abgewandte, Unverwandte, Weggewendete. Die universelle Abstoßungskraft, die komplementär zur universellen Anziehungskraft hinzukommen muss. Wir können uns unsere *Un-Verwandten* aber nicht aussuchen; es gibt höchstens Wahl-Abneigungen. Und im Grunde ist es ja auch egal.

αωαωαω

Weizen

Weizen ist das Kulturgemüse schlechthin. Als Goethe nach Italien kommt, sieht er: blühende Landschaften mit *Weizenfeldern* (*Weizen* hat es gern warm und trocken an den Füßen, da sieht man die Kultur). Außerdem macht es recht schöne Bündel und Garben, für farbenprächtige Bilder mit fröhlichen Schnitterinnen und Schnitter; nein, das ist nicht Goethe, Goethe übersetzt allerdings das *Hohelied Salomons*, wo nicht nur die Brüste bekanntermaßen mit den jungen Rehen verglichen werden, sondern der ganze Leib mit einem *Weizenhaufen*, von Rosen umwunden. Bildlich ist das eine nicht ganz einfache Vorstellung, aber man sieht: *Weizen* ist kulturell hochwertig und blond und bindet sich in schöne Formen. Er erzeugt aber auch Spreu, wenn er gedroschen wird, und böse Menschen mischen Unkraut unter den *Weizen* (auch schon in der Bibel, die überhaupt erstaunlich weizenfreudig ist, jedenfalls in der Luther'schen Übersetzung). Goethe hingegen imaginiert die Notwendigkeit einer neuen deutschen Sprachgesellschaft (selten war er so aktuell wie heute), die hoffentlich eine *Weizengesellschaft* sein möge und keine Kleiegesellschaft. Das ist ähnlich

kommentarbedürftig wie der „*frische eingemachte Weizen*“, den er bei Jacobis zum Frühstück vorgesetzt bekommt, er mundet offensichtlich und hat etwas irgendwie Patriarchalisches, zudem in der etwas paradoxen Formulierung des „*Frisch Eingemachten*“ (wird schon keine Kleie dabei gewesen sein).

αωαωαω

Was

Was nicht alles! Na gut, je länger man an einem Wörterbuch arbeitet, desto penetranter wird die Lust am nicht immer sonderlich gelungenen Wortspiel. Aber *was* war das erste Massenwort, dass der Redaktorin auf den Tisch kam, und *was* fängt man nun mit so *was* an, so *was* Großem, Unbestimmten, *etwas*, das einem immer auf der Zunge liegt, *irgendetwas*, *was* auch immer, *was* soll es nun bedeuten? Man lässt es sich erst einmal sanft auf der Zunge zergehen: WAS, schönes Wort eigentlich, hell, kurz, kernhaft, mit all der Zärtlichkeit von flötendem W und singendem A, am Ende leicht ausgezischt, aber dadurch auch sehr anschlussfähig. Ein Bibelwort flattert kurz vorbei, „*Was ist der Mensch?*“, und es bleibt hängen. *Was ist der Mensch?* Oh ja, das haben schon sehr viele gefragt, und die Antworten sind so unterschiedlich lustig oder tiefgründig wie die Fragenden, bei Goethe läuft es immerhin auch fast biblisch aus: „*Was ist der Mensch, warum kann er sein Leben/ Umsonst, und nicht für einen Bessern geben?*“. Aus *Geheimnis. Ein Fragment*, der Kontext ist kompliziert und geheimnisvoll, deshalb lieber das zweite Beispiel aus dem *Werther*, einem eher allzu leicht verständlichen Roman, in dem Sätze wie dieser nur allzu gern überlesen werden: „*O was ist der Mensch, daß er über sich klagen darf! Ich will, lieber Freund, ich verspreche dir's, ich will mich bessern, will nicht mehr ein bißchen Übel, das uns das Schicksal vorlegt, wiederkäuen, wie ich's immer getan habe; ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene soll mir vergangen sein*“. Die Halbwertszeit dieser klugen Sätze für Werther persönlich erweist sich zwar als noch kürzer als ein durchschnittlicher Neujahrsvorsatz, aber man

kann den Satz ja trotzdem mal versuchsweise ernstnehmen: „*was ist der Mensch, daß er über sich klagen darf*“ – nein, lieber doch nicht, die Antworten wären zu peinlich, man würde gleich verdrießlich und verlegen!

Eine kurze Recherche der Redaktorin in den üblichen Textbergen, rein neugierhalber und nicht etwa zu schnöden Prokrastinationszwecken, bringt immerhin das lustigste Sammelsurium. Der Mensch nämlich ist, kleine Blütenlese, nicht „*anders als ein Gewächs der Erden*“ – ob Kartoffle oder Tulipan, wird nicht gesagt. Oder, noch stärker biblisch inspiriert, „*ein geringer Ball, welcher von jedem spielenden Wind bald da-, bald dorthin geworfen und verworfen wird. Heute überfallet uns eine traurige Post, morgen Gefahr, übermorgen Krankheit, und also bringet ein jeder Tag, nach den heiligen Worten, seine eigene Plage mit sich*“. Corona grüßt lautstark, Post, Gefahr und Krankheit in einem, und eine inzwischen beinahe biblische Plage. Andere Autoren verweigern erstmal kategorisch die Antwort – um sie dann, wie das Schriftsteller recht gern tun, gleich dreifach nachzuholen: „*Was ist der Mensch? ich weiß es nicht. Wenn Sie es wissen, sagen Sie es mir. Vielleicht ein Hund, der seinen Herrn verloren. Das Leben ist ein Abc-Buch. Ein bißchen Goldschaum auf dem Einband ist all unser Glück, unsere Weisheit nichts als ba, be, bi, und sobald wir buchstabieren gelernt, müssen wir sterben, und die Unwissenheit fängt von neuem an*“. Alles nicht Goethe, aber auch interessant.

Trotzdem nur Vorspiel, jetzt kommen die wahren Hits, die Top Drei! Beginnen wir mit Heine, Heinrich, dem Meister der unerwarteten Pointe: „*Was ist der Mensch, wenn – drei Kannen Schnaps ihn zu Boden werfen! Aber die Polen haben es doch im Trinken übermenschlich weit gebracht*.“ Die Redaktorin ist weit entfernt von drei Kannen Schnaps, zwei Gläser Wein können heutzutage schon Verheerungen anrichten, aber die Reflexionstiefe spricht für sich. Top Zwei, Lichtenberg, der Meister-Aphoristiker aller Klassen: „*Daß die wichtigsten Dinge durch Röhren getan werden. Beweise erstlich die Zeugungsglieder, die Schreibfeder und unser Schießgewehr, ja was ist der Mensch anders als ein verwornnes Bündel Röhren?*“ Na gut, gilt vielleicht nur für Männer, aber Frauen

haben auch so ihre Röhren, und verworren sind wir sowieso alle.

Platz 1 jedoch ist ein sehr vergessener Liebling der Redaktorin, Theodor Gottlieb von Hippel war sein Name, und seine Texte lesen sich auch so: *„Was ist der Mensch? Nackt kommen wir auf die Welt; seht, andere Tiere kommen eingekleidet und bedürfen des Schneiders nicht; wir Könige von Gottes Gnaden aber müssen die Tiere bestehlen, unsere Untertanen mit Abgaben bedrücken, um Notdürftigkeiten zu bestreiten, die schwer auf uns liegen. Vernunft, wozu braucht sie der Mensch? Dem Tiere das Fell über die Ohren zu ziehen und sich zu bedecken, sich selbst und andern das Leben abzugewinnen. Das Ziel der Vernunft ist, wenn sie einsieht, daß sie uns nicht glücklich mache, daß wir überall damit anstoßen, wie ein junger Mensch, der in die große Welt eintritt. Je vernünftiger der Mensch ist, desto mehr zweifelt er. Die Kinderjahre sind die schönsten, weil wir mit der Vernunft in ihren Schranken bleiben. Gott, was ist der Mensch?“* Damit wäre Goethe, so will die Redaktorin glauben und vertrauen, recht sehr einverstanden gewesen, der ebenso den Menschen manchmal nicht so arg schätzte: *„er nennt's Vernunft und braucht's allein: um tierischer als jedes Tier zu sein“*, genau, Mephistopheles, ganz einig mit Hippel. Goethe hatte auch zumindest schon mal von Theodor Gottlieb von Hippel gehört (der übrigens auch ein Buch *Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber* geschrieben hat, das gleichermaßen für frauenfeindlich und feministisch *avant la lettre* gehalten wird, und welche das nicht für Hippel einnimmt, der ist nicht zu helfen); in einem der vielen Gespräche, die Besucher aufzeichneten, ward notiert: *„Ein andermal hatte Goethe den Onkel um unsere Vaterstadt Königsberg befragt, die ihn um Kant's, Hamann's und Hippel's willen interessierte, und der Onkel konnte es nicht genug rühmen, wie vortrefflich Goethe durch seine wohlberechneten Fragen die Menschen bei demjenigen festzuhalten gewusst, was er von ihnen zu hören verlangt“*. Womit wir dann auch in einer eleganten Kurve zum *was* zurückkommen, jenseits seiner existentiellen Seitenwege, sozusagen: zur *quidditas* des *Was*. Also, zum ersten: *was* als Relativpronomen, bis heute wohl die häufigste Verwendung: *dasjenige, was*. Näher am Herzen des *Was* jedoch wohnen die beiden

anderen grammatikalischen Varianten: Zum zweiten nämlich das *Was* als Interrogativpronomen, also als, wie die Deutschlehrerin sagt, sächliches Fragewort. *Was?* Genau so. Gern auch im Brustton der Entrüstung: „*Was!*“ Dazu kommt als Drittes, das unterscheidet das *Was* nämlich vom *Das*, das in ihm unbestimmt Schwebende des irgend-*was*. *Was auch immer*. Ein Platzhalter, dazu dienend, die genaue Aussage zu verweigern: *Irgendwas Unbestimmtes halt, dings!* Und ganz zum Schluss eine Goethe'sche Spezialität, weder der Grimm noch der Adelung führen sie explizit auf (obwohl der Grimm'sche *Was*-Artikel erschöpfend in einem Wortsinn ist, der nicht wörtlich genug genommen werden kann, beim dreifach gestaffelten fff gibt man einfach auf!). All-erschöpfend, sozusagen. Goethe aber diagnostiziert sehr auf den Punkt seine Zeitgenossen, vor allem die Jünger: „*Kein Mensch will etwas werden, | Ein jeder will schon was sein*“. *Was* genau, ist ja auch ziemlich egal. Aber wahrscheinlich eher nicht:

αωαωαω

Vollkommen

Vollkommen. Die Wortstatistik hat wohl recht: Das Wort ist seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ziemlich aus dem Gebrauch geraten. Man könnte auch sagen: mit der etwas sorglosen Verabschiedung des Glaubens an Gott, das Absolute, die Vernunft, den Weltgeist und wie die guten alten Stellvertreter des Metaphysischen alle heißen. Denn wie soll man *Vollkommenheit* denken ohne, sagen wir fortan der Kürze halber und denken den Rest mit: Gott? Dem einzigen Wesen, das alles für immer ist und schon immer war, ganz und unteilbar und unendlich und perfekt und in sich selbst geschlossen und alles umfassend, allgütig, allweise, allwissend, vollständig und vollzählig, das Alles und das Nichts? Für die Redaktorin ergibt sich dadurch leider das Problem, das das Wort gewissermaßen das Absolute der Sache geerbt hat: Wie soll man *Vollkommenheit* zerlegen in Unterbedeutungen, semantische Teilchen, schön sauber

hierarchisch gegliedert? Die alten Tricks helfen wenig: Das inhaltliche Perfekte, Optimale, Absolute ist nicht vollkommen ohne das quantitativ Vollständige; wenn man *Vollkommenheit* teilt, bekommt man nur *Vollkommenheiten*, Einzeltugenden, natürlich verwandt, aber eben doch: einzeln im Plural (das kennen wir schon von den Verlegenheiten, was so gesehen ziemlich lustig ist: Gott aber kommt weder in Verlegenheit noch in Verlegenheiten). Na gut, Goethe denkt bekanntlich nicht gern metaphysisch-absolut, und wenn er es doch tut – tut er es eben mit Spinoza, und so kann er aus eben diesem notieren: „*Der Begriff vom Dasein und der Vollkommenheit ist ein und eben derselbe; wenn wir diesen Begriff so weit verfolgen als es uns möglich ist so sagen wir, daß wir uns das Unendliche denken*“. Dasein ist vollkommen? Fühlt sich gerade nicht so an. Na gut, vielleicht eine *Vollkommenheit*, zugestanden. Und natürlich können wir es doch nicht zu Ende denken, wir können den Begriff eben nur so weit denken, als es uns möglich ist, mit unserem humpelnden Menschenverstand so weit jenseits der *Vollkommenheit* selbst noch in seinen höchsten Vertretern (sagen wir: Spinoza. Nicht Hegel).

Aber das war ja auch noch gar nicht der ganze Trick. Denn im zweiten Schritt denkt Goethe natürlich das *Vollkommene* dann als Natur – das schlechthin Vorhandene ebenso wie das Nicht-Verbesserungsfähige, denn es ist – von Natur aus *vollkommen*: physio-logisch, nicht philo-sophisch, und auch nicht unbedingt onto-logisch. Und dazu muss es gar nicht besonders toll sein. Natürlich gibt es *vollkommenere Tiere* (Säugetiere, Affen, Menschen, die Verwandtschaft sieht Goethe durchaus), aber sie müssen nun nicht in jedem einzelnen Vertreter zum Vollen kommen. Das ist übrigens der Ursprung, wie immer liegt er in der Bewegung, und man sieht auch gleich, dass es wahrscheinlich eine gute Idee ist, *Vollkommenheit* als einen Prozess zu denken. Mit Luhmann könnte man auch sagen: einen Prozess, in dem Komplexität nicht reduziert, sondern gesteigert und angereichert wird: „*Je unvollkommener das Geschöpf ist, desto mehr sind diese Theile einander gleich oder ähnlich, und gleichen sie dem Ganzen. Je vollkommener das Geschöpf wird, desto unähnlicher werden die Theile einander*“. Komplexität ist maximale Ausdifferenzierung

ohne Verlust der Ganzheit; oder: versöhnbare Verschiedenheit. Spannweitenkompetenz, nicht die immer mehr um sich greifende Engbrüstigkeit des Denkens, das nur noch Gleiches hören will, das ist leere Vollkommenheit, sozusagen, absolute Sterilität.

Aber schauen wir von hier noch einmal zurück auf Gott, er ist gar nicht tot, sondern hat sich nur zur Ruhe gesetzt, um sich ein wenig von seinem Vollkommenheitspflichten auszuruhen. Er kann ihn aber nicht entkommen, denn im Gegensatz zur organischen Perfektibilität ist seine All-Vollkommenheit vollendet statisch. *„Alles Vollkommene in seiner Art muß über seine Art hinausgehen, es muß etwas anderes Unvergleichbares werden“*. Was aber soll Gott werden, um über seine Art hinauszugehen? Nein, Gott ist eine metaphysische Sackgasse. Und der Mensch – nun gut, mit Nietzsche könnte man sagen: hat einen kleinen inneren Übermenschen, der vielleicht über seine Art hinausgehen könnte, in welche Richtung auch immer, und sei es im neuesten Transhumanismus? Den Gedanken könnte man auch schon im zweiten *Faust* finden, ganz sicher. Und er ist, komischerweise, gar nicht so elitär, wie das öffentliche und politische Missverstehen-Wollen der Rede vom Übermenschen nahelegt. Denn der junge Goethe schrieb, in der für ihn typischen Mischung aus Demut und Hochmut, auch: *„Übrigens habe ich glückliche Menschen kennen lernen, die es nur sind weil sie ganz sind, auch der Geringste wenn er ganz ist kann glücklich und in seiner Art vollkommen, das will und muß ich nun auch erlangen“*. In seiner Art vollkommen, wie das vollkommene Tier und die vollkommene Pflanze auf den unendlich vielen Komplexitätsstufen der unendlich ausdifferenzierten *scala naturae*.

Hat Goethe diesen frühen Vorsatz verwirklicht, ist er seiner artgemäßen *Vollkommenheit* nahegekommen? Nun, was man mit Gewissheit sagen kann: Er hat sich immerzu strebend bemüht. Er ist ziemlich weit auf vielen Leitern und Treppen geklettert, und er hat die Mühe nicht geschaut und nicht die Arbeit und nicht das Risiko und noch nicht einmal das Alter (Goethe mit Rollator, die Blöße hätte er sich nicht gegeben). Ein

vollkommenes Streben, wenigstens das, auch wenn es ein Widerspruch in sich selbst ist? Dazu ein letztes Zitat, es ist das liebste der Redaktorin, und es zeigt Goethe in einem fast sokratischen Licht: „*Derjenige der sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am nächsten*“. Am nächsten! Denn Gott fehlt eine einzige Eigenschaft, die ihn wahrhaft *vollkommen* machen würde: die Einsicht in die eigene Unvollkommenheit (von Goethe zu Gödel ist es nur ein kleiner Schritt).

αωαωαω

Wahrsagung und Weissagung

Wahrsagung und *Weissagung*. Man könnte meinen, die wesentliche Eigenschaft der beiden Wörter (außer dem willig wiederklingenden W) ist ihr Ausgestorbensein: Außer Wetterprophezen – na gut, und Zukunftsforschern und Trendspürern; und Zeitschriftenastrologen und Epidemiologen – na gut, also, weder ist das *Wahrsagen* noch das *Weissagen* ausgestorben; man nennt es nur schicker. Das *Prognosticon* kannte Goethe schon, und dazu jede Menge anderer weitgehend ausgestorbener Wörter aus dem gleichen Wortacker, die *Nativität* gehört dazu und das *Brocardicon* (das sogar die Redaktorin nachschlagen musste). Der Meister selbst betätigte sich im Alter auch selbst recht gern bei der Wettervorhersage, sammelte fleißig Meldedaten aus seinem europaweiten Korrespondentennetz – und gab gegen Ende zu, dass man wohl auch auf diesem Gebiet nichts werden wissen können; zumal „seltene“ Wetterereignisse schon damals durchaus die Regel waren. Weshalb er es auch durchaus nicht ausschließen will, dass es so etwas wie *Wahrsagerei* oder *Weissagekunst* durchaus auch jenseits magischer Sphären geben könnte, auch wenn beide sich eher dort zuhause fühlen und von den Poeten aller Zeiten auch fleißig besucht wurden. Ja, der Dichter ist sogar – das meint immerhin der wandlungsfähige Wilhelm, aber er hat ja gelegentlich Einsichten, so wie sie junge Menschen eben haben – „*Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen*“! Nun gut, den Dichter als Lehrer haben wir

inzwischen definitiv abgeschafft, und manchmal scheint das eine gute Idee, und manchmal nicht. Die Götter auch, also diejenigen jedenfalls, die durch *Wahrsagekunst* und Prophezeiung sprachen und nicht durch Verkaufszahlen oder goldene Kälber oder Dinge mit einem großen I im Namen. Menschenfreundlichkeit, immerhin, steht weiterhin hoch im Kurs: aber nur für die richtigen, gell, also nicht für die bösen *hater*!

Aber was um Himmels- oder Menschenwillen soll der Dichter denn nun *wahrsagen*? Sollte er vielleicht gar *wahr-sagen* im Wort-sinn, also die Wahrheit, nichts als, die ganze und überhaupt? Ach, Wahrheit. Die Dichter lügen, sagt Platon (er muss es wissen, er ist einer). *Fakes News* sagen Leute, die keine Idee davon haben, dass Fakten durchaus alternativ sein können. *Dichtung und Wahrheit* sagt Goethe, und damit sind wir seiner Wahrheit wohl am nächsten: Der Dichter sagt die menschliche Wahrheit seiner Person, seines Lebens, seiner Erfahrung; und je mehr er nicht ganz durchschnittlicher, sondern eher: idealer? vollständiger? bildungsfähiger? ist, desto mehr existentielle Wahrheit wird sie sagen können. Dichtung ist nur das Medium, in dem sich menschliche Wahrheiten am anschaulichsten sagen lassen, ohne sich den Verrenkungen des Begriffs unternehmen zu müssen; weshalb sie auch so lehrreich ist, den Göttern wie den Menschen zugetan.

Das ist aber natürlich nicht die einzige Wahrheit, und eine andere Wahrheit interessiert Goethe fast mehr: Es ist die Wahrheit der Natur in ihren Phänomenen, sofern man sie rein auffasst, und das tun nicht nur diese schrecklichen Geräte, die Goethe theoretisch verabscheut und praktisch eifrig bestellt (Mikroskope, Barometer und Hydrographen und anderes Teufelszeug), sondern das tut auch der gewissenhafte, erfahrene, lange und genau hinschauende Forscher. „*So verhält sich die Wahrsagekunst zur menschlichen Natur. Und beide sind dem Einsichtsvollen immer recht; dem Beschränkten aber erscheinen sie bald so bald so*“ (Goethe, frei nach Hippokrates, bei dem sogar der Magen denken darf). Weshalb der Einsichtsvolle ab und zu blitzartig zu Erkenntnissen kommt, Aperçus nennt Goethe sie bekanntlich,

die einer Wahrsage verblüffend ähnlich sehen (für die Beschränkten leider auch dem Wahnsinn): Sie sind nicht zur Gänze begründbar oder aus irgendetwas herleitbar, aber sie erweisen ihre Wahrheit in richtigen Prognosen. Es muss gar nicht der biblische „Geist der Wahrsagung“ über den Einsichtsvollen kommen (den Goethe aber auch recht gern verwendet, er sieht dabei wahrscheinlich Bilder von Moses vor sich, wie der Strom des Prophezeiens seinen imposanten Kopf umströmt, die Fülle der Gesichte ihn umflackert). Es reicht schon, wenn man etwas begabt ist und sein Leben lang aufmerkt und gewahrt (ja, das ‚wahrnehmen‘ will sich schon vordrängen, gleich!).

Wahrsagung und *Weissagung* jedoch, um endlich zum Anfang zurückzukommen (die Leerstelle dort sieht die wahrnehmende Leserin auch ohne Wahrsagegeist), unterscheiden sich in einem gar nicht so unwichtigen Punkt. Die *Weissagekunst* ist nämlich der nobilitierte Bruder der immer etwas schmutzigen Wahrsagerei; Weissagende sind weise Männer, Philosophen, Propheten, berühmte Astrologen, die antiken Leber- und Vögelbeschauer, notfalls auch: begnadete Prognostiker und Menschenkenner. *Wahrsagerinnen* hingegen sind – Frauen. Sie sind nicht weise, sondern sagen nur die Wahrheit (und das ist natürlich irgendwie komisch in seiner Ambivalenz). *Wahrsagerinnen* treten in zwei Formen auf, nämlich als Helseherinnen und als Zigeunerinnen, oft genug auch beides zusammen (na gut, ich gebe es zu, eine Ausnahme, und dafür könnte die Redaktorin den Meister noch mehr lieben: Cassandra. „*Leider muss man nur meistens verstummen, um nicht, wie Cassandra, für wahnsinnig gehalten zu werden, wenn man das weissagt, was schon vor der Tür ist*“; gemeint ist die Französische Revolution, nicht ein Pferd). Warum kein einziger männlicher Zigeuner in der Weltliteratur eine Gabe zur Helseherei hatte – ich weiß es nicht, es ist einfach so. Helsehende Zigeunerinnen hingegen findet man in jedem romantischen Text, der nur halb auf sich hält. Der Unterschied bei Goethe ist, dass er gleichzeitig romantisch und realistisch sein kann. Also: Es tritt in einem Festzug vor dem Fürsten eine Zigeunertochter auf (es ist eine Zigeunertochter, weil die sich hübscher machen in einem öffentlichen Festzug als eine alte

schrumpelige Zigeunerin-Oma). Der Text dazu (man hat ihn mitzulesen, wie eine Art Untertitel) erläutert in der Figur von Epos: *„Und fernerhin Zigeuner zeigen an/ Es sei um Ordnung im Reich getan./ Denn wie die Schwalbe Sommer deutend schwebt, / So melden sie, daß man im Düstern lebt, / sind räuberisch, entführen oft zum Scherz, / Wahrsagerinnen, Menschen Geist und Herz“*. Volles Klischee, keine Frage. Aber da drängt sich auf einmal besagte hübsche Zigeunertochter vor und erhebt im Auftrag ihrer „Schwestern“ das Wort zu ihrer Verteidigung; „nicht ungehört“ solle man sie verdammen! Und dann kommt – ein ziemlich kompliziertes Argument, wir versuchen uns an einer möglichst textnahen Zeichendeutung. Denn nicht etwa kennten die Zigeunerinnen auf irgendeine magisch-abergläubische Weise die Zukunft! Vielmehr brennen ihre Augen *„lichterloh in Finsternissen / Und erhellen uns die Nächte“*. Ist das eine Art Katzen-Nachtsicht, oder was? Nein, wohl eher: eine brennende Leidenschaft, die die Schwestern in der Nacht, der Stunde der Liebe und der Finsternis, erfasst und sie im wahrsten wörtlichsten Sinne des Wortes: helllichtig macht. Das aber, was ihre Augen auf eine überirdisch scheinende Weise leuchten und brennen macht, sind nicht *„Gold und Perlen und Juwelen“* (der Räuberei-Vorwurf schwebt noch im Raum); nein, es ist etwas halb-Menschliches, Halb-Göttliches, auf jeden Fall jedoch Geschlechtliches: Es ist die *„Mutterlieb, so süß vom Throne, / Zu der Tochter, zu dem Sohne“*. Jetzt wird es doch wieder ein wenig dunkel beim Deuten: Die Mutter auf dem Thron ist natürlich die Gottesmutter Maria, die traditionell von den Zigeunerinnen wie Zigeunern besonders verehrt wird, beispielsweise in den berühmten schwarzen Madonnen (das hätte Goethe sicherlich auch gefallen, dem Farbenlehrer); aber wie kommt Maria zu einer Tochter? Aber warum sollte sie eigentlich keine Tochter haben, die nicht am Kreuz starb, sondern das Los aller Frauen auf sich nahm, jung verheiratet wurde, und wenig wurde fortan mehr von ihr gehört? Schließlich ist Maria nicht nur die Gottesmutter; sie ist die Gnadenreiche, die am Ende von *Faust II* höher steigt als alle Vernunft. Und vielleicht ist die Mutterliebe insgesamt einfach eine *„Gegengabe Gottes“* speziell für die Frauen, die

Schwestern, die, die immer im Dunkeln stehen und die man nicht sieht? Die Zigeunerinnen aber sehen ins Helle, sie sehen das Helle; sie wenden sich ab, geblendet, und dann wieder hin, angelockt von der süßen Mutterliebe, die nicht nur auf „*Thronen*“ wohnt, sondern auch in der „*niedren Hütte*“.

Das Ganze spielt sich im Übrigen in einem Festzug nicht nur vor dem Fürsten samt Hof und Landeskindern, sondern vor der anwesenden Zarin Maria Fedorowna ab, die man damit besonders ehren will; ihrem verstorbenen Ehemann hatte sie acht Kinder geboren, und sie war berühmt für ihr karitatives Engagement. Hellsehende Frauen in Hütten und Palästen? Da sieht man, wo man hinkommt, wenn man ausgestorbene Wörter wiederbelebt.

αωαωαω

Wahrnehmen

Wahrnehmen hingegen schließt sich zwar direkt an im Wörterbuch-Alphabet, das die lustigsten Seitengenossen produziert, aber fällt gleichzeitig deutlich ab. Goethe verwendet es weder besonders häufig noch besonders reflektiert; wenn er das Substantiv verwendet, dann handelt es sich in den allermeisten Fällen entweder um eine Übersetzung oder ein Zitat oder ein Gesprächsnotat von jemand anders. Man hätte meinen können, das Wort hätte Besseres verdient, vor allem im sich immer noch aufklärenden 18. Jahrhundert, das die sinnlichen *Wahrnehmungen* als Basis der Philosophie entdeckte – oder doch eher die Erfahrungen der Sinne? Oder die Perzeption, gesteigert noch in der Apperzeption, dem sich selbst wahrnehmenden *Wahrnehmer*? Und nun gar Goethe, der sich im Sehen, Hinsehen, Beobachten, noch einmal genauer Hinsehen gar nicht genug tun konnte, warum nimmt er so selten wahr? Vielleicht eben deshalb. Denn bei genauerem Betrachten hat das Wort etwas seltsam Passives: Man nimmt etwas – hin, entgegen, auf, wie auch immer: Aber man ist der Nehmende. Kann man so Wahrheit auffassen, einfach im Nehmen? Muss man nicht vielmehr im

Sehen der Aktive sein, im Erkennen der Fragende, im Forschen derjenige, der mutwillig ein wenig am Schleier zerrt und sich nicht mit Wahrheitsbrosamen als Almosen zufriedengibt? *Wahr-nehmen, fürwahrnehmen*: Da sind wir schon beim Glauben! Nein, irgendwie will Goethe das nicht. Natürlich, man ist sich nicht zu schaden, „*Gelegenheiten*“ oder „*Vorteile*“ wahrzunehmen, wenn sie schon dahergelaufen kommen; und es wäre schön, wenn alle einer (mit Genitiv! definitiv!) „*besseren Ordnung*“ wahrnehmen würden. Manches nimmt man auch wahr, ohne dass man es merkt, Stimmungen, Eindrücke, Physiognomien, Verkehrtheiten; und: „*Wo kluge Leute zusammenkommen / Da wird erst Weisheit wahrgenommen!*“ Es ist von niemand Geringerem die Rede als von der Königin von Saba und dem Weisen Salomon, aber gar nicht so sehr im Allgemeinen, sondern in einer konkreten Situation: Die Königin von Saba hatte ein Geschenk mitgebracht, ein täppischer Knecht stieß eine Beule hinein, man flickte es recht sorgfältig, aber Salomo sah es natürlich trotzdem und sprach kluge Weisheit: „*Es können die Eblis, die uns hassen, / Vollkommnes nicht vollkommen lassen*“. Um zu wissen, was „*Eblis*“ sind, schlage man das Goethe-Wörterbuch nach (wie es die Redaktorin gleich selbst tut), und schon ist man klüger, wenn vielleicht nicht sogleich weiser. Aber das war schon das beste *wahrnehmen*-Zitat, um ehrlich zu sein. Der Rest ist Notat und höchstens abgeschriebener Kant oder Aristoteles. Wenn Goethe aber wirklich sagen will, was geschieht, wenn man sich aktiv um die Wahrheit bemüht und dabei auch einen gewissen Erfolg hat: sagt er ‚gewahren‘. Man nehme den Unterschied wahr – oder gewahre ihn besser!

αωαωαω

Walten

Walten. ‚Gehoben‘ nennt man das: Wörter, die kein Alltagskleid haben, sondern nur gesetzt in der Schrift daherschreiten. Meist haben sie deshalb auch einen muffigen Amtsgeruch, oder man spricht sie sozusagen mit gerümpfter Nase. Wenn man sie

überhaupt noch spricht, denn *gewaltet* wird beinahe nur noch im *Schalten und Walten*; das klingt irgendwie hübsch, man sieht gleich vielerlei Schalter fröhlich vor sich hin klackern, so wie in einer altmodischen Telefonvermittlung beispielsweise. Das Staubige hingegen lebt fort in der *Ver-Waltung*, die nun inzwischen beinahe wirklich jede Lebensäußerung überzogen hat mit einer Verordnungskruste, da wird ge-(ver-?)schaltet und verwaltet, dass der Amtsschimmel nur so wiehert! (gerade erst, Anekdote nebenbei, sollte in BW eine Steuer auf den privaten Kuchenverkauf zu Vereins- oder sonstigen förderungswürdigen Zwecken erhoben werden, aber da ruderte sogar das Verwaltungsmonster namens EU irgendwann zurück: man müsse ja nun wirklich nicht päpstlicher als der Papst sein! – dass wir das noch erleben durften...).

Aber die Polemik, so sehr wir sie lieben und gelegentlich recht frei schalten und *walten* lassen in diesen Wortgeschichten, führt erst einmal auf den falschen Pfad. Deshalb, wie gewohnt, zuerst zurück zum Ursprung: Im *walten* lebt natürlich die *Gewalt*, die einmal eine Alleinherrscherin war und schaltete und *waltete*, wie sie Lust und Muskelkraft hatte. Und die Gewalt war bei Gott (nicht bei den Behörden) und Gott war die Gewalt – und als Gott abtrat, übernahmen sie seine Stellvertreter und Amtswalter, das Schicksal, das Glück, der Zufall und am Ende: die menschliche Willkür. Aber schon wieder sind wir vorausgeeilt, Goethe ist derweil noch bei Gott, oder den Göttern, oder dem, was er sehr schön und respektvoll das „*waltende Wesen*“ nennt und durchaus verehrt, im Großen und Ganzen jedenfalls: „*Dies alles müssen wir also in die Hände der waltenden Götter legen, wenn wir nicht besser tun für uns selbst zu handeln, da jene ohnehin genug zu tun haben*“. Na gut, die Götter sind beschäftigt, das Schicksal ist in proaktiven Zeiten auch in den Ruhestand versetzt, und das Glück, ach es lächelt in letzter Zeit nur noch sehr wenigen und eher verschleiert durch den Kriegsstaub und den Saharastaub und die allgegenwärtigen Masken! Zwischendurch nur, so kommt es einem manchmal vor, *walteten* einmal ganz vernünftige Instanzen: das Recht, die Ordnung, die Einsicht, die Klugheit – so wie in Goethes Epos *Hermann und Dorothea*, wo

die bürgerliche Welt in allerbesten Ordnung ist, und Dorothea, eine vernünftige und tätige Frau, sagen darf: „*Alle Felder besorg' ich: der Vater waltet im Hause! Fleißig; die thätige Mutter belebt im Ganzen die Wirtschaft!*“! Steht tatsächlich so da, und nicht umgekehrt (wir sind hier nicht in Schillers *Glocke*, wo die Elemente und das traditionelle Geschlechterbild *walten*): Das Mädel macht die Feldarbeit, der Vater schafft im Hause, und die Mutter obwaltet über alle! Goethe auf dem Felde der Frauen-Emanzipation? Vielleicht hat ja nur das Kunstwerk da *gewaltet* und geschaltet, denn: „*das beste Kunstwerk ... nimmt uns unsre Willkür, wir können mit dem Vollkommenen nicht schalten und w. wie wir wollen!*“ Da schimmert gar nicht wenig Gott durch, aber der Gedanke ist auch nicht neu. Die Redaktorin hätte übrigens gewettet, dass ‚verwalten‘ als Bastard des heruntergekommenen *Waltens* ein neues Wort ist, das Goethe vielleicht gar noch nicht kannte – aber so kann man sich täuschen! Unser aller Grimm sagt nämlich, dass ‚verwalten‘ ein geradezu uraltes Wort ist; natürlich mussten Reiche schon immer verwaltet werden, sie wurden auch verwest (andere Wortgeschichte), und die Redaktorin hat ihre blauäugige Wette verloren, Recht geschieht es ihr! Man kann ja nicht einfach mit Wörtern schalten und *walten*, wie man will. Auch wenn das ziemlich menschlich ist, geradezu eine Definition beim Meister: „*Der Mensch begehrt alles an sich zu reißen, um nur nach Belieben damit schalten und walten zu können!*“! Geht aber gar nicht, selbst wenn Mensch sich noch zu sehr als Gott und Sachwalter seines eigenen Schicksals und Herr über die Sprache wähnt: „*der Mensch scheint nur sich zu gehorchen, sein eigenes Wollen walten zu lassen, seinem Triebe zu fröhnen, und doch sind es Zufälligkeiten die sich unterschieben*“. Niemand *waltet* allein für sich, niemand west für sich, niemand ist eine Insel.

Die Natur allerdings, sie muss man *walten* lassen, da sie die größte anzunehmende Walterin überhaupt ist: „*Im Reich der Natur waltet Bewegung und Tat*“, immerdar. Denn überall wo Tätigkeit ist, da wird *gewaltet*; wird beherrscht, geherrscht, geordnet, gelenkt, gesteuert, ob mit Recht oder Unrecht, mit Gewalt oder Verwaltung oder Vergewaltigung, mit Recht oder Unrecht, mit Zufall oder Zielen – ist der Natur ziemlich egal.

Deshalb, so Goethe als alter Fatalist, *lasse* man eben *walten*, da man es sowieso nicht ändern kann und verwaltet wird von der Geburt bis zum Tod („*Gott walt's*“, sagte man früher, und meinte: Er wird es schon richten; heute würde man höchstens noch zu sagen wagen: *das walte Google!*). *Walten und Walten lassen*, das ist nämlich Goethes eigentliche Lebensmaxime: „*So blieb das Resultat von allem meinem Sinnen und Trachten jener alte Vorsatz, die innere und äußere Natur zu erforschen, und in liebevoller Nachahmung sie eben selbst walten zu lassen*“. Und das ist letztendlich das Schöne am *walten*: Es tritt praktisch niemals in Verbindung mit dem ‚Ich‘ auf. Etwas anderes *waltet*, nicht wir selbst. Selbst heute, in den Zeiten der galoppierenden weltspannenden Heiligsprechung des freien und totalen Individuums sagt immer noch keiner: „*Ich walte!*“ Es *waltet* nämlich; und das Ich kann nur *walten* lassen (aber das ist, so paradox das klingt, eben auch: eine Tätigkeit).

αωαωαω

Vorüber-

Im Vorübergehen erledigten wir dann *vorüber*. Nein, nicht besonders lustig, die Sprachspielereien nehmen wahrlich überhand, aber man kann sie sich nicht verkneifen, und schon möchte die Redaktorin wieder nachsehen, ob Goethe auch ‚verkniffen‘ hat, sich oder anderen, oder ob das Kneifen noch schön handgreiflich beim Konkreten war! Das aber nur *vorübergänglich*, und das ist in seiner umständlichen Länglichkeit so unvorübergänglich, dass es hier ausgehoben sei! *Vorübergänglich* nämlich bekommt man etwas geliehen – zum Beispiel: Faust von den Göttern eine „*wundernswürdige Gestalt, erhabnen Anstand, lebenswerte Gegenwart*“ – das schönste männliche Wunschdenken in voller Blüte, und kein Wunder, dass die schöne Helena gleich dahinschmilzt! Aber alles nur geliehen, wie überhaupt das Leben schlechthin das ist, was *vorübergeht* – nicht vorbei, das wäre zu profan!

Bevor wir aber derart den Tiefsinn im Vorübergehen schürfen, ein paar trockene Befunde von unseren Vorübergängern, den Grimmschen Brüdern nämlich: „*vorüber verbindet sich in unerschöpflicher fülle mit verben, die entweder selbst eine bewegung im raume oder einen verlauf in der zeit bezeichnen, ferner aber auch mit solchen, die eine derartige vorstellung irgendwie zulassen. Kühnere bildungen*“. Kühnere Bildungen, wie wunderbar, nicht nur bei *Faust*, sondern auch im Wortgewordenen, Sprachverliehenen! Und außerdem sind wir doch schon hier beim Tiefsinn, nämlich: Ordentliche Verben gehen im Raum und in der Zeit, und da geht kein Weg kann vorbei, außer dem: ins Übertragene, Bildliche, *Vorübergehend* dem Begriff Ausgeliehene! Freund Adeling sieht einen gewissen räumlichen Vorsprung, wohl mit Recht; die Ausleihe an die Zeit ist dann schon fast figürlich, denn wenn die Zeit *vorübergeht*, dann tut sie das im Kopfe der Betrachterin; hart aber gehen die Sachen vorüber im Raume und kneifen sich. Ein wenig lustig und befremdlich ist dann das sonst sehr verlässliche *Deutsche Digitale Wörterbuch*, es meint nämlich im Gegensatz zu allen seinen Vorgängern, *vorüber* sei der umgangssprachliche Vetter von *vorbei*, und natürlich sagen wir alle die ganze Zeit: „*Sieh, du fuhr schon wieder ein Auto vorüber! Reg dich nicht, alles geht vorüber! Vorüber ist Vorüber!*“ Na gut, keine Ahnung, wie sie darauf kommen.

Beinahe genauso rätselhaft ist die sonst so hilfreiche und hypothesenträchtige (Hypothesen sind ‚Vorüberzeugungen‘, da kommen wir gleich noch hin) Verlaufskurve: Sie hat nämlich zwei Senken, gleichmäßig bei 1700 und 2000, und zwei Peaks, gleichmäßig bei 1600 und 1800. Die Täler sind gar nicht so untief. Warum nur? Na gut, die Gegenprobe ergibt ein nur schwaches Spiegelverhältnis zu *vorbei*, aber immerhin: Vielleicht wechselt die Umgangssprache ja im Jahrhundertrhythmus ihre Favoriten, und während um 1600 die allgegenwärtige Vergänglichkeit ein *vorüber* vorzog und um 1800 der deutsche Idealismus im Vorübergehen ein metaphysisches Schlachtfeld verließ, war um 1700 einfach alles *vorbei*. Wie um die Jahrtausendwende, von der man ja Schlimmes fürchtete, es kam dann auch, aber mit ca. zwanzigjähriger Verspätung, und dass Covid

jemals vorbei geht, glaubt auch keiner mehr, höchstens zieht eine neue Variante verheerend *vorüber*.

Ach, *vorüber*, es sagt sich ja auch so schön dreisilbig, man sieht in jeder Silbe sozusagen eine Zeitebene vorbeihuschen, und die Gegenwart ist wie immer die kürzeste von allen. Ob die Zeit dann im Einzelnen – *vorübereilt, fährt, fliegt, flieht, fließt, führt, geht, gleitet, rauscht, rennt, rollt, schleicht, schwebt, streicht, wandelt, zieht*: Ist gar nicht so uninteressant, wie man meinen sollte, auch wenn der Effekt ein wenig immer dasselbe ist, nämlich: „*Sie haben schlecht gespielt, und hundert Schweinereyen gemacht, am Ende war freylich das Stück vorüber, wie wenn einer nach einem Reh schösse es fehlte und durch ein ohngefähr einen Hasen träfe*“. Nein, Goethe meint nicht das Leben im Allgemeinen, sondern eine Aufführung eines seiner leichtfüßigeren Theaterstücke im Besonderen, aber klingt es nicht ein wenig wie –? Ja gut, manchmal ist Goethe auch nur prosaisch vom jährlichen Kuraufenthalt zurückgekommen, was eine minimal erhöhte Bedeutung hat, weil die Redaktorin es beinahe von sich sagen könnte: „*Meine Tage [in Karlsbad] sind gesund und froh vorübergegangen*“! Aber es war nett in Karlsbad, überall Goethe, zum Beispiel das *Goethe Beerhouse*, zentral in Karlsbad an der *Alten Wiese* gelegen, sogar ein paar Kutschen trotten noch übers Pflaster vorüber, und das Wasser zischt übelriechend aus den Quellen, wie sich das gehört. Aber dann muss man doch zurück, die Redaktions-sitzung wartet, das geht alles vorbei, und am Ende sind alle wieder „*der Nichtigkeit vorüberfliehender Stunden ausgesetzt*“.

Die *conditio humana* ist eine *vorübergängliche*, aber wir wollen nicht schon wieder auf einem melancholischen Grundton enden: „*Und dann ist die Zeit von der Art, daß ich sie immer erst gern eine Weile vorüberlasse, um zu ihr oder von ihr zu sprechen*“. Vielmehr raffen wir uns auf, zu etwas geistiger Gymnastik und dem Goethe'schen Prinzip der Polarität und Steigerung, einem schwierigen, schwierigen Gedanken, den man keinesfalls *im Vorübergehen* erhaschen kann, sondern dem man ein wenig nachschleichen muss, um ihn am Ende, sogar, im eigenen Leben zu erkennen (das aber ist allerhöchste geistige Gymnastik).

Denn im Blick auf seinen eigenen Körper im hohen Alter, im Blick auf die einst so vollen Lippen, den einst gemsengleich springenden Fuß, und auch: „*Jene Hand, die gern und milde, / sich bewegt, wohlzutun, / Das gegliederte Gebilde / Alles ist ein andres nun*“. Denn Identität ist, wie man heute gern sagt: fluide, aber im wirklichen und Wortsinne des fließenden: „*Und was sich an jener Stelle / Nun mit deinem Namen nennt, / Kam herbei wie eine Welle, / Und so eilt's zum Element*“. Deshalb, und nun die gar nicht vorübergängliche conclusio: „*Laß den Anfang mit dem Ende / Sich in eins zusammenziehn, / Schneller als Gegenstände / Selber dich vorüberflieh'n*“. Selber dich vorüberfliehen? Nee, nicht einfach zu denken. Man versuche es, in Gedanke und Tat. Es könnte eine gute Vorübung sein, das Wort taucht mitten im vorüber-Strom auf, genau wie die Vorüberzeugung, die ein schönes, datengesättigtes Vor-Urteil im besten Sinne ist. Denn der Mensch ist wie der vorübernde Most, „*der gährend sich vom Schaum geläutert, / Er wird zum Trank, der Geist und Sinn erheitert*.“ Ziemlich kühn gedacht, oder?

αωαωαω

Weich

Weich: Goethes Adjektive, wir sagten schon das eine oder andere dazu. Nun also *weich*, was im ersten Anlauf eher weichlich anmutet, ‚Weichmacher‘ und ‚Weicheier‘ feuert das Assoziationsvermögen ab, aber ein kleiner Unterton flötet schon dazu, in *weichen* Tönen natürlich: Aber sind *weich*-nachgiebige Betten nicht etwas wirklich Feines? Ein *weich*-flauschiges Kuscheltier nimmt man gern in den Arm, und harte Lippen will man nicht küssen, und warum gibt es eigentlich keinen ‚Hartling‘ zum ‚Weichling‘? Geschlechteruntertöne sowieso, und die Nähe des *Weich-Weichlichen* zum *Weiblich-Weibischen* will nicht recht zufällig erscheinen; *weiche* W's paaren sich mit noch *weicheren* ch's, und sogar das „ei“ macht noch eher einen *weichen* Mund als das harte „a“ des Harten. Die Sprache ist nicht gerecht, noch nicht mal geschlechtergerecht, und schon gar nicht politisch

korrekt, sondern klingt und schwingt mit, wie sie will, zumindest für die *weich* Mitfühlenden unter uns Sprachfreundinnen.

Und die Sprache ist auch immer gerecht oder hat zumindest immer Recht: Denn sie denkt nicht vom Sollen her, das sich der Härte des Begriffs unterworfen hat, sondern vom Sein, und das Sein ist Tätigkeit, und das Wort kommt vom Verb („*Am Anfang war die Tat*“, zu diesem Schluss kommt der Wortdrehsler Faust, und danach geht es hart zur Sache). Und *weich* kommt von der Tätigkeit des ‚weichens‘, ausweichen, weggehen, abhauen, und das mag zwar ebenfalls in unseren erneut kriegsbegeisterten Zeiten nicht in hohem Kurs stehen, aber hat so manchem das Leben, die Beziehung, den Verstand gerettet hat: Der Klügere gibt nämlich nach, so *weich* kann die Klugheit sein! ‚Hart‘ hingegen kommt – aber da streiten die Etymologen mal wieder – vom Verb ‚kart‘? für hauen, zerstechen, wofür man ein hartes Schwert braucht und keinen *weichen* Plüschwedel. Tatsächlich sind, so weiß auch unser aller Grimm, *weich* und ‚hart‘ sogar Grundworte, Urerfahrungen vor aller Sprache, genauso wie ‚kalt‘ und ‚warm‘: Sie werden unmittelbar empfunden, und zwar vor allem durch den philosophisch weitgehend vernachlässigten (wohl zu *weichen*) und gleichzeitig dem organisch umfassendsten Sinn des Menschen, das Gefühl nämlich: Die Haut weiß, was sie will, und das ist meistens *weich* (siehe Betten, Lippen, Kuscheltiere).

Aber während man sich so durch die Belege durcharbeitet und die Bedeutungsbreite sich immer mehr ausweitert (ausweicht), merkt man, dass *Weiches* auch mit den Augen wahrgenommen wird – auch wenn es dabei ein wenig ins Übertragene ausweicht, wie es alle Worte schon kurz nach ihrer Geburt so gern tun. *Weiche* Linien sehen wir oder harte Umrisse; und Goethe spricht gern vom „*weichen Pinsel*“, der eben nicht nur ein bestimmtes Produkt der Bürstenbranche ist, sondern, nimmt *pars pro toto*, eine *weichere* Malweise impliziert, einen neuen Stil, eine andere Wirkung, weitab vom harten Kontur, bei dem sich die Dinge im Raum stoßen; nein, sie fließen *weich* ineinander über, das stiftet die Farbe, gern auch in *weichen* Farbtönen.

Goethe kennt sich auch aus mit „*weichen Holz*“, was der Praktiker für bestimmte Dinge eben braucht, wenn er lieber *weiche* Bretter bohren will. Wir sehen und fühlen, ob ein Käse *weich* ist oder ein Bett, die Lippen oder die Weichtiere (trotzdem will natürlich niemand Mollusken knuddeln, *weich* und *feucht* ist nämlich gar nicht so kuschelig).

Und schließlich, damit die Sinne schön im Verein bleiben, der erst den *common sense* des Verstandes präludiert: *Weiches* kann sogar gehört werden! Schon lange gilt Moll in der Musiktheorie als die *weiche* Tonart (hat zu tun mit Abständen zwischen den einzelnen Noten), aber jeder kann das hören, in den molligen Klassikern ebenso wie in den molligen Pop-Balladen, und Modulationen von der harten in die *weiche* Tonart und zurück rühren die Weichmütigeren (welch schönes Wort! und wiederum: es gibt keine Hartmütigen!) unter uns leicht zu Tränen, ohne ganz genau zu wissen warum. Irgendetwas kitzelt *weich* im Ohr, und die Tränen purzeln aus den Augen, und das Herz wird ganz *weich* in der Brust – genau, denn dahin wandert das *Weiche*, nachdem es die Klaviatur der Sinne durchgespielt hat, *weich* verfließend in Moll natürlich und mit *weichen* Übergängen und einem super-weichen Anschlag auf einer „*Nonnenorgel*“ (interessantes Wort, eine *weiche* Orgel ist nämlich eine Nonnenorgel, wahrscheinlich klingt sie nicht ganz so mächtig-wuchtig wie ihr großer Bruder?).

Wenn dann genug *weiche* Bretter gebohrt und Steine *erweicht* sind (es gibt auch harte und *weiche* Steinarten, ehrlich, Marmor ist eher *weich*), wenn das *weiche* Klima mit *weichem* Regen übers Land gezogen ist und *weiche* Nebel hinterlassen hat; wenn der *weiche* Käse gegessen und das *weiche* Lager wehmütig verlassen, weil die *weichen* Lippen jetzt Labello brauchen – dann wandert das *Weiche* ins Gemüt und färbt dort Stimmungen und Gefühle ein; der *weichste* Mensch nämlich ist der beste Mensch, so ganz hat das Lessing nun nicht gesagt, aber das bringt uns zu der interessanten Frage: Fällt ein *weiches* Herz auch *weichere* Urteile? Ist eine *weiche* Natur die impressiblere, die den Eindrücken nachgiebigere und damit auch die aufnahmefähigere?

Elisabeth im Götz, wo auch die Frauen nicht direkt vor harten Worten zurückschrecken: „*Die Wohltätigkeit ist eine edle Tugend, aber sie ist nur das Vorrecht starker Seelen. Menschen, die aus Weichheit wohltun, immer wohltun, sind nicht besser als Leute, die ihren Urin nicht halten können*“. Ein hartes Wort, aber wie wohltuend! Und immerhin gesprochen in einer Zeit, die gerade die ‚Empfindsamkeit‘ als neue Tugend erfunden und moralisch aufgeladen hatte, Hochsensible auf einmal an jeder Straßenecke, und nicht nur die Frauen und die Jungen, deren Vorrecht von eh und je her ist, eben *weiche* Naturen zu sein – was man, bevor man nun wieder in eine stereotype Stereotypenkritik verfällt, mal schön wörtlich lesen sollte: Denn das *Weiche* ist, von seiner sinnlichen Abstammung her, nicht nur das Schlecht-Nachgiebige, Willenlose, sondern eben auch: das Formbare, das Zukunftsoffene, das Nicht-Totalitär-Erstarrte. Später verhärten wir alle, das Schicksal legt sich wie ein Panzer über uns (wir nennen das Ergebnis dann: ‚Persönlichkeit‘ und versuchen verzweifelt, darauf stolz zu sein), das harte, kalte, blutarme Alter tut den Rest: Am Anfang waren wir *weiche* Knuddelwesen, und am Ende sind wir spröde Menschenstöcke. Da hilft aller *weicher* Regen nicht, nicht der Weichspüler in der Waschmaschine oder im gehirnerweichenden Radio-Endlos-Pop-Programm, nicht die „*allzuweiche Regierung*“ (egal, welche Koalition wir gerade haben, Goethe war immer schon da) und schon gar nicht die *allzuweichen* Sitten, aber damit fangen wir gar nicht erst an, sonst kommen wir leicht ins allzuharte Milieu des allgegenwärtigen Kulturkampfes.

Man könnte jetzt mit dem Känguru sagen, das auch eher ein Freund harter Worte ist bei einem weichen anarchistischen Knuddelkern: „Weich, hart, das sind doch auch nur bürgerliche Kategorien!“, und wie recht es wieder hat! Oder die Dialektik des harten Umschlags des Allzuweichen vorführen; nennen wir es: die Katastrophe des allzuweichen Herzens, das mit allem mitfühlt und daher keinem mehr helfen kann, zu sehr ist es mit wollüstigen Zerfließen im Selbstgenuss beschäftigt (ja, ein wenig polemisch, aber die Redaktorin hat auch *weiche* Seiten! *Weichkäse*, zum Beispiel, mag sie ziemlich gern; oder *weiche*

Betten; am liebsten aber mag sie *weiche* Überzeugungen, schön biegsam und anschniegssam an die Dinge, die sich hart genug im Raume stoßen). Wir zitieren aber lieber ein viel zu wenig zitiertes Goethewort, es ist ein wenig enigmatisch, ziemlich oxymoronisch, man könnte auch sagen: widerspruchsmutig. Na gut, es spricht über die bildliche Darstellung biblischer Gestalten, nicht direkt ein Thema, das unserer Zeit auf den Nägeln brennt; aber es spricht andererseits auch über einen Idealmenschen, einen „*Canon*“ im antiken Sinne nämlich: die Vereinigung vieler Einzelschönheiten in einem perfekten Ganzen. Adam, der biblische also, vermählt mit der naschhaften Eva und Vater eines mörderischen Kinderpaares (Kain und Abel), sei darzustellen „*nicht wie der Heldenmann, sondern wie der fruchtreiche weichstarke Vater der Menschen*“. Lassen wir den Helden-Mann kurz beiseite, die Helden-Frau basteln wir uns später dazu; und bleiben wir bei der schönen Kopplung des „fruchtreichen“ (= Vater des ganzen Menschengeschlechtes, wenn auch zunächst nur von zwei mehr oder weniger missratenen Söhnen) mit dem „weichstarken“: Ist das nicht wahrhaft schön und klug gesagt? Denn das *Weiche* ist das *Starke*, und das *Starke* ist das *Weiche*, eines durch das Andere (das *weiche* Wasser höhlt den Stein, sagen die Chinesen, die sowieso viel besser mit Widersprüchen können als der schwarz-weiß-hart-*weich*-gestrickte Westen). Und Eva ist, das sagt die Redaktorin und nicht Goethe, die fruchthtragende starkweiche Mutter der Menschen dazu. Im Übrigen hatte Albert Dürer das Bild dazu schon lange gemalt, und sogar die Tiere darauf changieren auf unnachahmliche Weise zwischen dem *Weichen* und dem *Starken* (das nicht das *Harte* ist, ja, die Analogie hinkt – aber es gibt schließlich auch keinen ‚Starkling‘).

αωαωαω

Scholastisch

Scholastisch und seine Abkömmlinge: Natürlich schimmert die Schule selbst für die nicht humanistisch Gebildeten durch, und

so kann der Schimmer täuschen: Der griechische Wortstamm *scholastikos* ist nämlich eigentlich derjenige, der sich seiner Muße hingibt, sie also: für Bildungs- und nicht Erwerbstätigkeiten opfert – nee, nicht opfert, falsches Wort, Erwerbsarbeit hatten die antiken Bildungsväter sowieso nicht nötig, dafür gab es schließlich Sklaven! Und eigentlich waren wir ja auch von der Schule ausgegangen, in der man bekanntlich für selbige lernt und nicht für das Leben – und ist es nicht psychologisch hochinteressant, dass ausgerechnet dieses Bildungswort lieber schnell umgedreht wurde, gerade von den Propagandisten der humanistischen Bildung? Tatsächlich meinte es aber Seneca in seinem Brief an seinen Schüler Lucilius schon genau so, er schreibt nämlich, und das muss einfach mal zitiert werden, seiner ganz unscholastischen Zeitgemässheit halber: *„Kinderspiele sind es, die wir da spielen. An überflüssigen Problemen stumpft sich die Schärfe und Feinheit des Denkens ab; derlei Erörterungen helfen uns ja nicht, richtig zu leben, sondern allenfalls, gelehrt zu reden. Lebensweisheit liegt offener zu Tage als Schulweisheit; ja sagen wir's doch gerade heraus: Es wäre besser, wir könnten unserer gelehrten Schulbildung einen gesunden Menschenverstand abgewinnen. Aber wir verschwenden ja, wie alle unsere übrigen Güter an überflüssigen Luxus, so unser höchstes Gut, die Philosophie, an überflüssige Fragen. Wie an der unmäßigen Sucht nach allem anderen, so leiden wir an einer unmäßigen Sucht auch nach Gelehrsamkeit: Nicht für das Leben, sondern für die Schule lernen wir“*. Das lesen wir genau und denken bei Gelegenheit genau darüber nach (vor allem über den wunderbaren „Luxus der Philosophie“).

Jetzt aber wenden uns endlich wieder der *Scholastik* bei Goethe im Besonderen zu, der, natürlich, keiner ihrer Freunde war: Eine Angelegenheit mittelalterlichen Mönchswesen, *sophisticated* im schlimmsten Wortsinne, und das aus zwei Gründen: Denn nein, die mittelalterlichen Gelehrten, die ihren wiederentdeckten Aristoteles ausbuchstabierten und ihn mit der Bibel zu verheiraten suchten; die Mönche, die Schulen und dann sogar Universitäten gründeten, in denen man das richtige, schulgemäße, nach Regeln verfahrenende Denken gründlich lernte und in Disputationen erprobte; diejenigen Mönche, die dabei die

Kunst der Dialektik entdeckten und Systeme bauten, bei denen sogar die Engel ihren wohldefinierten hierarchischen Platz fanden – nein, die Redaktorin muss den Satz neu beginnen, zu unscholastisch-assoziativ hat sie sich vergaloppiert. Worum es eigentlich ging, war das Goethe'sche erste Argument contra – oder doch pro? – *Scholastik*: Es hebt ab auf die Erfindung und Verfeinerung methodischen Denkens als Wissenschaft, von mittelalterlichen Mönchen, die man sich gern ein wenig à la *Im Namen der Rose* und im Leibbilde von Sean Connery vorstellen kann. Und das klingt ja auch wie eine gute Sache, Denken lernen war noch nie falsch, es ist eine unterschätzte Kulturtechnik, von der aber heute immer noch Leute glauben, sie sei so angeboren wie – sagen wir der Trieb zum Geldverdienen? oder zum Wohlleben? –, die auch als Hochleistungssport betrieben werden kann. Dann aber führt sie, und das sah Goethe, der das Denken als Werkzeug schätzte, es aber nicht damit übertrieb, ziemlich geradenwegs zu Weltentfremdung, Pedanterie, Dogmatismus. Deshalb machte er das *scholastische* Denken sogar für den revolutionären Zeitgeist verantwortlich: „*Bloß die Naturwissenschaften lassen sich praktisch machen und dadurch wohlthätig für die Menschheit. Die abstracten der Philosophie und Philologie führen, wenn sie metaphysisch sind, ins Absurde der Möncherei und Scholastik, sind sie historisch, in das Revolutionäre der Welt- und Staatsverbesserung*“.

Deshalb soll man es mit dem Denken nicht übertreiben, und mit dem methodischen schon gar nicht; wie man es eben mit gar nichts übertreiben soll, und diese nur vermeintliche Trivialität kann man gar nicht oft genug sagen, sie ist sozusagen übertreibungsresistent (nee, ist sie nicht; aber die Redaktorin will einen Punkt machen). Deshalb ist der *Scholastiker* die eine Seite der Medaille, und die andere ist der freie Geist (nicht etwa der Nicht-Denker oder der Denkfaule). Weshalb natürlich Newton der ultimative *Scholastiker* ist für Goethe: Seiner ultimativen (oder doch eher ein wenig: unterstellten?) Alleinherrschaft im Reich der Farben wegen, die von seinen Schülern brav weitergetragen wird und keinerlei – nee, nicht Revolution, sondern: begründeten, aber auch substantiellen, an den Fundamenten

kratzenden Widerspruch zulässt. Wenn Newton sagt, so wurde Licht, dann ist das das Evangelium! Was er, also Goethe, hingegen an einem neueren *Scholastiker* nicht naturwissenschaftlicher, sondern philosophischer Couleur, also: beispielsweise an Fichte (und an Kant) kritisiert, ist nicht primär ihre Methodik, sondern ihr – na gut, sagen wir es: Verhaftetsein an metaphysischen Grundsätzen, die eben nur – gesetzt sind, wie das Ich sich selbst setzt, aber niemals, niemals, niemals, an irgendeiner Erfahrung überprüft werden können, weil sie diese ja schließlich, Vorsicht, Wortwitz! er-setzen; oder ab-setzen. Das transzendente Ich hat keine Zahnschmerzen, kann keine Zahnschmerzen haben!

Das ist Metaphysik, und die Redaktorin ist ein wenig stolz darauf, dass sie diesen Aphorismen gerade er-funden hat: Metaphysik ist, wenn man niemals Zahnschmerzen im Denken haben kann. Farbenlehre aber ist, so Goethe, nichts jenseits der Erfahrung; keine Naturlehre, die etwas auf sich hält und nur ein wenig bei der Natur in die Lehre gegangen ist, kann jenseits der Erfahrung sein, und schon ein Mikroskop oder ein Fernrohr sind logischerweise der erste Sündenfall (natürlich benutzt sie Goethe trotzdem, denn man soll es mit Prinzipien, sagten wir es schon? niemals übertreiben). Farbenlehre jenseits dessen, was das Auge natürlich sieht, jenseits der künstlichen Sprache der Mathematik, die auch niemals, niemals, niemals Zahnschmerzen hat, ist Dogmatik, nicht nur mittelalterliche, sondern allzeit-menschliche. Beides zusammen aber, metaphysisches Fundament + (ausschließlich) logischer Überbau, das ist es erst, was die wahre *Scholastik* macht, die da war in der Antike, bei den mittelalterlichen Mönchen, bei Descartes, Newton, Fichte und Kant, und die da ist – na gut, nehmen wir die große Verallgemeinerungs-Patsche: bei den Idealisten und Rigoristen aller Zeiten, die nicht nur meinen, die Wahrheit gepachtet zu haben, sondern auch noch ihre allzeitige Begründung, ihre alleingültige Darstellungs- und Ausdrucksform und die sich daraus ergebenden Folgen für jetzt und immerdar.

Der kernliberale Goethe aber, und dafür liebt die Redaktorin ihn in zunehmend dogmatisch-illiberal-revolutionär werden-den Zeiten jeden Tag mit oder ohne Zahnschmerzen immer mehr (Revolutionäre haben auch niemals Zahnschmerzen, man stelle sich Robespierre mit Zahnschmerzen vor! Dafür gibt es schließlich die Guillotine!), hält den Dogmatismus für ganz natürlich, eine Art wiederkehrende Virusinfektion des Geistes durch die allergrößten Idealisten: *"In der Kultur der Wissenschaften haben die Bibel, Aristoteles und Plato hauptsächlich gewirkt, und auf diese 3 Fundamente kommt man immer wieder zurück. 'Neuplatoniker' sagt man, also Rückkehr auf den Plato. Scholastiker, und daß Kant wieder die Scholastik bringe, also Aristoteles. Jetzt Rückkehr zur Bibel. Man kann aus diesen Elementen nicht heraus, und so ist es lächerlich, wenn die Menschen sagen, die Scholastik kehre wieder, Aristoteles oder Plato."* Goethe kehrt auch immer wieder, zum Glück. Jedenfalls mag sich die Redaktorin, die nun auch ihre Vorbehalte gegen Aristoteles, Platon und die Bibel haben mag (nicht aber gegen Goethe! ein wenig innere *Scholastik* muss sein!), nicht vorstellen, was passieren würde, wenn sie nicht wiederkehren, in holder Drei- oder Viereinigkeit und ergänzt durch die ein oder andere Geistesmutter vielleicht.

Und im Übrigen, für alle diejenigen, denen dieser Artikel mal wieder zu sprunghaft, unmethodisch oder eben: unscholastisch geraten sein mag: Die Redaktorin könnte ihn auch auf Anfrage *scholastisch* formulieren, das würde an seiner Substanz nichts ändern. Denn so geht Konsistenz im Denken, und eine andere gibt es sowieso nicht.

αωαωαω

Wagen und Wägen

Wagen, wagen und wägen. Die antiken Götter waren ziemlich autophil. Ständig unterwegs auf *Wägen*: Jeden Tag betankte Helios seinen Prachtwagen mit Sonnenenergie, bevor er mit ihm loszog, die Sonnenpferde schon ganz hibbelig; kurz grüßte er zu Venus mit ihrem Muschelwagen hinüber, sie war aber noch

ein wenig schläfrig, oder hatte sie heute den Taubenwagen genommen? Medea rauscht im Drachenwagen vorbei, das war eine ganz Gefährliche! Vielleicht sollte er auch einmal etwas Schickes, Neues bei Hephaistos in Auftrag geben, vielleicht etwas mit – ach, dem Ingenieur würde schon etwas einfallen. Derweil stritten eine Ebene tiefer die Heroen, einer schöne und heroischer als der andere, und wie sie ihre Streitwägen führten, die Zweispänner, die Vierspänner gar, im Krieg wie auf der Rennbahn! Ach, es war eine Wonne, kein Wunder, dass sich die Künstler in sie vernarrt hatten und sie abbildeten, wo sie eben ein Plätzchen fanden; den Körper gespannt, die Zügel fest in der Hand, den Blick hochkonzentriert!

Goethe, übrigens, um nun endlich vom Olymp herab zu steigen und nach Weimar zu kommen, schätzte Rennbahnen. Und natürlich hatte er, später jedenfalls, einen eigenen *Wagen*, man kann ihn heute noch sehen in Weimar. Als junger Mensch war er aber viel geritten, und er war auch nicht direkt fußfaul gewesen. Als er alt ist, lässt er sich jedoch gern einmal am Tag, meist Mittags, gern mit Ottilie, ums Webicht fahren, man kommt raus, die Pferde bekommen Bewegung, und es hat etwas von Promenade. Seinen *Wagen* stellt er auch gern anderen zur Verfügung, Einladungen an seine Stammgäste zum üblichen frugalen Familienmahle (Butterbrote, wie man hört) sind häufig von entsprechenden Angeboten begleitet, und meist will er ja auch was von den solchermaßen oft etwas ultimativ Geladenen: Rat, Unterhaltung, Belehrung, Teilnahme – der mit so vielen Pflichten, meist schriftlicher Natur gefüllte Tag, verlangt nach Pausen, die jedoch genauso straff geplant sind wie die Arbeitsstunden, bis ins hohe Alter hinein. Keine Wagestücke mehr, schon gar keine Waghalsigkeiten oder Wagemütigkeiten allerdings, dass ist das Vorrecht der Jugend, der wagseligen (nein, nicht Goethe, Redaktorin)!

Nun gut, die Verwandtschaft zwischen dem rollenden *Wagen* und dem kühnen *Wagnis* scheint eher zufällig entfernt, interessanterweise sind aber beide Gefährdungsakte: Wer sich in den Verkehr *wagt*, kann darin umkommen, auch wenn das

Bewusstsein, dass man dort eigentlich permanent sein Leben *wagt*, noch nicht einmal im Unterbewusstsein ordentlich präsent ist. Zudem fordert der Alltag so viele *Wagnisse*! Verliebte *wagen* es nicht sich anzusehen (Eduard und Ottilie in den *Wahlverwandtschaften*, vielleicht hätten sie es ja doch tun sollen, am besten ohne rosarote Brille?); Goethe *wagt* nach Krankheiten nicht das Bett zu verlassen, und gar niemand *wagt* es, ihm die Nachricht von Schillers Tod zu bringen (es ist nur erste in einer langen Folge von Todesnachrichten, bis hin zu seinem Sohn im August 1830 im fernen Rom); aber leider *wagen* sich viel zu viele nur witzige Köpfe an Arbeiten, die eigentlich dem Genie zukommen. Denn die wahren *Wagestücke* der Goethezeit, das sind – neben dem einen oder anderen *experimentum crucis* natürlich, und den größeren Torheiten der Revolution und der napoleonischen Kriege: die Veröffentlichungen literarischer Texte. Die Kritikermeute wartet schon, das Publikum will Blut sehen, aber: Wer nichts *wagt*, der nichts gewinnt, und Plattitüden gelten durchaus auch in der Welt der Kunst, die sich gerade anschickt, eine Avantgarde zu werden! Ein *Wagestück* war der *Götz* mit seinem berühmten Zitat; der *Werther* mit seinem öffentlichen Selbstmord; waren, noch mehr, die *Metamorphose der Pflanzen* oder gar die *Farbenlehre* mit ihren unorthodoxen Ansätzen; waren die *Xenien* mit ihren polemischen Angriffen; war, das gewagteste *Wagnis* überhaupt, *Dichtung und Wahrheit* (die Offenlegung des eigenen Lebens in seinem ganzen komplizierten Gewebe vor der ganzen Welt); war, aber hier gehen die Superlative aus und das Verwegenste des *Gewagtesten* streift es kaum: *Faust, der Tragödie zweiter Teil*, ein *Wage-Stück* durch und durch.

Ach, Goethe war nicht nur ein jugendlicher *Wagehals*, er war es bis ins hohe Alter, und den Hals gerettet hat ihn nur - dass er auch ein *Wägehals* war. Nun gut, keine besonders gelungene Wortschöpfung, aber sie wurde gerade gebraucht, die *Wägehäse*, denn neben dem *wagen* wohnt das *wägen*, schwer zu unterscheiden allerdings vom *wiegen*. Wenn wir unser aller Grimm richtig verstanden haben, ist die gemeinsame Wurzel beider das *wegen*: für etwas, das sich seinen Weg bahnt, eine

Richtung nimmt, hin und her wogt und wiegt und niemals stillsteht. Davon kommen das *wiegen* wie das *wägen*, die Feinheiten der grammatischen Unterschiede in der Flexion ersparen wir uns, prinzipiell kann man sagen, dass die Oberdeutschen eher *wiegen* und die Niederdeutschen eher *wägen*, lange schwankt die *Waage* (genau, das zugehörige Substantiv, dahin kommen wir noch) unentschieden, sie wiegt sich hin und her zwischen den beiden Schalen, *wiegen* hier, *wägen* dort – und dann, aber das ist mehr ein Sprach-Bauch-Gefühl, wird das *wiegen* das eher objektive Komplement im Siegeszug des Wieg- und Mäßbaren, das man auf konkrete *Waagen* legen kann, es müssen ja nicht immer Goldwaagen sein; und das *wägen* nimmt sanft die Abbiegung ins Übertragene, wo auf den Schalen immer abstraktere Dinge liegen, nicht Krämerzeug oder Gasatome, sondern Worte, Überzeugungen, Ideen, Schicksale. Wohlgewägt ist halb gewonnen, ist die Redaktorin geneigt zu sagen, die es bekanntlich hat mit dem bedächtigen *Abwägen*, dem Hin- und Herwägen der Argumente, dem *wäglichen* Umgang mit ihnen und dem so schwer zu lernenden Wägungsakt, der die Urteilskraft ist: Kompetenz im handlungsorientierten *Abwägen*, so könnte man vielleicht sagen. Niemand weiß vorher, was ein Argument *wiegt*, es ist flüchtiger als Gasatome; doch wenn man es ins Leben versetzt, gewinnt es häufig ein unerwartetes Gewicht. Dann muss neu gewogen werden und *abgewägt*, oder *abgewogen*. Und *Goldwaagen* kann man dabei wirklich nicht brauchen, die mögen diejenigen verwenden, die meinen, ein ‚Goldstandard‘ sei das obere Ende der Skala. Für uns andere tun es derweil Brot und Betten (notfalls beides hart, aber lieber weich) und der Friede, der höher – schwerer – tiefer *wiegt* als alle Vernunft!

Was einen jedoch tröstet beim schweren und nimmerendenden Geschäft des *Abwägens* mit *Waagen*, die jeden Tag anders *wiegen*, ist, natürlich, die Natur: „Mit leisem Gewicht und Gegengewicht wägt sich die Natur hin und her, und so entsteht ein Hüben und Drüben, ein Oben und Unten, ein Zuvor und Hernach, wodurch alle die Erscheinungen bedingt werden, die uns im Raum und in der Zeit entgegenreten“. Das ist die Goethe'sche Kategorienlehre, *in nuce*.

Die Natur singt sich selbst ein Wiegenlied, es besteht aus immer *wägender* Bewegung, und in dessen Gleichmaß passiert jene *Abwägung* aus Unwahrscheinlichkeiten, die wir Leben nennen. Das nimmt uns kein Auto ab, das muss *gewagt* werden auf den eigenen zwei Beiden. Denn zu viel *Wägen* führt auf geradem Wege zum Prokrastinieren, deshalb mahnt Pylades die sehr wägselige Iphigenie: „O *wäge nicht, befest’ge deine Seele!*“ Doch wer gar nicht *wägt*, der auch nicht gewinnt.

αωαωαω

Vertraute

Vertraute. Manchmal weiß man nicht, ob das Leben oder das Drama zuerst da war, und das ist ernst gemeint. Vielleicht haben sich die Menschen ja wirklich irgendwo irgendwann völlig natürlich verhalten, in einem Zustand paradiesischer medialer Unschuld und Unbelecktheit, und also: jeder anders, weil sie noch keine Vorstellung im Kopf oder gar vor Augen hatten, wie man sich in jeder gegebenen Situation des menschlichen Lebens rollengemäß zu verhalten hat? Und nicht etwa nur, um sich anzupassen und keinerlei Anstoß zu erregen oder nicht aufzufallen, oh nein! Um uns die Mühe zu sparen, eigene Reaktion zu haben, ein originelles Verhalten, über das man ja vielleicht erst nachdenken müsste, wenn es nicht spontan kommt! Jetzt hat jede so viele Hochzeiten gesehen, dass die eigene nur ein *C-Movie* mit schlechteren Darstellern, schlechterem Wetter, einer schwächeren *Location*, nicht so sensationellen Blumen und einem Essen, das schon heiß nicht besonders gut war, sein kann. Und gerade heute beschlich die Redaktorin sogar, irgendwann beim Staubsaugen, der Gedanke, dass der Roman wirklich zu Ende geschrieben ist, also: der Roman als Liebesgeschichte, was er mehr oder weniger war und ist (parallel dazu scheinen auch die Liebesgeschichten in der Realitäten gerade sehr viel andere Formen anzunehmen). Die Geschichte ist oft genug erzählt, die Geschichten auch, und auch die Nicht-Geschichte oder die Anti-Geschichte, in jeder denkbaren oder auch nicht denkbaren

Erzählform. Bücher sind vorbei, Papier-, Energie-, Ressourcenverschwendung. Wahrscheinlich wird die *Augmented Reality* das neue Ding, eine Art Prothesen-Realität, in der jede so prächtig heiraten kann wie Kim Kardashian, die ich immer häufiger auf der Straße sehe, als *Clone* natürlich.

Darauf gekommen ist die Redaktorin, die immer noch über dem *Vertrauen*-Berg grübelt, bei den *Vertrauten* (nicht der *Vertraut*, die hat schon einen eigenen Artikel). Denn *Vertraute*, so stellte sich im halbwegs übersichtlichen Kärtchen-Stapel bald heraus, kommen vor allem im Drama vor; sie sind meist Bediente, Kammerzofen oder Burschen, halt unteres Personal, das dazu dient, dass sich die eigentlichen Helden und Heldinnen aussprechen können, ohne dass ihnen ein gleichwertiger Gesprächspartner irgendwie mit einer eigenen Geschichte dazwischen springen könnte (*du, ist mir total genauso gegangen, weißt du!* Und schon ist der Gesprächsfaden gehijackt worden). Damit die Handlung nicht nur vorangeht, sondern mit Zuschauern und Zuhörern vor sich geht, sind die *Vertrauten* notwendig; einem Unvertrauten würde man schließlich nichts anvertrauen, aber *Vertraute* stehen, weil sie so heißen, unter Schweigepflicht und müssen zuhören, egal ob sie eigentlich besser das Pferd striegeln oder die Spitzenhandtücher bügeln müssten.

Weil das so ein unnatürliches Verhalten ist, haben wir es gesellschaftlich ausgelagert auf verschiedene Berufe, Pfarrer zum Beispiel. Oder politische Berater, der sogenannte ‚engste Führungskreis‘ eines ansonsten nicht arg vertrauenswürdigen und vertrauensgeneigten Tyrannen zum Beispiel. Kindermädchen müssen zuhören, na gut, und Freunde. Sie alle, und da glauben wir dem Bild mal wieder, ‚spielen‘ halt den *Vertrauten*. War das Drama zuerst oder das Leben? Die antiken Autoren hatten dafür, da hat Goethe mal wieder recht, die schönere Lösung, nämlich den Chor, eine Art kollektives Vertrauens-Zuhör-Gewissen, das alles hörte und ziemlich vernünftig darauf reagierte. Denn das ist der Trick am *Vertrauten*: Er hört zu, es ist sein Job, aber er reagiert auch, wie minimal immer (aber eben nicht mit einer eigenen Geschichte). Er treibt damit das Gespräch voran,

wenn es auch ziemlich asymmetrisch bleibt und der *Vertraute* niemals der Held wird, sondern immer *sidekick* bleibt. Und er erspart damit dem Zuschauer/hörer das immer etwas trostlose Hilfsmittel des Autors, wie zum Beispiel Alfieris (muss man nicht kennen, es reicht, dass Goethe ihn kennt): „*Mein Zustand kommt mir vor wie ein Trauerspiel des Alfieri, da die Vertrauten völlig ermangeln, so muß zuletzt alles in Monologen verhandelt werden*“. Oder, das zweitschlimmste: „*Erzählung, und ein Vertrauter, der seine paar Pfennige quer hinein dialogisiert*“. Für Pfennige bekommt man tatsächlich auch heute nix mehr, egal ob im Drama oder im Leben. Wovon man aber im Leben noch lernen könnte vom Drama, ist die Eindeutigkeit in der Zuordnung, die viele Missverständnisse und fehlgeleitete Vertrauensergüsse erspüren könnte: „*wie der Held immer den Mantel auf der rechten Schulter und der V. auf der linken trüge, so daß man sie daran erkennen könne*“. Das muss natürlich ein wenig angepasst werden, schließlich kann man nicht immer den Mantel mit sich herumtragen wie in einer Mantel-und-Degen-Komödie. Wahrscheinlich wird man auf Handtaschen umsatteln müssen: Clutch rechts, Clutch links?

αωαωαω

Wallen bis Walpurgissack

„Walle! walle! Manche Strecke, | Daß, zum Zwecke, | Wasser fließe, | Und mit reichem vollem Schwallen | Zu dem Bade sich ergieße!“ So der Zauberlehrling, der arme, und wie oft hat man das gehört, und wie wenig hat man hingehört: *Wallen* soll er nämlich, der Besen, und das ist schon etwas ungewöhnlich; was ist das eigentlich, das *Wallen*? Ein Wort, das man heute ja auch nicht mehr so leicht verwendet, „*ich walle dann mal zum Supermarkt*“ oder so; ein Wort, das schon Goethe vor allem zu den berühmten ‚gehobenen‘ Sprachzwecken einsetzte (es reimt sich neben auf ‚Schwallen‘ auch hübsch auf ‚allen‘ oder ‚fallen‘ oder ‚Qualen‘, letzteres kommt aber nicht vor). Gehoben aber *wallt* es reichlich: Es *wallen* nicht nur Ströme und Bäche, sondern auch

Flammen, Nebelschwaden, ährenvolle Getreidefelder, hasserfüllte Menschenmengen (*Zum Saal des Blutgerichtes stürzt das Volk ,| Unwürdige Begier, das Schreckliche | Zu sehn, bewegt die Menge, strömend wallt | Sie in sich selbst, neugierig Mitleid treibt | In Wogen sie um das Gefängniß her*); es wallen der Wein und die Locken der schönen jungen Jünglinge und Mädchen (eine gewisse Obsession hat das gesamte 18. Jahrhundert mit der Lockenhaftigkeit) und, auch immer wieder gern genommen, die Busen der schönen Frauen; es *wallt*, vor allem, das Blut, das lebendige, das durch den Körper strömt und ihm seinen Puls gibt, gemeinsam mit dem Atem, ein schönes immerwährendes *Wallen* und *Wogen*, außer – es stockt und holpert, das kennt die Redaktorin nun leider aus eigener Anschauung, und wie wenig das gut tut und wie unbequem das ist, weiß sie.

Aber das ist eben das Schöne am *Wallen*, schon in seinem sprachlichen Ursprung: Es assoziiert ein wenig schon im Klang des ‚walan‘ eine zweipolige Wellenbewegung, ein Auf und ein Ab, eine Wiege, eine Waage, auch mal ein schaukelndes Lustschiff (in den *Wanderjahren*, die überhaupt ein sehr wogendes Gemälde sind). Es birgt sich nämlich im *wallenden* *Wogen* eine Wahrheit, die sich – nein, lassen wir den Meister selbst sprechen: „*Es ist recht und nöthig, daß das Wahre sich verberge; es ist schon genug, wenn es geistig umher schwebt und wirkt; wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wallt*“. Ach, Glocken, es naht sich im Advent die Weihnachtszeit, die dieses Jahr mal wieder etwas un-fröhliche, aber ins *Wallen* der Glocken findet sich das Gemüt – automatisch, auch wenn es dann nicht automatisch in strömenden Menschenmengen zur Kirche *wallet*.

Das ist nämlich das zweite *wallen*, angeblich mit getrenntem etymologischen Ursprung vom *wallenden* Wandern, mit dem es dann auch oft vergemeinschaftet auftritt: Sind wir denn nicht alle nur *Waller* und *Wanderer* auf dieser Erden? Ja, rhetorische Frage, ja, Bibel, ja, sogar irgendwie richtig, aber bleiben wir mal beim Sprachlichen: Natürlich ist das *wallende* Wandern auch eine Bewegung, und im Falle religiöser *Wallfahrten* (Goethe hat auch die „*Wallfahrterin*“, die frühere Philologen – kein

generisches, sondern faktisches Maskulinum – lieber als abgekürzte „Wallfahrterinnerung“ lesen wollten, auch wenn der Satz im Tagebuch dann wenig Sinn macht) stellt sich leicht die gleiche *wallende* Bewegung ein, die die Menschenmenge zum Blutgericht gewogt hat. Sie gerät aber leicht aus dem wogenden Gleichmaß, und dann schlägt der Hass – nein, bleiben wir lieber weihnachtlich! Natürlich wird bei Goethe noch religiös gepilgert und gewallfahrt, man denke nur an seine eigene *Wallfahrt* zum St. Rochus – ok, es war eher ein großes Volksfest mit Folklore und Besäufnis, aber Goethe gab immerhin hinterher ein religiöses Gemälde in Auftrag und schrieb einen ethnologisch nicht uninteressanten Text darüber. Und häufiger sind bei ihm natürlich die *Kunst-Wallfahrten*, zum Glück kann man ja nach Rom zu verschiedenen Zwecken *wallfahren*; die Ehrfurcht ist es, die Andacht im Angesicht des hohen Schönen und Vollendeten, darauf kommt es an, und das kann dann auch – eine frisch angeheiratete Zarentochter sein im entlegenen, kalten, winzigen Weimar: Mehrfach spricht Goethe in Briefen davon, dass sich eine *Wallfahrt* dorthin allein schon lohne, um Maria Pawlowna anzustauen.

Wallfahrten sind immer schon auch Bildungs- und Forschungsreisen, Expeditionen ins Fremde im Auftrag der Religion: Auf „*Handels- und Wallfahrtskarawanen*“ lernt der Orientale seine Welt kennen; heutzutage geht es umgekehrt und tropische Pflanzen treten eine *Wallfahrt* in kalte deutsche Treibhäuser an, wie Goethe einmal ironisch vermerkt. Derweil reitet er selbst durch das alphabetisch benachbarte *Wallis*, das Gebirge und den Talboden, wo die Nebel wallen und der Rhone-Strom wogt; das Pferd wiegt ihn dabei, und was alles in seinem Herzen wogte, wenn es wirklich zuhause und ganz bei sich war – niemals werden wir es genau wissen; denn er hat es in den *Walpurgissack* gesteckt. Dort wohnen nämlich nicht nur die derberen Scherze aus der Walpurgisnacht auf dem Bocksberg aus dem ersten *Faust*-Drama; nein, sein ganzer Groll gegen die Verkommenheit der Zeit und ihren schandhaften Umgang mit seinen Werken ist dort aufgespeichert! Und wenn er über all das einmal gründlich nachdenkt, halb öffentlich, im Gespräch

nämlich, auf einen Moment vergessend – oder auch nicht? –, dass ab einem gewissen Zeitpunkt in seinem überdokumentierten Leben beinahe alle Gesprächspartner verräterische Protokollanten und Spitzel im Dienst der Nach- und Mitwelt sind: Dann *wallt* es nur so aus ihm heraus (und das muss in vollem Umfang zitiert werden, damit der Sack sich wenigstens ein wenig öffne: „Die gerechtere Nachwelt –« nahm ich [der Protokollant Falk] das Wort, aber Goethe, ohne abzuwarten, was ich eigentlich von der Nachwelt sagen wollte, entgegnete mir mit ungemeiner Hastigkeit: „Ich will nichts davon hören, weder von dem Publicum, noch von der Nachwelt, noch von der Gerechtigkeit, wie sie es nennen, die sie einst meinem Bestreben widerfahren lassen. Ich verwünsche den ›Tasso‹ bloß deshalb, weil man sagt, daß er auf die Nachwelt kommen wird; ich verwünsche die ›Iphigenie‹, mit einem Worte, ich verwünsche alles, was diesem Publicum irgend an mir gefällt. Ich weiß, daß es dem Tag, und daß der Tag ihm angehört; aber ich will nun einmal nicht für den Tag leben. ... Ja, wenn ich es nur je dahin noch bringen könnte, daß ich ein Werk verfaßte – aber ich bin zu alt dazu – daß die Deutschen mich so ein funfzig, oder hundert Jahre hintereinander recht gründlich verwünschten und aller Orten und Enden mir nichts als Übels nachsagten; das sollte mich außersaßen ergötzen. Es müßte ein prächtiges Product sein, was solche Effecte bei einem von Natur völlig gleichgültigen Publicum wie das unsere hervorbrächte. Es ist doch wenigstens Charakter im Haß, und wenn wir nur erst wieder anfangen und in irgend etwas, sei es, was es wolle, einen gründlichen Charakter bezeigten, so wären wir auch wieder halb auf dem Wege ein Volk zu werden. Im Grunde verstehen die meisten unter uns weder zu hassen, noch zu lieben. Sie mögen mich nicht! Das matte Wort! Ich mag sie auch nicht! Ich habe es ihnen nie recht zudanke gemacht! Vollends, wenn mein Walpurgissack nach meinem Tode sich einmal eröffnen und alle bis dahin verschlossenen stygischen Plagegeister, wie sie mich geplagt, so auch zur Plage für andere wieder loslassen sollte!“ Die stygischen Plagegeister, die Redaktorin schlug es lieber nach, sind aus dem Styx entstiegen, dem schwarz und furchterregend wallenden Strom der Unterwelt; und der Gesprächspartner ist klug genug (vielleicht stockte ihm auch das Notat, er wollte Zeit gewinnen?) nachzufragen, was denn nun mit dem

ominösen Walpurgissack eigentlich gemeint sei. „‘Der Walpurgissack’ – gab mir Goethe mit dem angenommenen feierlichen Ernste eines Höllenrichters zur Antwort – ,ist eine Art von infernalischem Schlauch, Behältniß, Sack, oder wie Ihr’s sonst nennen wollt, ursprünglich zur Aufnahme einiger Gedichte bestimmt, die auf Hexenscenen im ›Faust‹, wo nicht auf dem Blocksberg selbst einen nähern Bezug hatten. Nach diesem, wie es zu gehen pflegt, erweiterte sich diese Bestimmung ungefähr so, wie die Hölle auch von Anfang herein nur Einen Aufenthalt hatte, späterhin aber die Limbusse und das Fegefeuer als Unterabtheilungen in sich aufnahm. Jedes Papier, daß in meinen Walpurgissack herunterfällt, fällt in die Hölle; und aus der Hölle, wie Ihr wißt, giebt’s keine Erlösung. Ja, wenn es mir einmal einfällt, wozu ich eben heute nicht übel gelaunt bin, und ich nehme mich selbst beim Schopf und werfe mich in den Walpurgissack. Bei meinem Eid! was da unten steckt, das steckt unten und kommt nicht wieder an den Tag, und wenn ich es selbst wäre! So streng, sollt Ihr wissen, halte ich über meinen Walpurgissack und die höllische Constitution, die ich ihm gegeben habe. Es brennt da unten ein unverlöschliches Fegefeuer, was, wenn es um sich greift, weder Freund noch Feind verschont. Ich wenigstens will niemand rathen, ihm allzunahe zu kommen: ich fürchte mich selbst davor““. Das den Psychotherapeuten aller Zeiten zum ewigen Wohlgefallen; und jeder vernünftig Denkenden und Schreibenden zur Beherzigung: Jede sollte einen Walpurgissack haben. Und gut auf ihn aufpassen, wenn es mal wieder wallt.

αωαωαω

Wesentlich

Wesentlich. Da hätte sich die Redaktorin auch mehr von versprochen, aber, wie sie immer predigt: Man kann ja auch aus der Abwesenheit von etwas lernen. Goethe hat es halt nicht so mit dem Wesen, das passt ja auch irgendwie; Gestalten, ja, sinnlich erfahrbare Dinge jeglicher Art, Phänomene, Erscheinungen, notfalls auch Ideen – aber Wesen, was soll denn das sein, bitte? Nun gut, beschränken wir uns auf das schmal

Vorliegende und lernen: *Wesentlich* meint entweder – naja, das Wesen einer Sache, ihre Essenz, wie in den essentiellen Ölen, die Goethe tatsächlich wörtlich umstandslos als „wesentliche Öle“ übersetzt; oder ihre Bedeutung, ihre Wichtigkeit, neudeutsch: ihre Relevanz; eine Bedeutungsnuance, die die Redaktorin höchstens in den „*wesentlichen Druckfehlern*“ entdecken kann, die Goethe gern korrigiert hätte; es gibt nämlich *wesentliche* und unwesentliche Druckfehler, genau wie Denkfehler, und die einen lässt man laufen, und die anderen korrigiert man. Nur die. *Wesentlich* im ersten Sinne ist das schönere *wesentlich*, weil das *Wesentlichere*: Es bleibt schön bei der Sache, wo es hingehört, als *wesentlicher* Inhalt oder *wesentliche* Form; oder als *wesentlicher* Bestandteil, womit wir schon dichter bei Goethe sind, denn im Organismus gibt es jede Menge Glieder, die *wesentliche* Bestandteile für das Ganze sind, ‚integral‘ ist das Schlüssel-Synonym; und wo sie fehlen, entsteht eine Lücke, und zwar: eine nicht un-wesentliche (es gibt auch un-wesentliche Lücken).

Überhaupt, Verneinungen und Gegensätze, wie immer interessant für alle Definitionsfragen: Ein unwesentlich-unwahres Wesen wäre schwer vorstellbar; aber vielleicht, den Begriff gibt es immerhin, ein ‚außerwesentliches‘? Außerwesentliche Wesen, da findet man sich leicht in irgendeiner Walpurgisnacht wieder, vielleicht stecken wir das doch lieber in den kürzlich entdeckten Walpurgissack und bleiben beim Wahren-Wesentlichen. Der Übergang zum bedeutsam-erheblich-relevant-*Wesentliche* der zweiten Kategorie ist natürlich fließend: Das Wesen einer Sache ist, um ein wenig zu oxymorontisieren, eben: *wesentlich*. Oder, ein wenig handgreiflich-deutlicher: entscheidend. Schwer-wiegend. Maß-geblich. Oder, in sehr großem Maßstab: Not-wendig. Für den Nutzen, den Vorteil, den Gewinn, durchaus, es gibt ein quantitativ-*wesentliches*, nicht nur in Amtsdingen; nein, als stehende Wendung taucht immer wieder auf, jemand habe Goethe einen „*wesentlichen Dienst*“ geleistet. Oder möge doch selbiges tun. In Privatsachen meint es: einen Gefallen getan. Warum das ein „*wesentlicher*“ Dienst ist – hat die Redaktorin ein wenig ins Grübeln gebracht, aber es blieb folgenlos. Im Wesentlichen scheint es sich um eine Goethe’sche

Erfindung zu handeln. Aber es könnte durchaus auch, die Redaktorin googelt sich gerade dahin, um eine Art frühe ‚Systemrelevanz‘ handeln; also dann natürlich ein eher ironischer Gebrauch im Privaten. Oder doch eher das *meritum essentialis* des Thomas von Aquin? *Wesentliche* Dienste sammeln *wesentlichen* Verdienst an? Wie schön auch hier wieder Geistiges und Materielles verschmelzen, die Mafia wusste es schon immer.

αωαωαω

Weiß

Weiß. Nun ist auch schon wieder Weihnachten, und wir alle wünschen es uns *weiß*, bekommen es aber nicht. Und mit Grund. Denn was wären die Alternativen: Bunte Weihnachten? Oder trübe, schmutzige Weihnachten? Und das sind schon die beiden verschiedenen Arten von *Weiß*, die wir mit Goethe und der Farbenlehre und der Realität unterscheiden müssen: *Weiß* ist eine Farbe, die man auf Leinwände und alles Mögliche andere auftragen kann: bleiweiß auf weibliche Gesichter zum Beispiel, um gleich mit dem Anekdotischen zu beginnen, obwohl man schon früh weiß, dass es giftig ist und die Haut zerstört; aber wer schön sein will (weil er es nicht ist), muss bekanntlich leiden, und das *Weiß*e ist das Weibliche ist das Schöne (ist das sexuell Attraktive), und in der *Theatralischen Sendung* wird ein *weißes* Negligé an eine Dame der schillernden Halbwelt verschickt, weil der *sugar daddy* ein „*weißes Schäfchen*“ in den Armen halten will, kein struppiges schwarzes Schaf. Von der seit der Bibel, Altes Testament, grassierenden Fixierung auf *weiße* Busen ganz zu schweigen, und es ist kulturhistorisch nicht uninteressant, dass das nun kein modernes Schönheitsideal mehr ist und durch den tiefgebräunten Busen (aber möglichst prall darf er gern weiter sein, notfalls auch *chirurgically enhanced*) ersetzt wurde, aber das machen wir in einer anderen Farbgeschichte.

Nein, *weiß*, als Farbe, wird gern aufgetragen: auf Wände zum Beispiel, die zwar dann irgendwie nackt sind, aber dafür kann

man allerhand darauf spiegeln, und eine *tabula rasa* hat sich wohl auch noch niemand bunt vorgestellt. Papier hat man auch gern *weiß* (obwohl es seinem Wesen nach eher schmutzigfarben ist), schon damit man hinterher etwas *schwarz auf weiß* nach Hause tragen kann (zum Schwarz-Weißen kommen wir aber später noch); und Goethe hatte zwar wenig überlieferte Schreibblockaden angesichts von *weißem* Papier (er war einfach klug genug zu wissen, wann man das Schreibwerk beginnen konnte und wann nicht), aber dafür eine Art Agoraphobie, wenn er *weißes* Briefpapier sah, das nur ganz wenig gefüllt war: Dann schreibt er gern (oder diktiert) irgendetwas, allein, damit der Platz nicht verschwendet sein möge. Na gut, vielleicht ist es wirklich eher eine Art *horror vacui*: Wo leeres Papier war, möge Wissenswertes sein. Und davon hat man ja genug, um jederzeit gern abzugeben.

Das aber ist das Farb-*Weiß*, und das ist das eher einfache *Weiß* (natürlich kann es schmutzig werden, aber das ist ein chemisches und kein metaphysisches Problem). Das andere *Weiß* hingegen ist das Leucht-*Weiß*, das *Weiß* der von Natur aus *weißen* oder klaren Dinge (das macht natürlich noch einmal einen Unterschied, zu dem wir auch kommen werden), das *Weiß* des Weihnachts-Schnees, der Schäfchen (ganz ohne *weißes* Negligé) und Tauben (eher *weiß-lich*), der Sommerwolken und des Dunstes, der Lilien und der Schneeglöckchen: Weiße Dinge, die von Natur aus strahlen vor – Unschuld, Reinheit, Klarheit und was der metaphysischen *Weiß-heiten* alle sind: *Weiß* ist die symbolischste aller Farben, gerade – oder vielleicht eher: weil? – sie eine unbunte Farbe ist (wie schwarz, natürlich. Aber auch grau). Paradoxe Begriffe sind nicht nur die interessantesten, sie sind auch die wahrsten (jedenfalls für Goethe), das lassen wir jetzt einfach mal so stehen. Nichts kann man hineindeuten in ein *weiß*, wie in die bunten Farben, mit ihren leidenschaftlichen Rots, den tiefsinnigen Blaus, den neidischen Gelbs, dem für immer verdorbenen Telekom-Magenta! Nein, die Symbolik von *weiß* springt einen jeden einfach an, und es ist gar nicht anders denkbar und fühlbar und ausdenkbar: *Weiß* ist rein. Unvermischt. Unbunt. Ungetrübt. Und rein ist, das kann man auch

gern einmal ganz wörtlich ausbuchstabieren, unschuldig: Unberührt vom Schmutz der Welt, von der Leidenschaft der Farbe, von ihrer Entschiedenheit für das Eine und deshalb nicht das Andere, all den Wirrungen des Farbigen. *Weiß* ist vor jeder Wahl, vor jeder Entscheidung, vor jeder Festlegung (und damit auch vor dem Individuum, das nur nebenbei, und Brautkleider bleiben nur ziemlich kurz *weiß*).

Am Anfang war, das hätte Goethe auch im *Faust* schreiben können, das *Weiß*; und danach erst kam die Tat, mithin: der Schritt ins Bunte, Trübe, Vermischte, Übergängliche. Weshalb das *Weisse* auch identisch ist mit dem Licht, und das Schwarze mit der Finsternis, und das ist gleichzeitig der Kern des Streits mit Newtons, der Goethes *Farbenlehre* so verdunkelt hat, dass es ihm bis ins Herz hinein finster wurde: Es ging ihm niemals um ein Physikbuch, sondern um eine – Meta-Physik der Farben als eines der Grundprinzipien und Grundbausteine (neben der Elektrizität beispielsweise oder dem Magnetismus), mit deren Hilfe die Menschen Welt wahrnehmen und aus denen sie ihre Welt bauen; und vielleicht war die Farbe sogar der wichtigste Baustein (man stelle sich eine unbunte Welt vor!). Und Meta-Physik im wörtlichsten, Aristotelischsten Sinne: Das, was neben und nach der Physik kommt, von der man selbstverständlich auszugehen hat; die Psychologie und die Ethik und die Ästhetik kommen, wie sich das gehört, danach, aber erst zusammen machen sie die ganze Farben-Lehre aus (und wie gerne würde man einmal eine Psychologie und Ethik und Ästhetik der Elektrizität lesen; eine Denk-Aufgabe für ein anderes Fest!). Und Goethe begann in der *Farbenlehre* mit einem *weißen* Blatt, wie es seiner Meinung nach jeder verantwortliche Forscher tun sollte, also: mit der reinen, möglichst unge- und unbetrübten eigenen Wahrnehmung im eigenen Versuchsbau, mit Hilfe des eigenen, auch immer: individuell begrenzten Sinnesapparat. Und dann wurden viele, viele Blätter gefüllt, damit mit *schwarz auf weiß* nach Hause tragen konnte, was man beim Sehen gewahr geworden war, für andere Forscher zum An- und Nach-Sehen: Auf dass aus der Fülle der Wahrnehmungen die wissenschaftliche Welt erwachse, nicht aus der beliebigen Buntheit der

Meinung, oder, sagen wir es polemisch: der definitiven Schwärze des mathematischen Beweises?

Das war das Eine, ein Streit um die Wissenschaftskultur, notwendig zwar, aber vielleicht doch nicht ganz so wesentlich. Das Andere aber war die Sache selbst, und damit die Frage: Was ist *weiß*? Und *weiß*, das konnte nun für Goethe einfach nicht anders sein, war unteilbar und unvermischt. Wäre es teilbar gewesen, wäre es einfach nur die Summe aller Farben, bei aller Liebe zu den Farben, ihrer Buntheit, Mischbarkeit, Übergänglichkeit und ihrem Lobpreis in den großen Werken der Maler – dann würde es niemals Reinheit geben können. Mithin Unschuld. Mithin – ein Absolutes schlechthin, das eben nur als Unteilbares denkbar war. *Weiß und Schwarz*, das waren nicht nur einfach die beiden unbunten Farben, das war die Bedingung der Möglichkeit von Ur-Phänomenen schlechthin und mithin auch: von Polaritäten, für Goethe das Denk- (und natürlich gleichzeitig: Natur-)Prinzip schlechthin. Natürlich gibt es Vielfalt, die Farben sind der beste Beweis; und natürlich gibt es Einheit, denn dafür: Gibt es *Weiß*. Und zeigt nicht schon die Sprache mit ihren Redensarten des Schwarzen und des *Weiß*en, das eben diese Polarität denk-notwendig ist? Wo es schwarze Schafe gibt, muss es auch *weiße* geben (welche in der Mehrheit sind, ist strittig heutzutage); wer schwarz malt, kann auch weißmalen, dem Schwarzseher muss ein Weißseher (nein, kein Hellseher!) entgegenstehen. Die Farben aber entstehen an den Rändern des Idealen und Reinen. Dort, wo *Weiß* (und demzufolge auch: Schwarz) durch ein trübes Mittel geht, entstehen die komplementären Spektren; ein unbegrenzter Raum hingegen wäre immer *weiß* (oder immer schwarz), genauso wie die Ewigkeit, nämlich: unbestimmt.

Und deshalb hat nicht nur Newton Unrecht (oder, genauer gesagt: nur halb recht); deshalb wollen wir *weiße Weihnachtsen*. Es möge, einmal nur, Unschuld herrschen und Reinheit. Das Schmutzig-Bunte des Alltags möge bedeckt sein von einer strahlenden Glanzschicht, auf der die Lichter tanzen können, licht und *weiß*. Nur auf dieser Folie des Unwirklichen kann das

Wunder der Geburt entstehen, die die Buntheit wieder in die Welt bringt; und umso mehr strahlen der blaue Mantel von Maria und die exotischen Gewänder der Heiligen Drei Könige und sogar das gemütliche Grau des Esels. Weihnachten: ist die Geburt der Farbe aus dem Lichte (nicht aus einem Geiste).

αωαωαω

Weg und *weg*

Weg und *weg*. Eine Kompositastrecke, bei der man sich am Ende nur noch *wegwünschte*, aber immerhin ein paar schwache Erkenntnisse und überraschende Funde zwischendurch. Bleiben wir zuerst bei den Wortstämmen: Wer nun war zuerst da, *der Weg* oder *das weg*? Dass ein Adverb zuerst da gewesen sein könnte, gegen diesen Gedanken sträubt sich einiges in der Redaktorin, aber Adelung hat immerhin einen Punkt: den onomapoetischen Charakter nämlich, das lautmalerische des *weg*-wischens und -scheuchens, mit einem leichten Wehen treibt es am Ohr vorbei, wir folgen einem Moment seinem *Weg*, womit wir bei selbigem wären, eindeutig sekundär? Am Ende ist es aber auch egal, und wichtiger ist: Beides sind, irgendwie, Bewegungsbegriffe, sie gehen einher mit einer Richtung, und darüber hat die Redaktorin in anderem Zusammenhang gerade nachgedacht (seitwärts sich bewegend, lateral nämlich; Goethe kannte immerhin die anatomischen Lateral-Begriffe). Und irgendwie, irgendwie wird die Redaktorin auch den Verdacht nicht los, dass es der Wörter auf *weg*- mehr gibt als der auf ,hin-, dem eigentlich polaren Gegenstück: Zuerst ist das Sein, und dann wird etwas *weg*-genommen; sonst müsste am Anfang das Nichts gewesen sein, und dann könnte man etwas hinzugeben (na gut, beides ist denkbar und muss wohl komplementär gedacht werden; naheliegender ist aber: das *weg*-denken).

Und trotz dieses etwas negativen Anklanges hat das *weg*-machen durchaus viel Befriedigendes: Wenn man es etwas *weg*-geschafft, -geschrieben, -getan hat, dann ist es erledigt, fertig, und man kann einen Schlussstrich ziehen. Zwar häuft sich dann

schnell wieder Neues auf, unergründlich entsteht die ganze Zeit Sein um einen herum (nein, nicht unergründlich, wir haben eine Industrie dafür, nein, mehrere), und man muss es wieder *weg*-werfen. Wenn man ein Autor ist, muss man auch viel: *weg*-streichen; daraus hat Goethe auch eine eigene Industrie gemacht, er überlässt es am Ende sogar Anderen, und soviel Autorenvertrauen muss man erst einmal haben. Aber wer viel schreibt, hat viel zu *weg*zustreichen. Oder zu *weg*-zutilgen, zum Beispiel am Theater, wo die Strich- und Tilgfassung die Regel ist. Oder man denke an die ganze Euphemismen-Bande rund ums Sterben und Töten, was täte sie ohne das *weg*-scheiden, -schaffen, -räumen, -scheiden? Mephisto weist sich dabei als früher Mafia-Auftragskiller aus, der die beiden guten Alten, Philemon und Baucis mal so eben *weg*-räumt; sie standen einem Großprojekt im Wege, nun ja. Problem gelöst. Aber die Engel sind auch nicht besser, sie haben nämlich Mephisto am Ende ganz fies Fausts Seele „*weg*-gepascht“ – ein Wort aus der Schmugglersprache, und es ist sehr schön und ironisch, wie Mephisto es auf die Engelchen anwendet, die ihn ausgetrickst haben. Dann gibt es noch Schwärmer, die *weg*-platzen, Herder zum Beispiel, erst platzt er sich an, und dann platzt er sich wieder *weg*, und man sieht die kleinen Feuerwerkskörperchen förmlich vor sich, wie sie sich an Herders Hosenbeinen entzündend oder seinem strubbeligen Feuerkopf!

Zwischendurch pascht sich dann ein *Weg* ein, nämlich als *Weg*-weiser und -weisung, was gar nicht immer so eine gute Sache ist; der Selbstdenker Goethe orientiert sich lieber alleine, und wenn es sich gar um „*Universalverbindlichkeiten*“ handelt (wie die zehn Gebote) – nein danke, das wird schnell *weg*geräumt! (*Universalverbindlichkeiten*, heute sind wir geradezu umstrickt von ihnen, viele dünne Bänder machen auch einen dicken Strick, und man bräuchte schon die Schere der Parzen, um ihnen den Garaus zu machen, für immer und ewig, einfach *weg*schneiden, *weg*räumen, *weg*wischen, *weg*, *weg*, *weg*!)

Der schönste Fund aber ist, er war versteckt unter einem unauffälligen *weg*-schauern, „*Meister Iste*“. Genau, für den Lateiner:

Der da, der da unten, der nicht genannt werden darf unter kultivierten Menschen. Und nachdem die Redaktorin gerade dieser Tage Wieland dafür gepriesen hatte, dass er im *Oberon* eine recht schöne Geburtsszene gemalt hat, muss sie Goethe nun dafür preisen, dass er im *Tagebuch-Gedicht* recht schön eine Erektion gepinselt hat (das ist echte Geschlechtergerechtigkeit!). Und zwar geht das so: Als ein Reisender in einer Winternacht – er ist des Gewinns wegen unterwegs, des schnöden – einen Unfall mit dem Wagen erleidet, kommt er ein Wirtshaus und fühlt sich gleich daheim in der Fremde:

*Ein Mädchen kam, des seltensten Gebildes,
Das Licht erleuchtend. Mir ward gleich behäglich.
Hausflur und Treppe sah ich als ein Mildes,
Die Zimmerchen erfreuten mich unsäglich.*

Behäglich, unsäglich, was für ein milder Reim, uns wird ganz warm ums Herz! Das reizende Geschöpf bereitet auch ein recht schönes Hühnchen und zerlegt es geradezu hinreißend für den Fremden:

*Und wie sie leicht mir nun das Huhn zergliedert,
Bewegend Hand und Arm, geschickt, geschickter ---
Was auch das tolle Zeug in uns befiedert ---
Genug ich bin verworrner, bin verrückter,
Den Stuhl umwerfend spring' ich auf und fasse
Das schöne Kind; sie lispelt: Lasse, lasse!*

Tatsächlich stößt der Reisende jedoch auf so gut wie keinen Widerstand. Erläuternd stellt die Schöne klar, dass sie bisher geradezu einen Ruf als Spröde hatte und alle Versuchungen abgewiesen hatte; nun aber hat sie sich, auf einen Blick, verliebt und ist bereit, alles zu geben:

*Ich sah, ich liebte, schwur dich zu genießen.
Du hast mich rein, und wenn ich's besser wüßte,
So gäb' ich's dir, ich thue was ich sage.*

Doch trotz ihres willigen Entgegenkommens passiert etwas Unerwartetes:

*Und wie ich Mund und Aug' und Stirne küßte,
So war ich doch in wunderbarer Lage:
Denn der so hitzig sonst den Meister spielt,
Weicht schülerhaft zurück und abgekühlt.*

Auch das eine Situation, die sehr selten geschildert wird außerhalb der einschlägigen Genre-Literatur! Und wie schön weich und abgekühlt das daherkommt! Da fühlt man sogar als Frau ein wenig mit, am Körper meine ich. Die Schön-Unschuldige jedoch schläft den Schlaf der Reinen, sie ist noch schöner im Schlafen, und der Herr des Meister Iste liegt an den Rand des Bettes gedrängt, wagt kaum zu atmen – und erinnert sich. An seine Hochzeit nämlich, und wie es in ihm zuing damals, kurz nach der Trauung:

*Vervielfacht war, was sich für sie bewegte:
Verstand und Witz und alle Lebensgeister
Und rascher als die andern jener Meister.*

Aber dafür war man ja schließlich auch frisch verheiratet, und das junge Paar erprobt offensichtlich dieses und jenes, in eindeutig-zweideutiger Bildlichkeit verhüllt:

*Und wie wir oft sodann im Raub genossen
Nach Buhlenart des Ehstands heilige Rechte,
Von reifer Saat umwogt, vom Rohr umschlossen,
An manchem Unort, wo ich's mich erfrechte,
Wir waren augenblicklich, unverdrossen
Und wiederholt bedient vom braven Knechte!*

Doch die Erinnerung an die Angetraute erweckt nun auch – den schlafenden Knecht:

*Doch Meister Iste hat nun seine Grillen
Und läßt sich nicht befehlen noch verachten,
Auf einmal ist er da, und ganz im Stillen
Erhebt er sich zu allen seinen Prachten;*

*So steht es nun dem Wanderer ganz zu Willen,
Nicht lechzend mehr am Quell zu übernachten.*

Als er sich nun der schönen Schlafenden solcherart ertüchtigt nähert, kommt endlich unser *weg*-Wort zu seiner Geltung: Schauert er nämlich *weg*; denn ihm wird bewusst, dass ihn nur die Erinnerung an die Angetraute ermannt hat, es aber daher doppelt verwerflich wäre, diesem Trieb zu folgen. Zum Glück erwacht auch das Mädel und stürzt sich in sein Mieder, und die Nacht ist um, und die Gelegenheit, sie kommt nicht wieder. Dafür bekommen wir, weil dies ein sehr moralisches Gedicht ist, das leider vom Verfasser *weg*-geschlossen wurde, eine Schluss-Moral:

*Und weil zuletzt bei jeder Dichtungsweise
Moralien uns ernstlich fördern sollen,
So will auch ich in so beliebtem Gleise
Euch gern bekennen was die Verse wollen:
Wir stolpern wohl auf unsrer Lebensreise,
Und doch vermögen in der Welt, der tollen,
Zwei Hebel viel aufs irdische Getriebe:
Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe!*

Das zum Einrahmen und *Weg*-legen!

αωαωαω

Wankelmut und Wankelsinn

Es ist nicht gut, wenn die Dinge ins *Wanken* geraten. Wenn die Erde *wankt*, dann sollte man sich schnell in Sicherheit bringen, und hinterher wird man *wankenden* Fußes zurückkehren. Das *Wanken* ist verwandt mit dem Schwanken, es bringt einem aus dem schönen stabilen Gleichgewicht und man gerät ins Unsichere, Unfeste, Ungefähre. Deshalb hat auch der *Wankelmütige* keinen guten Ruf; wer mit seinen Ansichten und Überzeugungen *wankt*, auf den kann man sich nicht fest verlassen; mal *wankt* er hierhin, mal schwankt er dorthin, und der Wechselwähler ist seine moderne Inkarnation. Wieland hat man damals

gern, zu Goethes Zeiten, *Wankelmütigkeit* vorgeworfen; zwar gab es noch keine Wahlen, aber Wieland war halt ziemlich meinungsfreudig, vor allem als Zeitschriftenherausgeber; und manchmal schrieb er ein wenig nach dem Motto „Was kümmert mich mein Geschwanke von gestern?“, wie das jeder vernünftige und nicht jeder Meinungskorrektur wie einem Erdbeben mittlerer Größe ausweichende Mensch tut: Man hat Meinungen, und die *wanken*, durchaus je nach Laune und Tagesform; und das zuzugeben, ist Reife des Verstandes und nicht windelweiche *Wankelmütigkeit* (die vom ‚Mut‘ kommt, wozu wir noch kommen werden). Und Überzeugungen – nun ja, da wird es zugegebenermaßen etwas schwieriger mit der Verteidigung des *Wankelns*; aber, nun ja, nun ja, die Redaktorin zögert mit dem schwankenden Finger über der Tastatur, aber als überzeugte Skeptikerin – hat man halt auch *wankende* und schwankende Überzeugungen. Man wird nämlich ständig klüger. Oder vielleicht auch dümmer, worauf es ankommt, ist das: Man *wird*. Skeptiker sind Leute, die aus Prinzip nie mit ihren Überzeugungen fertig werden; denn hinter jeder Nacht des Zweifels lauert die Morgenröte einer möglichen besseren Überzeugung, und das soll man sich nicht durch beharrlichen Starrsinn verschließen.

Außerdem ist das nicht *Wankel-mut* – der ist nämlich ein *wankendes* Wollen, ein Schwanken im Gemüte (und nicht im Geiste, dazu kommen wir erst am Ende), eine wahrscheinlich angeborene (so Goethe) Art von geistiger Gewebeschwäche; mal ist man eben mehr übermütig, mal mehr *wankelmütig*, und leider ist das schöne Wort des ‚Mutes‘ im ursprünglichen Sinn auch nicht mehr wirklich im Gebrauch: Es war einmal, wie sich die Redaktorin vage aus ihrem Studium erinnert, ein Mütiges im menschlichen Herzen, eine Stärke des Gemütes und des Wollens, eine innere Kraft und Größe – die dann eben zur Tapferkeit verkam und nur noch ein wenig im Großmut weiterlebte. Und wenn dieses Mütige ins *Wanken* gerät – ist das vielleicht eine Art inneres Erdbeben, das einen erschüttert durch und durch, mit einer Art persönlicher Richterskala von leichtem mentalem Schwindel bis hin zur Erdplatten verschiebenden

psychischem Katastrophe mit anschließendem Tsunami durch den ganzen Körper?

Wankel-mut, dein Name ist Weib; damit in einem thematischen Totalschwenk zurück zum Text des Meisters und seinen Varianten: *Wankelmut* also schätzt er nicht als Charaktereigenschaft („*Wankelmut und Unverstand sind böse Ingredienzien in einem Gehirn*“, wie wahr, wie wahr) und nicht im Felde der Liebe; *wankelmütige* Neigungen und Verliebtheiten, das mag in der Jugend mit den rosigen Wangen (Nachbarlemma, vielleicht kommen wir noch dazu) verzeihlich sein, nicht aber im fortgeschrittenen bleichwangigen Lebens- und Liebesalter, und da hat er auch einen Punkt: Welch Unheil wurde nicht in der Welt angerichtet durch *wankelmütige* Neigungen, von all den schlechten Romanen gar nicht zu sprechen! Und natürlich neigt sich das Herz (nicht der Mut, wir sprechen jetzt vom Herzen!) mal hierhin und mal dorthin, wenn man sich wachen Auges umschaute und noch zum Wangenröten fähig ist, wie Goethe bekanntlich auch in hohem Alter: Dann findet man eben Liebenswertes (wenn auch vielleicht nicht immer Liebens-würdiges) auch außerhalb es eigenen eingehegten emotionalen Vorgartens, und sogar das ist eine Qualität, keine Untreue; und nicht umsonst nimmt sich Velten Andres, der Nicht-Held von Raabes *Akten des Vogelsangs* Goethes frühe (und mit dem eigenen Erleben bezahlten, wie es sich für einen Dichter gehört) Erkenntnis zu Herzen: „*Ein leichtbewegtes Herz ist ein elend Gut/ auf der wankenden Erde*“. Aber Velten geht daran zugrunde, er versucht mit rührender Verzweiflung, hartherzig und unempfindsam und emotional absolut autark zu werden, er verbrennt das „*Herzensmuseum*“ der geliebten Mutter, und härter kann man sich nicht abzuhärten versuchen – alles vergeblich. Goethe hingegen, der Immer-Bewegliche lernt dazu: Dann *wankt* man eben ein wenig, wenn einen die Neigung aus dem Gleichgewicht gebracht hat, man *wankt* sogar ziemlich - und dann fängt man sich wieder, bevor man in einem emotionalen Trümmerfeld steht, das auch die Hütten der Anderen zerstört hat. *No big deal!*

Hingegen ist der *topos* der speziell weiblichen Wankelmütigkeit so stabil und tief verankert im kollektiven Unterbewusstsein, wie es nur wirklich gute Stereotypen sind; und man sollte sich gut überlegen, ob und wann man an diesen Ankern rüttelt. Das gleiche gilt für die Wendung vom *wanken und weichen*, vorzugsweise, nein: eigentlich ausschließlich anwendbar in der verneinten Form und in der Betonung männlichen Kampfesmutes- oder vielleicht auch nur Starrsinnes, wer weiß das schon, jedenfalls demonstriert die Wendung vor allem die allesbezwingende Allmacht der Alliteration als *ready made* in der Rhetorik.

Indessen wankt dieser nicht besonders gute Text (die Redaktorin hatte zu viel Ablenkung, draußen hüpfen kleine Vögel durch den morgendlich frischen Rasen, völlig ungerührt von den Mühen sprachlicher Reflexion, und gingen ganz unbeschwert ihren frühlingshaften Neigungen nach) seinem Ende zu und seinem Höhepunkt, nämlich: der schönen, wenn auch wieder einmal singulären Erfindung der *Wankelsinnigkeit*: *Wankelsinnig* nämlich erwartet der alte Meister und Frischverliebte die Erscheinung der Geliebten, er schwankt zwischen „*Paradies und Hölle*“, wird sie kommen, wird sie nicht kommen, wird sie küssen, wird sie sich entziehen; werden die roten Wangen etwas stärker glühen oder nicht, ach, was denkt der Sinn sich nicht alles aus, wenn er wankt zwischen Hoffen und Bangen? Dann aber erscheint die Geliebte, und alles *Wanken* (ist es nicht vielleicht sogar eher ein ‚wankeln‘?) hat ein Ende, kein Zweifel mehr, die Entscheidung ist gefallen (in welche Richtung ist übrigens egal, wichtig ist: es ist entschieden)! Denn *Wankelsinn*, das ist das Wankeln des Geistes, und nicht das Wanken des Gemüts. Ein leichtbewegter Geist, ist auch er ein gefährlich Gut auf dieser wankenden Erde? Ach ja, er ist es. Aber die Alternative ist: Hirntod.

αωαωαω*

Ware

Ware: Alles ist käuflich. Schlimmer noch, das meiste ist verkäuflich. Handelswaren aller Art wabern in Warenströmen und werden in Warenlagern gestapelt; das kannte Goethe gut aus seiner Kindheit, die er zum Teil im wunderbaren Warenhaus seines Großvaters verbrachte, und der junge Wilhelm versucht sich ja erst als Handlungsreisender, bevor er – naja, kein Meister wird, sondern Wundarzt. Goethe war sich jedoch, das zeigen die Belege unseres ganz speziellen Wort-Warenlagers (Karteikärtchen, ordentlich gereiht in Holzregistern, sie füllen ganze Räume und riechen auf eine sehr spezielle Weise), durchaus und in vollem Sinne des Warencharakters auch der geistigen Welt bewusst. Von einer bestimmten Art Zeitschriften sagt er beispielsweise, sie würden mehr Ballast als *Ware* tragen (wenn man den Gedanken nun auf das Internet wendete, diese gigantische Warenwälzmaschine? Ach, man würde überrollt von all den Ballasten!); oder von einer bestimmten Art Denke, das sei mehr alte und verlegene (man siehe dort) *Ware*; oder von einer bestimmten Art Oper, es handele sich um ziemlich leichte *Ware*. Aber der Autor arbeitet für einen Markt, Goethe jedenfalls tat das, ziemlich professionell und gelegentlich sogar ausgefuchst; was der Käufer dann allerdings mit dem Produkt anstellt, fällt nicht mehr in die Verantwortung des Herstellers (auch wenn er sich erschießt – aber wahrscheinlich sind die Legenden sowieso übertrieben). Und Bücher kann man bei Nichtgefallen zum Glück nicht retournieren (ja, ist ein Wort, die Redaktorin hat LEO gefragt); obwohl die meisten einem zu klein oder zu groß sind und auch das Material gelegentlich nicht den Erwartungen entspricht. Vieles übersteht auch die Erstlektüre nicht und wandert dann ins Bücherregal hinten links. Nur die Klassiker überleben sogar ihren Verkauf.

αωαωαω

Wieder

Wieder. War mal eins mit ‚wider‘, wenn die Redaktorin ihrem Adelung trauen darf, der das unscheinbare Adverb zum Anlass nimmt, gleich drei lange Exkurse zu machen, weil man so viel an ihm lernen kann. *Wieder* einmal führen die einfachsten Wörter zu den tiefsten existentiellen und/oder metaphysischen Einsichten! Unbeachtet vagabundiert das kleine Wörtlein *wieder* durch unsere Alltagssprache, *wieder und wieder* übersehen, nur *hin und wieder* in den Vordergrund geschoben; dabei bringt es dreierlei zum Ausdruck, was unersetzlich ist zum Verständnis des Menschen und seiner Mensch-heit, als da wären:

(1) seine Neigung zur *Wieder-holung*, man könnte geradezu von einem Wiederholungszwang sprechen; Dinge passieren nicht einmal, sondern immer *wieder*, erneut, aufs Neue – doch ist nicht jede Wiederholung, erinnern wir uns an Heraklit und seinen immer wieder zitierten Fluss, schon eine Variation? Immer *wieder* grüßt das Murmeltier, aber der Morgen ändert sich und wir mit und in ihm. Trotzdem, noch einmal, bitte! Einmaligkeit ist nicht nur überschätzt, sondern unmöglich. Leben ist eine Aneinanderreihung von Wiederholungen, mit winzigen Veränderungen dazwischen. Nicht nur immer das Gleiche solle man sagen, so der weise Sokrates, sondern immer *wieder* mit den gleichen Worten. Vielleicht hört ja irgendjemand mal zu, man soll die Hoffnung nicht aufgeben! Nee, *wieder* keiner zugehört, *mal wieder*.

(2) seine Neigung zur ‚Rückkehr in den vorigen Stand‘. Kluger Rechtsterminus und Kern der zweiten *wieder*-Variante, die da meint: zurück. Zur Natur, zum Ursprung, zur nicht zerbrochenen Kaffeetasse, zur nicht zerrütteten Beziehung, zum Eigentum im weitesten Sinne: Wiederhaben! Gerade wäre die Redaktorin gern *wieder* heil, wieder gesund, wieder auf den Beinen – ein paar Schritte mehr nur, jeden Tag *wieder*, aufs Neue, oder wenigstens: *hin und wieder*? Denn das ist eine der Lieblingspaarungen des *wieder*: *Hin und wieder* zurück schwankt der Mensch, zwischen Glauben und Zweifeln, auf der dünnen Eisdecke des Lebens, jederzeit sich der Gefahr bewusst, ein nächtlicher Reiter

auf schwankendem Boden. *Hin und wieder*, hin und zurück, aber auch: von einer Seite und zur anderen wieder zurück. Und schon hebt das Wörtchen an wenigstens zu einem kleinen bildlichen Höhenflug, zumindest beim Meister, der sich als Eisläufer der Gefahren der Bewegung auf dünnem Eis bewusst ist, aber als Denker und Forscher um die Notwendigkeit des Hin- und Wiederdenkens, des Hin- und Wiederwendens weiß: Wie Maria nach der Verkündigung des Worte des Engels in ihrem Herzen *hin und wieder* bewegte, so tut er es mit seinen Lieblingsgedanken und -werken; er wiegt sie in diese Richtung, in jene, er läuft mit ihnen hierhin und *wieder* dorthin zurück, und nur diejenigen, die man auf diese Weise hin und wieder wenden kann und die dabei stärker werden und nicht schwindlichter, sind es wahrhaft wert, erwogen zu werden. Und damit sind wir, mit einer sanften Wendung, auch bei

(3) und der menschlichen Neigung zum *deal*, zur Gegenseitigkeit, zum kommunikativen Austausch: Gespräch ist Widerspruch im besten Sinne (wir denken an die Adelung'sche Einheit von *wieder* und ‚wider‘), Geben und Nehmen. Aber natürlich kann diese Art von Austausch, wenn wir den Gedanken ein wenig *hin und wieder* wiegen, auch zur mafiösen Verstrickung oder zur biblischen Zahn-für-Zahn-Vergeltungs-Moral mutieren. Gegenseitigkeit, ach ja: Macht auch nur Spaß, wenn die Gegen-Seite kein böser Wider-Part ist.

Wo aber stecken wir, kleines ästhetisches Sonderproblem, diejenige *Wiederholung der Natur* hin, die wir Kunst nennen, und das dabei über weite Strecken verwandte Verfahren der *mimesis*? Ist die Kunst, im Sinne von (1), eine einfache Wiederholung von Natur in einem anderen Medium, ein noch-einmal, und noch-einmal, und noch-einmal? Solange sie realistisch ist, erscheint das naheliegend: Wir erkennen dargestellte Dinge *wieder*; das ist eine logische Voraussetzung derjenigen Wiederholung, die sich Kunst nennt – aber vielleicht nicht ihr ganzes Wesen; noch nicht einmal eine Photographie gibt einfach Realität *wieder*, sondern eine technisch replizierte Version von ihr. Hingegen scheint (2), die Rückversetzung in den vorigen Stand, auf

den ersten Blick nicht viel Sinn zu machen: Das Kunstwerk führt die Natur ja nicht zu ihrem Ursprung zurück (na gut, einige eher metaphysisch gesinnte Ästhetiker würden sogar das behaupten: große Kunst ist nicht nur eine zweite Natur, sondern eine wahrere und damit sozusagen im platonischen Sinne ursprünglichere, weil näher an der Ideenwelt, der allein Sein zukommt). Aber vielleicht könnte man den Gedanken so wenden, dass das etwas ist, was im Rezipienten des Kunstwerks geschieht: Seine ästhetische Auffassung verleiht der im Kunstwerk aufgehobenen Natur *wieder* eine neue Art von – Realität? Na gut, auch ein wenig metaphysisch, aber definitiv ein Gedanke, den man ein wenig *hin und wieder* wenden könnte. (3) schließlich ist vielleicht die interessanteste Wendung: Demzufolge würde das Kunstwerk, vermittelt über den Künstler, in einen Austausch mit der Natur treten, ein Geben und Nehmen, eine Verhandlung, ein angereichertes Echo als Widerhall. Kunst ist eine Widerrede zur Natur. Vielleicht so?

αωαωαω

Waten und Wavellit

„Waten und nicht schwimmen“; das sagt Goethe ganz gern und ziemlich oft dann, wenn es schlammig um ihn wird im Elemente. Man möchte ja lieber schwimmen, so wie man lieber fliegen möchte; aber im wirklichen Leben, in dem wir alle „*weben und wesen*“ (aber das kommt weiter unten), wird *gewatet* und gegangen. Zu Fuß, Storchenschritt für Storchenschritt, auch keine Siebenmeilenstiefel (da würde der Schlamm nur spritzen). „*Meine Geschäfte gehn stille hin, Zerstreung hab ich nicht, meine Erholungen selbst sind absichtlich und gebunden, zu dir allein kann meine Seele noch einen Flug nehmen, denn in irdischen Dingen gilt w., nicht schwimmen*“, so heißt das beim Meister, geschrieben wird natürlich an die Verehrteste von allen, zu der das Herz immer wieder – na gut, wohl eher fliegt denn schwimmt, denn Herzen *waten* nicht. Oder doch? Im Sumpf der Gefühle, verwandt dem Gewühle, ach, der Reimzwang knippt

wieder heute. Also noch einmal, zum Mitschreiben: *Gewatet* wird dort, wo das eigentlich und hoffentlich Flüssige sich zum Schlammigen stockt und verstockt; Poesie hingegen ist Verflüssigung, nicht nur des Herzens, sondern des ganzen stockigen, *watenden*, in Geschäften und Zerstreuungen versumpfenden Ich, das auf einmal seine Schwere verliert und sich mit einem Sprung, kopfüber, herzüber, ins Element des Schaffens stürzt.

„*Schwimmen, und nicht waten*“, jeder, der einmal ganz ehrlich und wirklich und haltlos im Meer geschwommen ist, weiß im Übrigen aus Erfahrung, was das ist. *Vom Schwimmen in Seen und Flüssen* hat auch der große Frei-Schwimmer Bertolt Brecht geschrieben, das ist zwar eher ein Lob der Faulheit und des Treibenlassens, des eher Schlammigen, aber trotzdem, schon damit Brecht und Goethe hier einmal in einem Satz genannt und gewürdigt werden: Beide wussten, dass man ab und zu ins Wasser springen muss und alles andere hinter sich lassen, auch die Kleider. Danach wird weiter *gewatet*.

Dann kommt der *Wavellit*, der nur genannt wird, weil das Wort so schön ist, dass man es gleich nochmal sagen möchte: *Wavellit*, wie weich das klingt! Im Zitat kommen noch schöne Wörter hinzu, man findet den *Wavellit*, den „*schaligen*“, nämlich am „*grauwackigen Sandstein und in Klüften*“. Das könnte man sogar erotisierend lesen, aber das ist gar nicht gemeint. Als Kontrast jetzt die Erläuterung als *Wikipedia*, die immerhin auch so viele neue Wörter hat, dass man mehrere *Pangrams* (die neue Wortfindungs-Leidenschaft der Redaktorin) damit üppig bestücken könnte: „*Es kristallisiert im orthorhombischen Kristallsystem ... und entwickelt überwiegend halbkugelige bis kugelige, traubige und radialstrahlige Mineral-Aggregate bis zu vier Zentimetern Durchmesser, aber auch krustige Überzüge und selten auch prismatische, isometrische bis langgestreckte Kristalle.*“ An dem Bild daneben kann man lernen, dass ein Bild mehr sagt als tausend Wörter, er ist tatsächlich auch recht hübsch anzuschauen, der *Wavellit*, wenn auch nicht so weich, wie er klingt, sondern eher zackig. Benannt wurde er, soviel Bildungsfernsehen muss sein, natürlich nach seinem Entdecker William Wavell, dann aber auch noch nach

einem anderen Entdecker als ‚Fischerit‘ und schließlich nach einem dritten als ‚Uhligit‘. Aber nichts davon kann mit *Wavellit* konkurrieren, manche Leute haben halt einfach Namen, nach denen möchte man irgendwas benennen, es muss auch gar nicht bedeutend sein.

αωαωαω

Weben

Das Wort des Tages war aber eindeutig *weben*. Immerhin hat die Redaktorin dazu auch die eine oder andere bereichernde Kindheitserfahrung, es war nämlich eine Handarbeit, die ausnahmsweise ein wenig Spaß gemacht hat; wie man die bunte Wolle durch die aufgespannten Fäden schlängelte und daraus kleine Muster erwuchsen, das war recht beruhigend und nicht besonders technisch schwierig; die Deckchen und Taschen haben einen Platz im Herzen und sogar im Haushalt gefunden und behalten bisher weitgehend ihre Farben (auch wenn die Farbzusammenstellung die eine oder andere jugendliche Geschmacksverirrung konserviert). *Weben* hat was. Findet auch Goethe, der sich mit dem Thema gründlich-technisch für die *Wanderjahre* auseinandergesetzt hat; und mit der damit verbundenen *Weberindustrie* in den Schweizer Bergen, und mit *Webstuhl* und *Webschiffchen* und *Webermeister* samt *Webermeisterstück* sowie *Weber* und *Weberin* (was nicht das Gleiche ist, kommt aber erst später). Insofern: Ja, es geht durchaus auch um *Weben* im wörtlichen Sinne, und wie eigentlich meistens weiß der poetische Webmeister, wovon er spricht.

Was die Redaktorin hingegen nicht wusste, ist, dass es dazu auch ein recht schönes Bibelwort gibt, dass sie verdachtshalber Martin Luther zuschreiben möchte, der einen Sinn hatte für rhetorisches Geschnackel (‚Hendiadyoin‘ heißt das Kunststück, und niemals, niemals, niemals wird die Redaktorin die Vokale auf Anhieb vollständig und in der richtigen Reihenfolge platzieren, es gibt immer einen Knoten im Gewebe!). Was er mit Thomas Mann teilte, der so etwas wie „*schön und hübsch*“ sagen

konnte, und es sogar meinen. Also, die Stelle ist die *Apostelgeschichte*, und es ist ein dreifaches Hendia-Dingsda, und es geht natürlich um den Herrgott, den lieben, in dem wir „*leben, weben und sind*“, mit der Ergänzung: „*wie auch etliche Poeten bei euch gesagt haben*“. Dem könnte man nachgehen (*bei wem denn bitte?*), wir bleiben aber bei dem Wortlaut und sinnieren ihm ein wenig nach, wir könnten auch sagen: bewegen ihn in unserem Herzen. *Leben, weben und sein* – ach, wer das doch könnte in schöner geschlossener und in sich vielfältiger Dreieinigkeit! Wir aber, die sumpfwieselig durchs Leben Watenden, stöhnen mit Goethe: „*In der Lage in der ich mich befinde, habe ich mir zugeschworen an nichts mehr Theil zu nehmen als an dem was ich so in meiner Gewalt habe ... denn leider ... lösen einem die Menschen gewöhnlich wieder auf was man mit großer Sorgfalt gewoben hat!*“ Zwar halten die Täschelein und Decklein, die selbst-gewobenen, erstaunlich gut, aber so vieles andere zerfällt, löst sich auf, wird wieder zu irrenden Einzelfäden (ja, das Alter. Ja, die Krankheit. Ja, ja, ja...). Gott aber, oder, wie Goethe so viel lieber zu sagen pflegt: die Natur (es ist aber das Gleiche), „*lebt, webt und ist*“.

Faust erkennt das angesichts des Mikrokosmos: „*Wie alles sich zum Ganzen webt,/Eins in dem andern wirkt und lebt!/Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen/Und sich die goldnen Eimer reichen!*“ Na gut, die „goldenen Eimer“ wirken ein wenig lächerlich, und die Kommentatoren streiten sich, ob sie das sein sollen (man kann sie auch hochsymbolisch und mystisch und poetologisch lesen und die Himmelsleiter dazu denken oder die Sonnengefäße oder was auch immer, und wie immer kann man am besten beides). Aber der Punkt ist klar: Die Natur ist dasjenige, in dem alles ineinanderwirkt, und nicht so menschlich-watend nacheinander, im Gänse- oder Storchenschritt der starrsinnig-linearen Kausalität. Nein, immer zwei Bewegungen, hin und her, wie das Weberschiffchen, auf und nieder, wie die goldenen Eimer; und nicht ist eines besser und eines schlechter, wie die immer parteiischen Menschen meinen (Auf ist besser als Nieder; Links ist besser als Rechts; oder war es umgekehrt?): „*Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das Leben der Natur; dieß ist die ewige Systole und*

Diastole ... das Ein- und Ausathmen der Welt, in der wir leben, weben und sind“. Sogar wir, die armseligen Menschlein, haben Teil an diesem großen leben und weben, weben und wirken, regen und weben; aber nur, wenn wir uns auch regen und wenn wir wirken wollen und wenn wir dadurch erst im Voll-sinn: LEBEN! (selbst das Lebenlassen erfordert ein Wirken und nicht nur ein Dulden; eins durch das andere).

Aber genug des Pathos, denn *weben* kann auch ziemlich lustig sein. Natürlich sieht das dann eher Mephisto, das dunkle Gegen-Seiten-Neben-Stück von Faust (sie sind aus dem gleichen Gewebe, das eine ist die Vorderseite, der andere die Rückseite, sozusagen), und das Zitat ist so schön, dass die Redaktorin es gleich in ihre Philosophie-Schelte-Sammlung aufnehmen möchte: „Zwar ist's mit der Gedanken-Fabrik/Wie mit einem Weber-Meisterstück ... Der Philosoph tritt herein/Und beweis't euch, es müßt' so sein.. Das preisen die Schüler aller Orten,/Sind aber keine Webermeister geworden.“ Jaja, das Nachplappern hat noch nie einen ordentlichen Teppich gemacht, und schon gar kein Meisterstück; und Angestellte in der öffentlichen Gedanken-Fabrik, auch gelegentlich: Universität genannt, werden nicht für ihre Meisterschaft im Denken bezahlt, sondern – naja, eher für ihr wesen denn für ihr *weben* (natürlich das eine ohne das andere verstanden). „Gedanken-Fabriken“ sind gar nicht so selten heutzutage; der Meister hat noch ein zweites Beispiel, diesmal geht es um die französische *Encyclopedie, ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et de métiers*, das große Glanzstückchen der Aufklärung, das einer ganzen Sparte von industriellen und industriösen Meisterdenkern der Zeit seinen Namen gegeben hat, den *Enzyklopädisten* nämlich. Dem Meister hingegen, wenn er eine Seite es „ungeheuren Werks“ aufschlägt, ist es „zumute, als wenn man zwischen den unzähligen bewegten Spulen und Webstühlen einer großen Fabrik hingehet, und vor lauter Schnarren und Rasseln ... in Betrachtung dessen, was alles dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen, sich den eigenen Rock selbst verleidet fühlt“. Das muss man sich auch ein wenig auf der Zunge und in den Ohren zergehen lassen, wie hier auf einen Schlag die Meisterdenker, ihr werkstattmäßiges Schaffen und, ganz unter der Hand, die

Verfremdung des Menschen von seinen eigenen Gedanken und Wörter verwoben werden! „*Den eigenen Rock verleidet*“, ja, das kann einem gelegentlich passieren beim Selbstdenken, wenn man zu sehr ins Geläufige gerät. Denn der „*sausende Webstuhl der Zeit*“, mit dem der Geist der „*Gottheit lebendiges Kleid*“ gewebt hat und *webt* und weiter *weben* wird – er saust uns um die Ohren, so wie dem armen Zauberlehrling sein Besen, der auch immer weiter hin und her wischt, hin und her und hinauf und hinab, und heute ist es die *AI*, die große Sprach-Maschine, auch genannt: ChatGPT (konnte denn kein *Wavel* kommen und ihr einen schöneren Namen geben?), die uns um die Ohren saust, „*sie weben, sie weben, sie weben, die Chatbots, / das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht, / Wir weben emsig Tag und Nacht - / Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch, / Wir weben hinein den dreifachen Fluch, Wir weben, wir weben!*“ – nein, Entschuldigung, das war natürlich der eher mephistophelisch angehauchte Heine, aber die Redaktorin könnte ja wetten, dass dieser Meister durchaus die Worte unseres Meisters dabei im Ohre hatte?

Wie auch immer, eines geht noch. Im Blick also auf den *Codex Juris Zivilis* schreibt der noch sehr junge und sehr freche Goethe, kaum den Klauen des akademischen Rechtswesens entronnen: „*Nicht wegen des Ursprungs des römischen Gesetzbuchs; sondern, weil man nirgend so deutlich siehet, wie viele krumme Wege der menschliche Geist gehet, ehe er seine anererbte sinnliche Begriffe bis auf einen gewissen Grad verfeinert; und wie schwer es ihm ist, den rechten Grad der Verfeinerung zu treffen, wenn er einmal im Gang ist, zu raffiniren. Was der rohe und starke alte Römer zu einer Zeit, da jeder Zweck seiner Handlung sinnlich war, erfand und festsetzte; wie haben das nachher die Prudentes, die Prätores, und Redner durch Fictionen und Erklärungen ausspinnen müssen, bis ein solche Gewebe zu stand kam, wie das Römische Gesetzbuch ist? Und was für eine mikrologischen Seele muß der Herr der halben Welt und seine Räthe gehabt haben; als sie sich zum Webstuhl setzten, und aus solchen Fäden ein Band verfertigen wollten, das so viele Nationen zusammen halten sollte? --- Verdiente dieser in die Augen fallender Gedanke keine Rücksicht? und wäre es nicht besser gewesen, ihm nachzuhängen*“ - hier unterbrechen wir den Jung-Meister, der

sehr schön und korrekt referiert hat, was ihn sein Studium über die Entstehung des *Codex* gelehrt hat (was uns Nicht-Juristen dann, der Gedanken-Fabrik sei Dank, *Wikipedia* erläutert, aber das möge jede selbst nachlesen), denn wir wollen wenigstens kurz dem einen oder anderen Begriff nachsinnen, den er uns hingeschleudert hat wie man einen hungrigen Hund mit Fleischbrocken ködert (nee, der Redaktorin ist kein vegetarischer Vergleich begefallen, sie muss außerdem gleich das Abendessen kochen): „*Angeerbte sinnliche Begriffe*“; „*mikrologische Seele*“, die Dreiheit von *Prudentes*, *Prätores* und *Rednern* (warum eigentlich nicht das klanglich doch näherliegende *Rhetores*?), da verblasst sogar der hinterher hinkende Webstuhl für einen Moment in seinem Wortwert. Aber er ist trotzdem auch eine schöne Metapher für die Fallstricke des Gesetzes, seine intrikaten Verflechtungen, seine bestrickende Genauigkeit und seine mechanische Gleichheit. Doch, doch, das passt schon. Lieber aber mögen wir das Gewebe der Natur.

Als letztes ein Ausflug in die Geschlechter-Topologie. Denn es gibt den *Weber* und die *Weberin*, und das ist gar nicht das Gleiche in Pink. Denn *Weberinnen* werden, ebenso wie die *Spinnerinnen*, gern für die Anmut ihrer Haltung und die Zierlichkeit ihrer Bewegungen gelobt, es gibt sogar Lieder darüber im volkstümlichen Liedgut; von „*hübschen und zierlichen*“ männlichen Webern hingegen ist niemals die Rede, und das Lied vom liebreizenden Webersmann hat auch noch keinen *Grand Prix* gewonnen. Nein, wenn Frauen hübsch aussehen beim Schaffen, sind wir sogar für weibliche Berufstätigkeit (na gut, Lehrerinnen vielleicht eher nicht. Trotzdem)! Der Webersmann hingegen wird recht gern als Meister gedacht. Aber das einschlägige Zitat dafür ist irgendwie trotzdem geschlechter-gerecht, auf einer höheren Ebene nämlich: „*So schauet mit bescheidnem Blick/Der ewigen Weberin Meisterstück,/Wie ein Tritt tausend Fäden regt,/Die Schifflein hinüber herüber schießen,/Die Fäden sich begegnend fließen/Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt!/Das hat sie nicht zusammen gebettelt,/Sie hat's von Ewigkeit angezettelt;/Damit der ewige Meistermann/Getrost den Einschlag werfen kann.*“ Da sind nicht nur eine Menge lustige Weber-Wörter versteckt,

sondern auch ein paar originelle Reimpaare (*schießen-fließen; betteln-zetteln*) und einige rhetorische Meisterstückchen (der „*schlagende Schlag*“); ein wenig altertümliche Wortgeschichte obendrein (das *betteln* kommt vom *bitten*, und Goethe verwendet es gern auch für eine bestimmte Art künstlerische Nachahmung im nicht-wertschätzenden Sinne), und schließlich: jede Menge Geschlechterdynamik! Sieht man nicht geradezu den „*ewigen Meistermann*“, wie er zum Wurf ausholt? Die *ewige Meisterin* ist ihm aber schon zuvorgekommen. Wer war zuerst dazu, der Zettel oder der Einschlag?

αωαωαω

Wurf

Wurf. Nun sind wir schon weit im W, aber irgendwie ist *Wurf* kein großer Wurf; das Wort bringt die Gedanken nicht so richtig in Schwung. Wenig wird real geworfen, gerade mal Konfetti beim Römischen Karneval, oder es fliegen Teller bei einer Wirtshausprügelei, der Text bleibt aber auch Ent-Wurf. Na gut, Ent-Wurf das ist wenigstens etwas, machen wir das nicht alle, wir Projektenmacherinnen, Entwürfe über Entwürfe, und die Redaktorin erinnert sich äußerst peinlich daran, wie viele ihrer mit großem Schwung ausgeholten jugendlichen realen Ballwürfe endeten: nämlich nicht mit einer schön gedachten, sich parabel-freundlich biegender Wurfbahn in wenigsten mittleren Weiten niederkommend. Sondern praktisch direkt vor ihr in den Boden eindonnernd. Irgendwie konnte sie nicht loslassen, und wenn doch, dann rammte sie das Ding in Grund und Boden. Nein, keine Glückwürfe damals bei den *Bundes-Jugendspielen*, oder wie immer das hieß, als man noch dachte, die Jugend ließe sich ertüchtigen. Aber der Meister weiß Trost, wie immer. „*Man denke sich die Natur, wie sie gleichsam vor einem Spieltische steht ... Stein, Tier, Pflanze, alles wird nach einigen solchen Glückswürfen beständig von neuem wieder aufgesetzt, und wer weiß, ob nicht auch der ganze Mensch wieder nur ein Wurf nach einem höhern Ziele ist?*“ Und vielleicht ja auch zu hoch gezielt und

zu bald abgestürzt, nicht einmal eine schöne Flugbahn, der Menschenwurf? Katzen, ja, das sind echte Glückswürfe gewesen. Koalabären. Vögel, ganz allgemein, die Meister der vielfältigsten Flugbahnen. Der Frühling, draußen, ganz großer Glückswurf. Tiere *werfen* ihre Jungen, und lange Gewänder *werfen* Falten, und Körper *werfen* Schatten, und bei Goethe *wirft* sogar das Licht irgendwas. Geht alles ganz einfach und von Natur aus gut. Nur die Redaktorin kämpft noch immer mit ihren Unglückswürfen und mag das Wort deshalb immer noch nicht (es gibt auch keine Synonyma. Was wirklich befremdlich ist. Der *Wurf* ist ein Grund- und ein Wurzelwort?) Deshalb schnell weiter zum nicht gar entlegenen:

αωαωαω

Würfel

Würfel: Ein Kulturobjekt, wenn es je eines gegeben hat. Schon immer hat es die Mathematiker fasziniert, dieses Gebilde aus sechs gleichseitigen Quadraten, auch Hexaeder genannt; und gleich nach ihnen kamen die Spieler und brachten die Spielsucht (im Mittelalter wohl epidemisch verbreitet, es gab eine ganze Würfelliteratur zu ihrer Bekämpfung) und den Glückswürfel und den gezinkten *Würfel* mit sich. Um Christi Kleider *würfelten* die Soldaten unter dem Kreuz (was nichts Gutes über ihre Besoldung vermuten lässt), und *alea iacta est* sprach Caesar spruchgewichtig am Rubikon: Jetzt gab es kein Zurück mehr (und das alles nur, weil der blöde Trompeter zu früh zum Angriff gepustet hatte...). Denn wenn der *Würfel* einmal gefallen ist, gilt kein Einspruch, keine Widerrede, kein Würfel-Veto. Man kann nur noch, so auch der Super-Pragmatiker Goethe, das Beste aus dem Ergebnis machen, seine Steine danach setzen, seine Strategie anpassen. Oder man macht es so wie die Frauen, die Wankelmütigen: „*Sie fallen zwar immer auf eine Seite, aber sie werfen immer eine andre Zahl*“! Na gut, Gespräch, etwas apokryph überliefert, und als Maxime vielleicht nicht der ganz große *Wurf*; aber man kann es ja auch positiv wenden: Wer sind

wir Frauen, uns einem dummen Würfelwurf zu unterwerfen, hey? Weitere Würfelweisheiten: „*Ein Ritter nimmt nichts geschenkt, und eine Hausfrau würfelt nicht*“ – wahrscheinlich ist die schwäbische Hausfrau gemeint, das Muster an Hausfraulichkeit, Sparsamkeit und Ordnung. Nee, die Redaktorin *würfelt* auch nicht, wenn mal wieder gestaubsaugt werden muss. Egal wie der *Würfel* fällt: Es ist immer ihr Job...

Apropos *Würfelwurf*. Da beschreibt der Meister eine psychologisch ganz interessante Erfahrung aus seiner Jugend (und wir zählen gute 100 Jahre vor Freud): „*Mit welchen sonderbaren Eigenheiten sind wir doch geboren! welches unbestimmte Streben wirkt in uns! wie seltsam wirken Einbildungskraft und körperliche Stimmungen gegen einander! Sonderbarkeiten meiner frühen Jugend kommen wieder hervor. Wenn ich einen langen Weg vor mich hingehe und der Arm an meiner Seite schlenkert, greif' ich manchmal zu, als wenn ich einen Wurfspieß fassen wollte, ich schleudre ihn, ich weiß nicht auf wen, ich weiß nicht auf was; dann kommt ein Pfeil gegen mich angeflogen und durchbohrt mir das Herz; ich schlage mit der Hand auf die Brust und fühle eine unaussprechliche Süßigkeit, und kurz darauf bin ich wieder in meinem natürlichen Zustande. Woher kommt mir die Erscheinung? was soll sie heißen und warum wiederholt sie sich immer ganz mit denselben Bildern, derselben körperlichen Bewegung, derselben Empfindung?*“ Was machen wir nun daraus? Eine neurologische Erkrankung im Frühstadium, eine manische Zwangshandlung? Ach, wir machen gar nichts draus. Wir überlegen einfach, ob wir auch so etwas haben (ja, in schwacher Form, es sind eine Art kleine Übersprungshandlungen, aber sie sind nicht ganz so befriedigend und nur schwach erinnerungshaltig); oder ob wir so etwas haben wollten. Vielleicht versucht es die Redaktorin mal, wenn sie demnächst hoffentlich wieder spazieren gehen darf: eine energische Bewegung, so als würde sie die Krücken wegwerfen, der Klumpschuh fliegen hinterher, macht eine elegante Pirouette und durchbohrt dann im Rückflug das Bein, das sich aber ganz stabil und gesund und fröhlich anfühlt danach. Die Redaktorin macht daraufhin einen kleinen Luftsprung, und – nein, lieber nicht. Das wäre ein wenig arg mit seinem Glück *gewürfelt*.

αωαωαω

Würgen

Würgen hinterlässt zum Glück auch keine bleibenden Spuren; außer einem schönen Bild für bestimmte Arten der Lektüre: „das Büchlein hat zwar an seiner Vorrede einen honigsüßen Rand, an seinem Inhalte aber würgen wir andere Laien gewaltig“. Kommt vor. Meistens führt das Weiterlesen aber eher zu geistiger Verstopfung, da hilft nicht mal ein ordentliches Gewürge. Schuld sind wahrscheinlich, denn sie sind irgendwie an allem schuld: die

αωαωαω

Wurm

Würmer. Die armen Würmer, totale Nieten im Schöpfungsgefäß der Natur, ein Wurf, der einfach nicht abheben wollte, und seitdem kriechen sie daher, in jeder Kette das unterste Glied, vielfach getreten, aber wenn man sie tritt – dann krümmen sie sich (wir werden später dazu kommen). Durch die Bibel kriecht der *Wurm* ganz gewaltig, nämlich als Bild für die Unbedeutendheit des Menschen schlechthin im Angesicht Gottes (oder des Universums): „Siehe, auch der Mond scheint nicht hell, und die Sterne sind nicht rein vor seinen Augen – wie viel weniger der Mensch, eine Made, und das Menschenkind, ein Wurm!“ Buch Hiob, natürlich. Dazu kommt seine Verwandtschaft mit der Schlange, dem Würger schlechthin, das hilft auch nicht, imagemäßig. Und trotzdem, man soll es nicht glauben, erweist sich Goethe gerade beim Blick auf den *Wurm* allen Übels als Tierrechtler: „Jedes Wesen das sich als eine Einheit fühlt, will sich in seinem eigenen Zustand ungetrennt und unverrückt erhalten. Dieß ist eine ewige nothwendige Gabe der Natur, und so kann man sagen, jedes Einzelne habe Charakter bis zum Wurm hinunter, der sich krümmt wenn er getreten wird“. Würmer sind, würde man heute sagen, nämlich empfindungsfähige Wesen, und

dementsprechend: als Lebensform mit eigenem Wert zu würdigen (*Würmer* sind Freunde und kein Vögelfutter!)

Andererseits sind da die Krankheitswürmer, Bandwürmer und ähnliches Ungeziefer. Auf den Märkten schnitten die Wurm-schneider den Bürgern den *Wurm*, was von vage gesundheitlich-positivem Wert sein sollte, aber statt *Würmern* nur Geld geschnitten hat. Das hat sich nicht gekrümmt, niemals. Geld nämlich hat, im Unterschied zu *Würmern*, keinen Zweck in sich selbst, und das ist eine Lektion, die sogar ziemlich wichtig sein könnte.

αωαωαω

Würze und Wurzel

Bleiben wir bei den Paaren, die diese Strecke offensichtlich begleiten: Nach *Wurf*+*Würfel* und *Würgen*+*Wurm* haben wir nun *Würze*+*Wurzel*. Na gut, hier mag es eine Gemeinsamkeit in irgendeinem etymologischen Wurzeltrieb geben, und die Etymologie kann man auch mit Fug und Recht die *Würze* der Linguistik nennen; sie treibt die lustigsten Luftwurzeln in der Spekulation und findet überall *Wurzelpunkte* für neue Abzweigungen. Aber erstmal zur *Würze*, einem sehr anschaulichen Beispiel für einen kurzen Weg von der konkreten zur abstrakten Bedeutung. Denn *Würze* verleihen den Speisen die Gewürze und das Salz vor allem; sie erst lassen den Geschmack erkennen, der verborgen ungewürzt recht langweiligen Substanzen einwohnt. Und lässt sich das nicht geradezu im Handumdrehen übertragen auf eine ganze Reihe von Dingen, die ungewürzt langweilig vor sich hin plätschern: ein müdes Gespräch, ein längliches Buch, der allzu friedlich dahindämmernde Feierabend, ja, das ganze zäh sich ziehende und in Wiederholungen sich nur verdickende Alltagsleben? *Würze*, das ist es, was wir brauchen: die *Würze* des Lebens (gute Bücher, sagt Goethe, wenig erstaunlich, oder: Das Gewürzregal des Lebens ist ein Bücherregal!), die *Würze* des Schreibens und Lesens durch Humor, Satire, Ironie; die *Würze* des Gesprächs und der geselligen

Vergnügungen durch Anekdoten, Lebenserfahrung, Weisheit. Ach, das wussten alles schon die Alten, der Topoi vom Salz der Satire ist schon ziemlich eingetrocknet, aber nichtsdestotrotz wahr.

Was man aber auch sieht: Überwürzte Speisen sind genau so wenig zuträglich; weder dem Magen noch dem Geiste. Abschmecken, das ist es, worauf es ankommen. Das weiß die Hausfrau, nicht nur die schwäbische. Wir aber kommen in einem kühnen Sprung von den würzenden Hausfrauen zu den heilenden *Wurzeln* der *Wurzelweiber*. Und was gibt es nicht alles für *Wurzeln*! Zahnwurzeln (niemals eine Quelle von Freude, niemals!), Zahlwurzeln (na gut, wenigstens für Mathematiker), Sprachwurzeln (*Wurzel* scheint eine zu sein: Es gibt auch kein wirklich gutes Synonym), Wurzelgemüse (gesund, siehe *Wurzelweiber* und *Wurzelkräfte*) und natürlich: Pflanzenwurzeln überhaupt. Und zu ihnen hat der Meister sogar eine gewisse Neigung, weil sie ein wesentlicher Teil seiner Idee der Metamorphose sind: Denn wie eine Pflanze einen „Nabelpunkt“ und einen „Herzpunkt“ hat, von denen jeweils neue Bildungen ihren Ausgang nehmen können, so gibt es auch den *Wurzelpunkt*: Von da an verwurzelt es sich ins Weitere. Zudem findet ein reger Verkehr zwischen den Blättern und den *Wurzeln* statt, hinaus und hinab geht es im ewigen Wechsel, es ist der Atem der Bäume, den noch unsere *tree hugger* spüren mögen: Hinauf und hinab, eine der Grundformen des ewigen Wechsels in der Natur, Systole und Diastole, Aus und Ein verwandt.

Und so *wurzelt* es auch im Menschen, im ewigen Wechsel von Bewusstsein und Unbewusstsein (ja, immer noch *prae-Freud*): „Der Mensch kann nicht lange im bewussten Zustande oder im Bewusstsein verharren; er mus sich wieder in Unbewusstsein fluchten, denn darin lebt seine Wurzel“. Auch der Mensch hat seinen dunklen Grund, in den es ihn immer wieder hinab zieht (zu den Müttern zum Beispiel); aber aus seinem dunklen Grund wachsen und strömen auch Kräfte noch oben ins Helle, zu den Trieben und Zweigen und Kronen. Und dort oben wird dann, gut versorgt mit *Wurzelkräften*, das produziert, was der Meister von

sich selbst loslöst und ins Helle schickt: „*das was von meinen Bemühungen im Drucke erschienen, sind nur Einzelheiten, die auf einem Lebensboden wurzelten und wuchsen, wo Thun und Lernen, Reden und Schreiben unablässig wirkend einen schwer zu entwirrenden Knaul bildeten*“. Schreiben *wurzelt* im Leben, das kann man direkt so sagen; das macht es nicht besser und nicht schlechter und gewiss nicht einfacher: Denn vieles setzt sich dort fest im Untergrund – die Französische Revolution zum Beispiel, die der Meister einfach nicht los wird, so arg er auch daran zieht; und die *Wurzeln* treiben immer weiter nach unten, ins Eigene, ins Dunkle, und wenn man sie dann ausreißt – entwurzelt man immer auch sich selbst.

Das ist Autorschaft, ihr Segen und ihr Fluch: Sie *wurzelt* tief im Leben, und sie treibt daraus ihre Blätter und Blüten; aber die Ernte wird verkauft. Manchmal klebt noch etwas Wurzelschlamm daran.

αωαωαω

Wust

Und am Ende kam der *Wust*, der reale und der übertragene; ein eigentlich ganz freundliches Wort in seiner Kürze, *Wust*, es hat auch gar keine Verben hervorgebracht (er, sie, es *wusten*?) oder Adjektive (die Wohnung sah wieder *wustig* aus heute). Es steht einfach da für sich und wartet auf die erfreuliche Ordnung. Goethe war, vor allem was seine Sammlungen und seine schriftlichen Zeugnisse anging, ein außerordentlich ordentlicher Mensch, der den *Wust* verabscheute, sich ihm aber stellte, wenn er denn nun einmal zum Nachlassverwalter eines ziemlich wustigen Gelehrten namens Büttner gemacht wird; wieder dem Universum ein Stück Chaos abgerungen, auch wenn die Entropie darüber nur müde kichert! Der *Wust* schlechthin lebt nicht nur in der Gelehrtenstube, sondern auch in den Städten (Berlin! Schon damals Hauptstadt des Wustes!); das aber, was man auf dem Lande tut, wo man Zeit für das Richtige und Platz für das zu Ord nende hat, ist: „*Sie errichteten auf dem Flügel des*

Hauptmanns eine Repositur für das Gegenwärtige, ein Archiv für das Vergangene; schafften alle Documente, Papiere, Nachrichten, aus verschiedenen Behältnissen, Kammern, Schränken und Kisten herbei, und auf das geschwindeste war der Wust in eine erfreuliche Ordnung gebracht“. Oder man flieht gleich in die Berge: „Auf dem Gickelhahn dem höchsten Berg des Reviers ... hab ich mich gebettet, um dem Wuste des Städgen, den Klagen, den Verlangen, der Unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen“. Auf dem Gickelhahn ist bis heute recht schön auszuharren; man hört gelegentlich ein Vogelzwitschern, der Thüringer Wald rauscht sehr sanft und ein wenig langweilig, und Goethe ritzte unsterbliche Verse in die Holzhütte ein: „Über allen Wipfeln ist Ruh“. Zwar ist der Tod eine ziemlich wusthafte Angelegenheit, körperlich betrachtet; aber im Kopfe herrscht dann endlich einmal Ruh und Schweigen. Und dass das ein großer Trost ist angesichts der existentiellen Verwustheit des Seins – das wusste der Meister schon lange.

αωαωαω

Wechseln

Gewechselt wird wahrlich viel in so einem ganz normalen Leben (was immer das sein mag): die Wäsche und die Stellung, die Rollen und die Ringe, die Umstände und die Zustände, die Briefe und die Küsse, die Meinungen und die Neigungen, die Plätze und die Worte, die Rüstungen und die Trikots (ja, wirklich auch die Rüstungen, offensichtlich uralter kulturgeschichtlicher Brauch!); und manchmal wechselt sogar die „*Paradieseshelle mit tiefer schauervoller Nacht*“ (*Faust*, natürlich, wie immer im Extremwechsel). Der Meister selbst ist ein Wechselmeister, was war er nicht alles in seinem wechselvollen, oder sollten wir besser sagen: wechselreichen (Neologismus der Redaktorin, nicht des Meisters!) Leben! Wo Leben ist, ist *Wechsel*, und das hat, so hat die Redaktorin gelernt bei dieser Strecke zwischen *wechseln* und *wecken*, die sicherlich eine der interessantesten ist überhaupt, zweierlei Konsequenzen: Leben, das ist die

unberechenbare *Wechselhaftigkeit* des Schicksals, das uns durch den Kakao und durch die Suppe und gelegentlich durch Sümpfe des Seins zieht (am eigenen Zopf und Schopf, genau, genau). Aber dieser (scheinbar) zufällige, weil von äußerlichen Umständen (scheinbar) jenseits unserer Kontrolle bestimmte Glücks- und Stimmungswechsel, wie er sich am deutlichsten im wechselhaften Wetter demonstriert (gerade regnet es das erste Mal seit Wochen, die Redaktorin ertappt sich bei dem Ausruf: „Es regnet, ach, wie schön!“), er kann nur so (scheinbar) unberechenbar und zufällig und schicksalhaft sein, weil das menschliche Leben sich seiner Natur nach zwischen Extremen vollzieht: Es gibt nicht nur gutes und schlechtes Wetter (sehr relativ, wie wir gerade gesehen haben), „*Paradieseshelle und tiefe schauervolle Nacht*“ (nicht in den Sommernächten, die die Redaktorin gerade gesehen hat, die heute noch mehr als sonst dazwischenreden muss), undsowweiter, nein: Es gibt Leben und Tod, und das ist eine Urpolarität, punktum. Wer leben will, muss sterben.

Na gut, schlechtes Beispiel für einen *Wechsel*, diese Polarität ist ein wenig eine Singularität (jedenfalls von der Perspektive des Individuums aus, nicht der Natur insgesamt; man könnte auch sagen: ein *wicked problem*, einfach, weil die Redaktorin auch diesen Begriff gerade gelernt hat). Also nehmen wir lieber das Lieblingsthema des Meisters her, die Farben nämlich. Sie kommen in komplementären Farbenpaaren: Rot ruft Grün hervor, Gelb schreit nach Lila, und Orange will Blau. Gemeinsam bilden sie aus ihren drei Gegensätzen einen schönen runden Farbenkreis, den der Meister recht nett hingetuschelt hat und der seitdem ungefähr jede zweite Goethe-Konferenz auf diesem Planeten zielt. Was bedeutet das nun für den *Wechsel*? Das kann jede sehen, die die vom Meister mühsam vorskizzierten und all seinen Weimarer Bekannten und Besuchern vorgeführten, ob sie wollten oder nicht, Farbenlehre war ein *bug* in Weimar, also: Was man sehen kann, ist, dass eine Farbe ihre Komplementärfarbe wirklich und wahrhaftig und nicht nur irgendwie metaphorisch hervorruft, im Gegen- und Nachbild nämlich. Wer Rot sieht, sieht immer auch ein wenig Grün, wenn er wieder

wegsieht. Hervorrufen: Der *Wechsel* geschieht ganz von allein, von Natur aus, ohne dass wir ihn herbeiwollen; die Komplementarität wohnt ins uns, der *Wechsel* ist uns eingeboren. Wer einatmen will, muss auch wieder einatmen (zweites Lieblingsbeispiel). Wo Anziehung ist (wie beim Magneten), ist auch Abstoßung; sonst ist eben kein Magnet.

Der Meister selbst bezeichnet diese Universalität von komplementärer Wechselwirkung einmal bescheiden mit ungewohnter Bescheidenheit als „*Vermutung*“: „*Vielleicht bestätigt sich die Vermuthung, daß die farbigen Naturwirkungen, so gut als die magnetischen, elektrischen und andere, auf einem Wechselverhältnis, einer Polarität, oder wie man die Erscheinungen des Zwiefachen, ja Mehrfachen in einer entschiedenen Einheit nennen mag, beruhen.*“ Er erfährt es aber immer wieder an sich selbst, und wenn man einmal aufgemerkt hat, merkt man ganz hübsche Wechselverhältnisse allenthalben: Dass das Hören von Dur-Akkorden in Musikstücken zum Beispiel das Bedürfnis nach Moll-Akkorden hervorruft (stimmt, kann die Redaktorin bestätigen). Oder, das hat die Redaktorin in langen Vortragssitzungen an sich selbst bemerkt: Wenn neben einem einer zappelt (meist: ein Mann, der seine Finger oder Beine nicht ruhig halten kann, während ein anderer spricht, mal wieder viel zu lang, wo man doch selbst viel mehr zu sagen hätte!), dann wird sie geradezu zenmäßig über-ruhig. Damit das Gleichgewicht im Raum wieder stimmt. Wenn einer eine allzu oft gehörte, allzu oft nachgeplapperte, allzu einseitige Meinung vorträgt, will der natürliche Widerspruchsgeist in mir die Gegenmeinung vortragen, selbst, wenn er sie nicht ganz selbst glaubt; und so mutierte die Redaktorin in der allgemeinen Kriegsbegeisterung des letzten Jahres ganz natürlich, ganz von selbst, von innen her hervorgerufen: zur Pazifistin. Damit irgendein Gleichgewicht sei, es sei auch nur so temporärer und mesostabil. Das wird dann gern als flatterhafter Meinungswechsel verunglimpft, sei's drum. „*Wie Natur im Schaffen lebt. | Und es ist das ewig Eine, | Das sich vielfach offenbart; | Klein das Große, groß das Kleine, | Alles nach der eignen Art. | Immer wechselnd, fest sich haltend; | Nah und fern und fern und nah; | So gestaltend, umgestaltend/ zum Erstaunen bin ich da*“: Das

kommt man ja nicht jedesmal zitieren, damit jede sehe: Auch im Großen gibt es ein Kleines, im Nahen ein Fernes, im Krieg einen Frieden. Das ist nicht nur eine Frage der relativierenden Perspektive (wie man heutzutage sich gern herausredet), nein: Es ist ein Naturprinzip. Nur im *Wechsel* zwischen *Wechsel* und Stabilität gibt es Leben. Nur in der Stabilität zwischen Stabilität und *Wechsel* gibt es Leben.

Das kann man auch chemisch wenden: „Oder politisch, wo ja auch gern gewechselt wird: Die Regierungen *wechseln*, die Koalitionen, die Fahnen und die Denkmäler; da ist wenig Abwechslung im *Wechsel*, sondern eine Art ewiger Farbenkreis. Oder die Bündnisse. Was sagt der Meister zur Globalisierung als Wechselwirkung unter Völkern und Kulturen? *„aber heut zu Tage, wo durch eine freiwillig einstimmende Bewegung die Völker alle Hindernisse beseitigen und sich wechselseitig zu nähern suchen, heut zu Tage, wo die Nationen geneigt sind, eine durch die andere sich bestimmen zu lassen, eine Art Gemeinde von gleichen Interessen, gleichen Gewohnheiten, ja sogar gleichen Literaturen unter sich zu bilden: da müssen sie, anstatt ewige Spöttereien unter einander zu wechseln, sich einander aus einem höhern Gesichtspuncte ansehen“*. Achja, der höhere Standpunkt. Wenn man jemals wüsste, wo er gerade ist! Er hat sich aber versteckt im Parteienstreit, im Kriegsgetöse, im ewigen Hickhack der Medien. Stattdessen schickt er seinen Stellvertreter vor, er heißt ‚werteorientiert‘ (man ergänze ein beliebiges Substantiv von hohem Abstraktionswert, sagen wir: Außenpolitik. Erziehung. Nein, kein drittes Beispiel). Nein, der höhere Standpunkt ist nicht ein moralischer Leuchtturm, er ist: ein echtes Gemeinsames hinter den äußerlichen Gegensätzen, die man besser als Komplementäre zu denken hat. Das ist eine bleibende Denkaufgabe für Fortgeschrittene, jenseits der ‚einfachen Lösungen‘, die das Schimpfwort des Tages sind (und selbst das beste Beispiel für die Attraktivität derselben: man sagt nur eben ‚einfache Lösungen!‘, und schon hat man gewonnen!), aber am Ende: die einfachste von allen.

Aber, der Widerspruchsteufel in der Redaktorin verlangt entschieden nach *Wechsel* nach so viel höherer Moral und universalistischer Naturphilosophie, wo kommt denn der *Wechsel* nun eigentlich her? Er kommt, wie alle wichtigen Wörter, aus dem Konkreten, nämlich dem ewigen Tauschgeschäft: Eines will, soll oder muss an die Stelle eines Anderen. Und dessen Inkarnation ist bis heute der *Wechsel* im Finanzgeschäft: diejenige Schuldverschreibung, bei der ein Blatt Papier an die Stelle eines konkreten, werthaftern Dinges tritt. Und das man dann, das erläutert schon unser Adelung, anstelle von Geld auch weiter verhandeln kann. Im Wechselhandel zeichnet sich das moderne, immer weiter ins Virtuelle entwichene Finanzmarktgeschäft ab: Wenn Schulden verkauft werden können, dann ist eine erste Stufe der finanziellen Perversion eingetreten, die schwer wieder rückgängig zu machen ist: Zu viele *Wechsel* sind schon in der Welt, sie haben mehrfach den Besitzer *gewechselt*, und dabei sind naturgemäß auch falsche *Wechsel*, ungedeckte *Wechsel* nämlich, und irgendwann fliegen sie auf, eine Menge bedrucktes Papier entflattert in den Himmel, wo es eigentlich schon vorher war, nämlich: jenseits einer Welt konkreter, hand-fester, wahrlich wert-voller Werte.

Wechsel als Schuldverschreibungen sind, aber die Redaktorin weiß noch nicht genau, ob der Vergleich funktioniert: eine Art *Wechselbalg* des ursprünglichen Tauschgeschäftes. Der *Wechselbalg* nämlich ist ein untergeschobenes Kind, gezeugt eigentlich von oder mit dem Teufel oder wenigstens mit dämonischen Geistern, und dann unschuldigen Eltern untergeschoben; Goethes Beispiel dafür ist, und jetzt muss eine kleine Triggerwarnung für die christlich Gesinnten unter uns ausgesprochen werden, sogar die Redaktorin musste beim Lesen schlucken: Christus. Gezeugt von einem Geistwesen und dann einem nichtsahnenden Paar untergeschoben, immerhin: mit Ankündigung. Im Unterschied zum „echten“ *Wechselbalg*, dem puren Teufelswerk also, ist Christus aber, soweit bekannt, nicht missgestaltet oder fehlgebildet gewesen (außer man rechnet seine frühkindliche Begabung oder seine etwas außerweltlichen Fähigkeiten wie das Erwecken von Toten zum Leben dazu; siehe unten unter

,wecken'); ein ordentlicher *Wechselbalg* aber, für den die Hexe dann auch ganz sicher verbrannt wird, bei der man ihn gefunden hat, hat irgendeine körperliche Fehlbildung. Daran erkennt man ihn ja! Muss vom Teufel sein, diese verkrüppelte Hand mit nur vier Fingern, die Hasenscharte (nein, kein drittes Beispiel, dieses ist eine Entziehungskur von der Trinität!).

Ach ja, der *Wechselbalg*, keine Kulturgeschichte, kein Volk kommt ohne ihn aus. Es scheint eine Urangst der Menschheit zu sein, dass die Kinder nicht die eigenen sind (und das kann sogar die Redaktorin verstehen); dass man ihr etwas beigelegt hat, was fremd ist, vielleicht verwechselt nach der Geburt, man weiß ja aus den Medien, dass das immer wieder vorkommt? Dieses andere, seltsame Wesen kann doch nicht Ich sein, ein Teil von mir, von uns, von der schönen Wechselbeziehung unserer Gene? Ist es aber. Ab und zu sind Kinder einem fremd, vorzugsweise eigene. Das ist das Schöne an ihnen, und ihre Genialität.

Zwischendurch, als Pause von den anstrengenden *Wechselbälgern* und den schwierigen *Wechselbeziehungen* erfindet der Meister dann die *Wechselarbeit*: Nein, nicht Schichtarbeit (das kennt er aber auch), sondern eine Art misslungener Gruppenarbeit bei der Erstellung eines bestellten Gelegenheitsgedichtes; mit Schiller klappt das dann besser (dazu kommen wir gleich). Kunst überhaupt ist eine Form, die den Wechsel wertschätzt: Sie kennt das *Wechselgedicht* und den *Wechselgesang* ebenso wie die *Wechselgeschichte*, und in der zeilenmäßigen Wechselrede der Stichomythie inkorporiert sie sogar die *Wechselrede* und das *Wechselgespräch* in ihren argumentativ stärkeren und gelegentlich polemisch angehauchten Formen: Da gibt im knappen *Wechsel* ein Wort das andere, oder, besser gesagt: ruft es hervor! Den Widerspruch, die Er-widerung, den scharfen Wortwechsel der Argumente. Kunst und Gespräch sind institutionalisierte Formen des *Wechselhandels*, nämlich: von Handlungen des *Wechsels*, der Gegenseitigkeit- und Beidseitigkeit, des Austauschs, man könnte auch sagen: des wechselseitigen

Unterrichts, im besten Falle, im schlechteren Fall wechselt nur ein Papier den Besitzer.

Den *wechselseitigen Unterricht* kennt der Meister übrigens sowohl als zeitgenössisches reformpädagogisches Modellprojekt (eines Herrn Lancaster aus England, der es in die *Wanderjahre* geschafft hat) als auch, und das ist fast lustiger und interessanter, aus der uralten Praxis des Rhetorik-Unterrichts, die Rede und Gegenrede schult. Die Moderne hoffte dann, den *Wechsel* von Geschossen (gerade hat die Redaktorin gelernt, dass es in diesem gelegentlich absurden Krieg eine Gruppe namens *bomb techs without borders* gibt, sie erstellen pdf-manuals zu den verschiedenen Arten der Munition, mit der man Leute erschießen kann, das Handbuch ist so dick, dass man sie auch damit erschlagen könnte) durch diejenigen von Argumenten zu ersetzen. Hat aber nicht funktioniert. *Der Waffen sind genug gewechselt* – nein, es gibt immer noch zu viele Leute, die lieber scharf schießen, wenn sie das eigene Lebensmodell oder die eigene Werteskala bedroht sehen (auf beiden Seiten. Auf allen Seiten). *Wechsel* bedeutet aber auch, siehe oben: Mal ist man der Aggressor, und mal das Opfer. Wo ist ein höherer Standpunkt, wenn man mal einen braucht?

Das Ideal aber einer schönen, rundum gelingenden *Wechselbeziehung*, *Wechselrede* und *Wechselwirkung*, ja sogar der *Wechselarbeit*: Das ist zuerst die Beziehung des Meisters zu Schiller, und später zu Zelter. Lebens- und Arbeitsfreundschaften im besten Sinn: Wechselwirkungen *at work*, hin und her geht die Korrespondenz, gehen die Texte, gehen die Noten (im Falle Zelters); es gibt kein positives Zwangs-*feedback*, bei dem man sich ziemlich leicht überfüttert und wie eine Gans gestopft fühlt, sondern wirkliche gemeinsame schöpferische Tätigkeit. „*Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig, | Zur Wechselrede heiter sich geneigt, | Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig | Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt, | Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen; | Das haben wir erfahren und genossen*“, so heißt es zehn Jahr nach Schillers Tod über den Einzigen, der ihm das Wasser gereicht und es dabei nicht verschüttet hat, sondern zum Werk

geballt: „sicherstellig“, was für ein wunderbares Wort! Aber wie hatte Schiller auch um ihn geworben, damals vor dem „glücklichen Ereigniß“ in Jena; ganze ästhetische Theorien hatte er auf ihrer Freundschaft errichtet, auf der einzigartigen *Wechselwirkung* zwischen dem Naiven und dem Sentimentalen (beide Wörter meinen etwas sehr spezifisch Anderes in dieser ästhetischen Theorie, was mehrere eigene Artikel verdient) zu dem, was die Welt dann etwas langweilig als ‚*Weimarer Klassik*‘ feiern sollte und was in dieser speziellen *Wechselarbeit* nicht nur Wort, sondern wirkliche Tat und Ereignis wurde! Es wäre sehr interessant gewesen zu beobachten, wie diese Beziehung altert, nachdem sie sicherlich kurz vor Schillers Tod ihren Höhepunkt schon überschritten hatte; ob die *Wechselwirkung* sich angepasst hätte, ihre Rhythmen und Routinen gewechselt, altersgemäß, stimmungsgemäß, lagegemäß? Aber Schiller wurde abgerufen von dem ultimativen *Wechsel*, dem sich keiner entziehen kann.

Carl Friedrich Zelter dann ist der exemplarische Altersfreund: Gefunden haben sich zwei Charaktere, die das Leben geformt hat und die durch dessen Wechselfälle nicht abgestumpft und verwaschen an den Kanten geworden sind, sondern schärfer, genauer, alters-hellsichtiger: Und sie erkannten sich, die beiden – an dieser Stelle muss die Redaktorin einen Exkurs einschalten, denn sie selbst erkannte gerade, dass sie eigentlich nichts wusste von diesem Charakter, außer dem, was sie in Goethes Briefen an ihn über ihn abgeleitet hatte, und *Wikipedia* hat wie immer wundersamerweise die besten Geschichten aufzuweisen: Also, Carl Friedrich Zelter, knapp zehn Jahre nach Goethe in Berlin geboren, wo er praktisch auch sein gesamtes Leben verbracht, war nicht nur der Sohn eines Maurermeisters, sondern war auch selbst Maurermeister geworden und baute als solcher beispielsweise das Haus von Friedrich Nicolai, Stein auf Stein (Handwerk! Künste! Welche fruchtsame Wechselwirkungsmöglichkeit!). Autodidaktisch aber war er musikalisch und wurde zunächst Mitglied, später Leiter der Sing-Akademie zu Berlin; und mit Hilfe seiner zweiten Frau, einer begabten Sängerin und Tochter eines Finanzrates, stieg er gar zum Professor in der Königlichen Akademie der Künste in Berlin auf!

Vom Maurermeister zum Musikprofessor, das ist doch mal eine Karriere! 1802 lernte er bei einem Besuch in Weimar Goethe kennen; danach traf man sich gelegentlich noch einmal in Weimar, mal bei der Kur in Karlsbad; vergeblich versucht Zelter Goethe nach Berlin zu locken, aber er wird vertröstet und vertröstet; der Meister reist nicht mehr, die Welt hat gefälligst zu ihm zu kommen. Irgendwann, es ist 1812 und Zelter hat gerade den Selbstmord seines Stiefsohnes zu verkraften, wechseln die Briefe dann endlich vom förmlichen Freundes-Sie in ein herzliches Freundes-Du; es fällt Goethe anfangs wohl nicht leicht, ein Brief zeigt noch die Unentschiedenheit und schwankt zwischen beidem. In Zelter sieht er eine Art Renaissance-Urgestein: *„Es ist eine grundwackre und treffliche Natur, die unter Päpsten und Kardinälen, zu recht derber Zeit, hätte sollen gebohren werden. Wie jämmerlich ist es ihn, Auf diesem Sand, nach dem Elemente seines Ursprungs schnappen zu sehen“*. Und nach einem Besuch notiert er: *„Meine Freude diesen köstlichen Mann zu sehen und einige Tage zu besitzen ist sehr groß. Wenn die Tüchtigkeit sich aus der Welt verlohre; so könnte man sie durch ihn wieder herstellen“*. Ein größeres Freundeslob ist für Goethe kaum vorstellbar.

Aber wie bei Schiller kommt auch hier das gemeinsame Werk, das erst die Wechselwirkung praktisch werden lässt, hinzu: Zelter vertont nicht nur Goethes Texte oder schickt ihm andere Kompositionen aus der Sand-Stadt Berlin; er hilft Goethe auch dabei, sein Gedanken-Gebäude weiter auszubauen und zu festigen: *„Zelter ist gegenwärtig hier und wahrscheinlich komm ich durch seine Gegenwart weiter in meinem alten Wunsch, der Tonlehre auch von meiner Seite etwas abzugewinnen, um sie unmittelbar mit dem übrigen Physischen und auch mit der Farbenlehre zusammenzuknüpfen. Wenn ein paar große Formeln glücken, so muß das alles Eins werden, alles aus Einem entspringen und zu Einem zurückkehren“*. Denn das Gesetz der Komplementarität, es herrscht nicht nur in der Physik und (sichtbar) in der Farbenlehre, sondern eben konkret hörbar in der Musik, wo der Quintenzirkel Dur- wie Molltonleitern und Akkorde umfasst; er beruht übrigens auf der ‚enharmonischen Verwechslung‘, und was das ist, wird die Redaktorin in einer anderen ruhigen Stunde nachlesen. Heute

jedoch runden wir den Besuch bei Goethe und seinen Ideal-
freunden in einer Welt des gelingenden und nicht nur ästheti-
schen Spiels mit einem recht tüchtigen Epigramm ab: „*Kinder
werfen den Ball an die Wand, und fangen ihn wieder; | Aber ich lobe
das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.*“ Das Gedicht heißt üb-
rigens ‚*Wechselwirkung*‘.

αωαωαω

Wecken

Der Übergang vom *Wechseln* zum *Wecken* war komischerweise
wieder so sanft, dass man ihn kaum merkte beim Lesen. Denn
ist der Wechsel zwischen Schlafen zum Wachen (und umge-
kehrt, natürlich) nicht genau eine dieser anthropologisch ver-
ankerten Grundpolaritäten und essentiellen Komplementaritä-
ten, ohne die Leben gar nicht stattfinden könnte? Erwachen wir
nicht immer zu einer veränderten, in gewissem Sinne: ausge-
wechselten Welt? Niemals wird man in den gleichen Traum
zweimal steigen können, und niemals war ein Morgen schon
einmal da. Zumal nicht jeder Morgen ist ein guter ist: „*Wenn
uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine
Lust zu hoffen übrig bleibt; ist's wohl des An- und Ausziehens
werth?*“, so sinniert Egmont und das ist eine berechtigte Frage,
zumal wenn man alt wird und krank bleibt und das Aufstehen
ein Kraftakt ist und das Schlafengehen eine schwache Erlösung,
mit der ebenfalls schwachen Hoffnung auf: sanftes Einschlafen
und Vergessen (aber das ist eine andere Wort- und Sach-Ge-
schichte, und keine allzu schöne). Sobald man aber einmal ge-
weckt ist und die alterssteifen Knochen sich zu einer wenigstens
mittel-alterlichen Beweglichkeit gestreckt haben, erwacht der
Trieb zur Tätigkeit; und darin liegt schon der gefällige Über-
gang von der sehr konkreten zu der nur mäßig weit übertrage-
nen Bedeutung.

Denn welche Fähigkeiten und Erkenntnisse liegen im Menschen,
schlafend, vielleicht nur: oberflächlich schlummernd, und war-
ten nur darauf, *geweckt* zu werden! Gestern, es war auf dem nur

wenig schlafenden Kreuzfahrtschiff, hat die Redaktorin Kalligraphieren gelernt, eine etwas verschlafene, aber sehr schöne Kunst; und morgen wird sie vielleicht –? Ach nein, einiges soll man lieber schlafen lassen, man muss nicht alles können und wollen. Erinnerungen natürlich, die *weckt* man ganz gern, zumal man sich größtenteils aussuchen kann, welche man *weckt*. Manchmal aber, gern nachts im Traum, kommen auch welche herbeigeschlichen, die man lieber gleich wieder einschlafen lassen möchte, am besten in der dunkelsten Verdrängungsschublade. Erinnerungen, eigentlich ist es eine ganz schöne Vorstellung, dass sie irgendwo schlafen, gute und schlechte, fröhliche und melancholische, jede in einem ganz kleinen Bettchen, so wie bei den sieben Zwergen, und ab und dreht sich eine um und erwacht, ein Pantoffel war schuld (so Goethe einmal über seinen frechen Pflegesohn Fritz). Und manchmal muss die erwachte Erinnerung dann noch andere mit aufwecken, sie kommen an, ein ganzer Rattenschwanz, und sie wollen einen zurückziehen in die verführerische Tiefe der Zeit. Aber dann werden sie doch wieder blass, vor lauter Anstrengung des Wachseins, und immer blässer, und dann fallen sie wieder zurück in ihren tiefen Erinnerungsschlaf. Der ist eine Art von andauern-dem Winterschlaf, denn kluge Tiere schlafen im Winter, wenn sogar die Sonne nur blass und spät aufsteht und niemand so richtig *weckt*. Und dann schlafen sie im Frühling, wenn die Bäume austreiben und alles so schrecklich neu und anstrengend ist, dass einen die Frühjahrsmüdigkeit befällt. Goethe kokettiert einmal damit in einem Briefe, dass seine im Winterschlaf befindlichen naturhistorischen Arbeiten durch den Besuch des unermüdlichen Alexander von Humboldt *geweckt* worden sein; er fürchte aber, sie würden bald wieder in einen Frühlingsschlaf zurückkehren.

Nach mehreren Wochen völlig regenfreien und inzwischen sommerlich heißen Wetters fällt die Redaktorin eher in einen Sommerschlaf: Er lauert im Strandkorb, in der flirrenden Luft und dem panischen Mittag, zwischen den verdorrten Gräsern und den taumelnden Insekten, die jeden Wassertropfen suchen müssen. Wie wird wohl der Herbstschlaf sein, wenn die müden

Blätter fallen und die Erde ganz dämmerlich wird? Was wären wir ohne den Wechsel der Jahreszeiten? „Ewige Paradieseshelle“, und niemals „tiefe schauervolle Nacht?“

αωαωαω

Weh

Und es ist zwar schon kurz vor Schluss (des ABC nämlich, aber auch des Wörterbuchs), aber es kommt doch noch mal eine Interjektion vorbei: *Weh* nämlich, gern auch verstärkt als *oh weh*, *ach weh*, oder, aber dazu kommen wir später, zu dreifachen dunklen Ausruf geballt: *Wehe, wehe, wehe!* Interjektionen, das ist das, was der Mund dazwischenwirft, wenn er gern eine Emotion sprachlich verstärkt hätte; eine Art Ah! und Oh! der mündlichen Rede, und als Leidenschaftsverstärker äußerst nützlich in Dramen, da kann gar nicht genug ge-ah und ge-oh und ge-weht werden (nein, nicht direkt schöne Worterfindungen der Redaktorin, sie muss erst in Schwung kommen, die Sprachmuskeln etwas dehnen, heute besonders: die Vokalmuskeln)! Das gibt der Meister auch gern zu, ja er rät dem Librettisten Kayser gar geradezu: „*Ich denke, es soll keine übeln Effect thun, wenn sie die Interjektionen, ach!, weh!, weh mir! o Schmertz! U.s.w. in den übrigen Gesang gleichsam hineinsäen*“. Der Effect, na gut: die bewusst intendierte und hoffentlich auch erreichte Wirkung rechtfertigt alles, auch Füllwörter, die Goethe sonst genauso hasst wie Floskeln: „*Je mehr von Jugend auf das Gefühl bei mir wuchs, daß man schweigen solle, wenn man nichts zu sagen hat, und dagegen das Wohlgedachte auch gut und ohne Stottern hervorgeben solle, desto mehr bemerkt' ich, daß man aus natürlicher Fahrlässigkeit immer noch gewisse Flick- und Schaltwörter behaglich einschiebt, um eine sonst tüchtige und wirksame Rede, man weiß nicht warum, zu verlängern. Indessen mag es wohl aus der mündlichen Rede hergekommen sein, welche, um sich zu fassen, Zeit zu nehmen, allenfalls einer solchen Interjection gebraucht; finden wir ja doch oft Personen, die sich die allerseltsamsten Töne, Ausathmungen und banale Reden angewöhnen, um damit ihren Vortrag zu spicken, zu flicken und zu*

zerstücken. Auf dem Theater hat man davon sehr glücklichen Gebrauch gemacht“. Ach ja, man kann halt nicht immer schweigen, wenn man reden soll; und der Mensch ist ein Wesen, das gern Dinge tut aus „natürlicher Fahrlässigkeit“ (ein Terminus, den man auf seine juristische Brauchbarkeit hin untersuchen sollte) und aus Behaglichkeit beim Reden; eine wohlgestreute Floskel, ein solches „Flick- und Schaltwort“ ist wie ein Sofa, auf dem man sich kurz behaglich ausstreckt, die Redemuskeln wieder ein wenig lockert, bevor es dann erfrischt wieder in einen präzisen Satz, eine „tüchtige und wirksame Rede“ geht.

Außerdem, und so lernt die Redaktorin beim *weh*, worum es nun eigentlich gehen soll: dass es ein Urlaut ist (sagt unser Adelung). Alle haben schon *weh* gesagt, wenn sie einen vieldeutigen Laut des Schmerzens, Leidens, Klagens, Jammerns, aber auch: des tüchtig-wirksamen Verfluchens brauchten: *vae victis!* Vor diesem Hintergrund ist es interessant, dass wir heutzutage, allen Jammerns, Leidens, Empörens zum Trotz kaum noch *weh* sagen (als Interjektion verstanden; anderes *Weh* ist natürlich allgegenwärtig). Oder nur noch etwas ironisch: *Oh weh, das ist aber in die Hose gegangen!* Nee, zu pathetisch ohne schwaches Ironie-Badesalz. *Weh mir*, wer sollte das schon sagen von uns Berufsoptimisten? *Wohl mir!*, aber das sagen wir auch nicht (zu dem alliterativen Traumpaar *Wohl und Wehe* kommen wir noch, später). In der Bibel hingegen, da wird ziemlich viel *Wehe* gerufen; die Doppelung von Seligpreisungen und Wehrufen ist geradezu ein Genre, das eine ruft sozusagen das andere hervor: ein schönes (oder eher schreckliches?) Gleichgewicht von *Wohl und Wehe*, von Prophezeiungen einer wunderbaren neuen Welt mit fließendem Honig etc. und Schreckensbildern von Heimsuchungen, Plagen, Apokalypse *now and forever*. *Wehe* rufen auch die antiken und späteren Klageweiber über dem Leichnam, dem blassen; es ist nicht ganz klar, ob sie damit ihren Schmerz meinen oder das unklare Schicksal des Verschiedenen oder einfach den Gang der Welt unter dem Zeichen des Todes; es ist wohl eine Mischung aus alledem, und wahrscheinlich ein tüchtiges und wirksames Ritual, das man sogar berufsmäßig auslagern konnte; auf Klageweiber nämlich (und warum gibt es

eigentlich keine Klagemänner? Dem wäre auch mal nachzugehen). Und *wehe* wird schließlich ebenfalls gerufen nach einem Gerichtsurteil über den Mörder, an dem die Todesstrafe vollstreckt wird: ein öffentliches *Wehe*, ein reinigendes *Wehe* auch das, und diesmal gilt es ganz sicher der rabenschwarzen und zur ewigen Verdammnis verurteilten Seele des Täters. *Wehe*-Rituale, sind sie wirklich zu ersetzen durch *shitstorms*? (natürlich sind sie das nicht, aber das muss jetzt wirklich nicht ausgeführt werden, es wäre eine längere Interjektion, die eines ausführlichen Kommentars bedürfte, und außerdem hat die Redaktorin gar nicht jeden Tag Lust auf Kulturkrieg, schon gar nicht freitags).

Natürlich gibt es auch ein privates *Weh*-Geschrei, es ist viel Gejammer dabei, wie es Mephisto schön auf den wunden Punkt bringt: „*Wenn es in allen Gliedern zwackt, | Wenn es unheimlich wird am Platz, | Nur gleich entschlossen grabt und hackt, | Da liegt ... der Schatz! ... [Gemurmel am Kaiserhof:] Mir krabbelt's an der grossen Zeh - | Mir thut der ganze Rücken weh - | Nach solchen Zeichen ware hier | Das allerreichste Schatzrevier!*“ Aber nun gut, Schmerzen sind Schmerzen und tun wirklich weh, ob Kopf oder Zahn oder Rücken, und eine simple, aber irgendwie doch überraschende Erkenntnis ist, dass *Wehen* einfach der Plural des einfachen *Wehes* sind: der ultimative Schmerz, der ziemlich miese Fluch einer missgelaunten Gottheit ob der Renitenz seiner Schöpfung: „*Unter Schmerzen*“, jaja, und *oh weh!* Dazu eine zweite kleine Maxime, weil es einen hübschen Konnex macht: „*Man beobachtet niemand als die Personen, von denen man leidet. Um unerkant in der Welt umherzugehen, muss man nur niemand wehe thun*“. Ab und zu wollen Götter ja auch unerkant in der Welt umhergehen, meistens fallen sie aber doch auf (zu wenig Reisegepäck, zu wenig Gejammer über schlechtes Essen). Goethe wollte auch lieber unerkant nach Italien gehen, es ist ihm zum Teil sogar gelungen (Pseudonym, mäßiges Reisegepäck, wenig Gejammer über schlechtes Essen). Überhaupt ist unerkant-bleiben eine Vergünstigung, die wenig erkannt wird; die meisten schreien lieber so viel *weh*, bis dass man sie ganz sicher bemerkt.

Der Lieblings-Weh-Fluch der Redaktorin aus diesem Kärtchenwust kommt aber von Iphigenie, die nun wahrlich genug Grund hätte, *ach weh!* zu rufen, von morgens bis abends; aber was verflucht sie? „*Weh! Oh weh der Lüge! Sie befreiet nicht, wie jedes andres wahrgesprochne Wort die Brust*“. Ist das nicht schön? Tüchtig und wirksam und richtig und wahrhaft erkannt und klar gesprochen. Und von unmittelbarer Bedeutung für das *Wohl und Wehe* der Menschheit, zu dem wir nun endlich hinkommen wollen. Faust, in seiner üblichen Selbstübersteigerung, will das *Wohl und Wehe* der gesamten Menschheit auf seinen „*Busen häufen*“ und dadurch sein Selbst zu ihrem Selbst erweitern; drunter tun wir's nicht, und dann verführen wir erstmal ein unschuldiges junges Mädel durch Schmuck und Schönreden und gelegentliche Lügen, die die Brust nicht befreien. Noch nicht einmal Christus, der nun auftragsgemäß das *Wohl und Wehe* aller Menschen auf seine Brust genommen hat (wenn wir der Geschichte glauben, was wir hier einmal tun wollen), würde so weit gehen; der Meister lässt ihn vielmehr in eine ganz wunderbar weise Klage ausbrechen, als er von seinem Vater in die Welt geschickt wird, sein Schicksal klar voraussehend: „*O Welt voll wunderbarer Wirrung, / Voll Geist der Ordnung, träger Irrung, / Du Kettenring von Wonn und Wehe, / Du Mutter, die mich selbst zum Grab gebahr! / Die ich, obgleich ich bey der Schöpfung war, / Im ganzen doch nicht sonderlich verstehe*“. Da könnte man viel zu sagen. Oder es stehen lassen und ein wenig wirken, es tut sehr interessante Dinge, zwischen Ordnung und Irrung, zwischen Wonn und Wehe, zwischen Geburt und Grab. Eine Lebensphilosophie, so könnte man sagen. Nein, wir wollten doch nichts sagen! „*In ewgem Wechsel wiegt ein Wohl das Weh! / Und schnelle Leiden unsre Freuden auf*“ (Gerichtsrat zu Eugenie; jeder messe das an seiner eigenen Lebens-Erfahrung). Der Meister schickt dann noch den *Wehetag* hinterher, die logische Entsprechung des ‚Freudentags‘ (es gibt auch noch den ‚Frohtag‘).

αωαωαω

Wehmütig

Bei all dem Wohl und Wehe, dem schicksalshaften, wird man leicht *wehmütig*, und das folgt natürlich auch im Weh-Alphabet. Starkes Modewort um 1800, die Empfindsamen sind so gern *wehmütig*, sogar bei der Betrachtung des Todes können sie noch in den *joy of grief* zerfließen, das genussvolle Auskosten eines Gefühls, und sei es auch eines – na gut, eigentlich negativen, in gewissem Sinne sogar: lebensfeindlichen; denn das *Wehmütige*, es ist nicht nur das zumindest halb-genießende Selbstempfinden, sondern es kann auch die drückende Niedergeschlagenheit der Depression sein, die nicht nur Werther *ad ultima* treibt. *Wehmut*, Schwermut, der Mut des Geistes ist gesunken; denn der Geist hat einen Mut, das wussten nicht nur die Alten, für die er sogar eigentlich das Wichtigste war für einen tüchtigen, wirksamen Charakter: Mutig sein, und zwar immer und nicht nur im Kampf! Eines tüchtigen und guten Mutes im Leben! Das ist aber das genaue Gegenteil der sentimentalischen *Wehmut*, in der die Zeitgenossen Goethes schwelgen; der Meister spielt eine Zeitlang mit, man ist jung und will ja nicht alle vor den Kopf stoßen, aber bald langweilt es ihn, er macht eine lustige Satire darauf und ist *done with it*.

Was er allerdings pflegt bis ins Alter, das ist eine gewisse Wehmut der Erinnerung, hervorgerufen von äußeren Objekten, wir alle kennen das: „So können uns [in der Jugend angefertigte Zeichnungen der] Kräuter und Blumen der gemeinsten Art ein liebes Tagebuch bilden, weil nichts, was die Erinnerung eines glücklichen Moments zurückruft, unbedeutend sein kann; und noch jetzt wurde es mir schwer fallen, manches dergleichen ... als werthlos zu vertilgen, weil es mich unmittelbar in jene Zeiten versetzt, deren ich mich zwar mit Wehmut, doch nicht ungern erinnere“. Die Wehmut der Erinnerung, was ist das unter dem scharfen Seziermesser der Analyse betrachtet eigentlich? Eine emotional eingefärbte Vergegenwärtigung einer als glücklich imaginierten Vergangenheit mit dem Bewusstsein ihrer Uneinholbarkeit für immer? Wie alle gemischten Gefühle, eben ein sentimentalisches: Wenn sich die Reflexion einmischt,

macht sie alles trüb. Oder ist sie das Gefühl, das sich einstellt, wenn man auf schöne, viel versprechende und mit Enthusiasmus empfangene Anfänge schaut, wie sie nach einiger Zeit daliegen: „gewahrte ich das Gedruckte, theils geordnet, theils ungeordnet, theils geschlossen, theils Abschlus erwartend, betrachtete ich wie es unmöglich sei, in späteren Jahren alle die Faden wieder aufzunehmen, die man in früherer Zeit hatte fallen lassen, oder wohl gar solche wieder anzuknüpfen, von denen das Ende verschwunden war, so fühlte ich mich in wehmüthige Verworrenheit versetzt“. Fäden über Fäden, aber noch nicht einmal der Meister kann sie bändigen und zu schönen neuen Teppichen verweben. Lebensfetzen. Manchmal könnte man mit und um ihn weinen, ein wenig wehmütig.

αωαωαω

Wehen

Und dann wieder ein Übergang, der so sanft ist, dass man ihn kaum bemerkt: Man wird hinübergeweht vom *Wehe* als allgegenwärtigen Emotions-Urlaut zum *Wehen* des Windes, der auch so allgegenwärtig ist wie der Geist Gottes: „*Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannte Ozeans weht der Geist des Ewigschaffenden, und freut sich jedes Staubs, der ihn vernimmt und lebt*“. Soweit Werther, und diesmal hat er ja irgendwie recht, und dass sich jeder Staub freut, ist recht schön gedacht, und dass man den Geist „*vernehmen*“ kann, erinnert die Redaktorin an ihre ersten, sehr ungelenken und sehr kritisierten Schritte in diesem großen, großen Wortgeschäft. Und das Zusammendenken vom Heiligen Geist mit dem Atem Gottes mit den Wind- und Luftbewegungsströmen, die um diese Welt des ständigen Wandels kreisen – lässt einen gleich durchatmen; und die Redaktorin denkt, ziemlich wehmütig, wieder an die Ostsee und das Schiff und das Stehen auf Deck bei der Ausfahrt aus dem Hafen und die *Große Freiheit* und den Wind, der dazu natürlich immer *wehte*, weil: Man war wieder in Bewegung. Wind und Wellen, ein anderes

alliteratives Traumpaar; es malt Wohl und Wehe, Warm und Kalt und Klima nicht als Katastrophe, sondern als wandelbare Umgebung und Lebensraum.

Lustigerweise hat aber schon wieder die Bibel gleich den negativen Bruder des schönen, lebensbewegenden *Wehens*: Es ist das unsichere *Wehen im Winde*, wie ein schwankendes Rohr; was natürlich eine Lieblingsmetapher meinungsstarker Zeiten ist. Auf Wieland hat man es recht gern gewendet, der das gar nicht arg falsch fand, auch wenn er noch nicht das chinesische Sprichwort kannte vom Bambus, der sich im Winde beugt und biegt, aber deshalb nicht bricht. Der Meister aber kann es sogar dialektisch noch eine Stufe weiterdrehen: „*Mich freut von Herzen das der alte Herr seinen Charakter behauptet, und seine expeditionaren Redacteurs zur Verzweiflung bringt. Er war immer wie das Rohr das vom Winde hin und her gewehet wird, aber eben deswegen auch gelegentlich seinen perpendicularen Stand wieder behauptet*“. Er hat nämlich einen Stand, der alte Wieland, er ist ein Pendel, das immer wieder zu seiner geraden Mitte zurückkehrt, der perfekten Senkrechten. Der Wind des Zeitgeistes kann ihn zwar in alle möglichen Richtungen wehen, aber er findet immer wieder zurück zum Eigenen. Pendeln kann jeder, stillestehen ist noch einfacher; aber von den ermessenen Enden wieder zurückfinden zur Mitte, das muss man können!

αωαωαω

Wehren

So *wehrt* Goethe den mückenartigen Vorwürfen gegen seinen alten Musenfreund, und tatsächlich ist er selbst ja auch ein ziemlich *wehrhafter* Typ. Mit Worten, aber auch ein wenig mit Waffen: Irgendeine Kampfeskunst hat er in seiner Jugend sicher erlernt, das gehörte einfach dazu. Aber natürlich hauptsächlich mit Worten, auch wenn man sich nicht gegen alle Mücken *wehren* kann; zum Beispiel die der Kritik, die umschwirren einen mit böartiger Regelmäßigkeit; man muss einfach lernen, sie zu ignorieren, dann verschwinden sie irgendwann von

selbst (sehr weiser Rat, für alle Arten von Mücken). *Wehren* aber ist ein Naturtrieb, dem man nicht immer *wehren* kann; obwohl man an ihm etwas über Kausalität und Evolution lernen kann. Denn: „*Der Ochse hat nicht Hörner um sich zu wehren, sondern er wehrt sich, weil er Hörner hat. So muss wenigstens der Naturforscher denken*“. Die Nasen sind nicht vom weisen Gott dazu geschaffen, um Brillen zu tragen, sondern – genau, Voltaire. Innovative Evolution ist die Idee der Natur, nicht langweilige Teleologie. Der Mensch hat nicht Worte, um sich zu wehren, sondern er wehrt sich, weil er Worte hat. Funktioniert auch. Funktioniert sogar mehr, als man möchte, dann heißt es heute *cognitive bias*, oder bei Goethe: „*[der menschliche Geist] ist ungeduldig und anmaslich und zugleich unsicher und zaghaft ... gewöhnlich wehrt sich der Mensch so lange als er kann, den Thoren, den er im Busen hegt, zu verabschieden, einen Hauptirrtum zu bekennen, und eine Wahrheit einzugestehen, die ihn zur Verzweiflung bringt*“. Ach, wir mögen und hätscheln unseren inneren Toren doch so sehr. Es würde uns sehr wehmütig machen, um nicht sogar zu sagen: weh tun, ihn zu verabschieden; er war uns nicht nur ins Herz, sondern in den Kopf gewachsen und hatte dort Wurzeln angesetzt und neue Triebe gesetzt, es waren aber nur Scheintriebe. Die Wahrheit hingegen kann einem zum Ver-zweifeln bringen.

Wehrhaftigkeit nun ist gut, manchmal zumindest; sie ist vor allem ein mentaler Zustand, nämlich: das Gefühl, sich *wehren* zu können und die Kraft, es auch gelegentlich umzusetzen. Wenn es nötig ist nämlich. Manchmal aber, und das ist in diesen kriegsbegeisterten Zeiten wichtig und nötig und leider sogar: *wehrhaft*, muss man auch den Wert der *Wehrlosigkeit* betonen, des komplementären, und ergo: notwendigen Gegenteils und der Geistesschwester der *Wehrhaftigkeit*. *Wehrlos*, das sind in der klassischen Wendung zumeist Frauen und Kinder; das hat praktische Vorteile für Frauen, wenn das Schiff untergeht, hält sie aber auch gleichzeitig effizient davon ab, das Schiff zu steuern. Aber lassen wir die Frauen einmal *wehrlos* sein, sie dürfen sich danach gern wieder dagegen *wehren*; aber eine muss auch mal entschieden *wehrlos* sein, und wenn man nicht immer einen Gandhi-Wiedergänger zur Hand hat, wenn man ihn braucht –

dann eben Iphigenie, die als Geisel machtlos dem Herrscher ausgeliefert, allein in der Fremde; und sie bittet eben diesen Gewaltherrscher um das Leben ihrer Anverwandten, die zu ihrer Rettung gekommen sind, und sie tut es mit folgenden weise gewählten Worten: „*So steh' ich denn hier wehrlos gegen dich? | Die schöne Bitte [Orest u Pylades zu schonen], den anmuth'gen Zweig, | In einer Frauen Hand gewaltiger | Als Schwert und Waffe, stößest du zurück?*“ Die Wehrlosigkeit selbst ist die Waffe. Der Friedenszweig, der ausgestreckte Arm zur Versöhnung, der menschliche Appell an den Menschen im Feind, im Gegner, das Bekenntnis zur eigenen Wehrlosigkeit – all das sind Iphigenies Waffen, nennt sie ruhig: die Waffen einer Frau. Dass sie in diesem Fall sogar Erfolg hat, ist unwichtig. Wichtig ist: Der Mut, der in dem Bekenntnis zur Wehrlosigkeit liegt. Clärchen trägt das im *Egmont* noch etwas entschiedener und militanter vor: „*ich habe nicht Arme, nicht Mark wie ihr; / doch hab' ich, was euch allen eben fehlt, Muth und Verachtung / der Gefahr..In eurer Mitte will ich gehen! - Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern wehend anführt, so soll mein Geist / um eure Haupter flammen!*“ Das Bild von der wehenden Fahne ist recht hübsch gewählt; denn eine Fahne ist ein Ding, aufgeladen mit Schicksal und Wehmut, und wenn die Fahne fällt und in den Dreck gezogen wird (oder verbrannt), dann leiden die Herzen. Das Wehrlose kann zum Kampf beflügeln oder zum Frieden führen; aber ohne es wäre alle Wehrhaftigkeit nur brutale Schlachtereier. Es ist, wie die Wehrhaftigkeit, nicht zuvörderst der Zustand der Unbewaffnetheit, der mangelnden Befestigung durch *Wehrzeug*, nein: Es ist ein mentaler Zustand, der jedoch nicht automatisch als Hilfslosigkeit erfahren werden muss. Wenn man *wehrlos* genug ist, schlägt der Zustand in *Wehrhaftigkeit* um (Gandhi); ebenso, wie wenn man die *Wehrhaftigkeit* bis an ihr extremes Ende denkt (den totalen Krieg), man ihre Hilfs- und wahre *Wehrlosigkeit* erkennt. Dialektik bei der Arbeit; anstrengend, aber eine sehr nötige Gymnastik des Geistes und die beste *Wehr* gegen Einseitigkeit, Parteilichkeit und andere Formen geistiger Unbeweglichkeit (sie lassen sich aber so schwer wie die Mücken verschrecken, von Kriegsgerät und Lärm ganz zu schweigen).

Zahn bis Zahnstocher

Zähne tun vor allem weh, sie sind geradezu der Inbegriff des Körperlich-Schmerzhaft-Lästigen, da macht der Meister keinen Unterschied, und es gab weder Aspirin noch Ibuprofen, was ein sehr schwerwiegender Grund ist, sich nicht in die Vergangenheit zurückzuwünschen. Zahnschmerz kommt in verschiedenen Formen, er kommt gichtartig (medizinisch heute zweifelhaft, aber man glaube irgendwie an eine gichtartige Materie, warum auch nicht?) oder flussartig (dass Fieber flussartig sind, kann die kranke Redaktorin bestätigen, *not in a good sense*). „Man sieht daß allerlei im Körper steckt, das nicht weiß wohin es sich resolvieren soll“, genau, das löst die beste Lymphdrainage nicht, sie verlagert die Flüssigkeiten nur, unresolviert schwappt es hin und her und will nicht hinausfinden. Und mit zunehmenden Altern werden auch die *Zähne*, wie einfach alles am Körper, nicht gerade schöner, weder in der Materie noch in der Farbe; es sind schon ziemlich schadhafte Perlen von einer etwas zweifelhaften Tönung, und nicht mehr die blanke Reihe wohlpolierter, gleichmäßiger Perlenstückchen, die sich die Bibel im *Hohe lied* oder die orientalischen Poeten im Lobpreis der Geliebten so gern imaginierten (wobei sie häufig den Kontrast zum glanzpech-kohle-schwarzen Haar hervorheben, das auch nicht direkt ein Merkmal fortgeschrittenen Alters ist).

Schöne *Zähne* aber sind „überall als eine Gabe Gottes hoch angesehen“; das könnte direkt ein Werbespruch sein, für *Zahnpulver* beispielsweise, wenn man heute noch an Gottesgaben glauben würde, man glaubt aber nur noch an die Versprechungen der Schönheits- und Gesundheitsindustrie. *Zahnpulver* jedenfalls gab es schon zu Goethes Zeiten, es wurde von den über die Marktplätze ziehenden und ihre Produkte *zahnarztmäßig* (tatsächlich, schon der Meister kannte diese etwas unschöne Wortbildungs-*masche*) anpriesen; er veralberte aber lieber die *Allgemeine Literarische Zeitung*, die Jena schnöde über Nacht

verlassen hatte und nach Halle gezogen war, als *Allgemeines Literarisches Zahnpulver* bzw. dessen Fabrik; und das ebenfalls *not in a good sense*, trotz des allgemeinen Schönheitsideals perlenmäßig weißer Zähne. Nein, es ging ihm wohl eher um den mangelhaften Biss der dortigen Kritiker, die zwar gern ihre *Zähne zeigen*; diese aber sind verunziert von philisterhaften Tabakspuren, zwischen den Zähnen kleben die Reste nicht ganz verdauter Werke, da hilft kein Zahnstocher, auch kein akademischer (zu diesem Wunderwerk kommen wir weiter unten). Und leider können sie auch nicht den Mund halten, nein, immer wieder entkommt ihnen etwas durch den „*Zaun der Zähne*“, der geradezu das zackige Gegenteil (oder doch: das nötige Komplementär?) zur runden schimmernden Perlenkette der Schönen ist. Hätten sie doch besser die *Zähne zusammengebissen*! Aber nein, sie müssen ja etwas *unter die Zähne kriegen*, die armen unterbezahlen Kritiker. Da hilft kein *Heulen und Zähneklappern* (auch biblisch, natürlich, wie alle guten wortkräftigen Bilder); und auch nicht, wenn die Leser alle *mit den Zähnen klappern*, vor Angst, vor Fieberwut, vor Herzenskälte, was auch immer einen mit den Zähnen klappern lässt (eine Erfahrung, die man lange für eine erfundene Metapher hält, bis sie einem das erste Mal passiert). Nein, der Kritiker soll eigentlich *Zähne zeigen*, auch wenn sie nicht schön sind; aber wieviel schöner und zubeißender klingt es, wenn, Zitat aus des Meisters Meister-Roman, „*der kleine, hartnäckige Philosoph auch hier wieder seinen Zahn zeigte und behauptete*“ – nein, was er behauptet, ist im Einzelnen egal, wir sehen ihn schon vor uns, den kleinen hartnäckigen Philosophen (Kant gar?), wie er energisch seinen einen Beißzahn zückt! Ach, manchmal hätte man gern zahnwütige (Wort der Redaktorin) Philosophen, die furchtlos ihren *Zahn zeigen*, auch wenn sie nur kleine sind!

So viele aber, denen man etwas härter *auf den Zahn fühlt* (eine Zahnarzt-Metapher gar?), geben nach. Gichtartige Materie, wahrscheinlich. Oder ruiniert vom *Zahnbrecher*, der auf den Märkten *zahnarztmäßig* seine *Zahnpulver* an die Frau bringt. Goethe untersucht derweil den Zwischenkieferknochen beim Elefanten und beim Wolf und Löwen, den zahnkräftigen; oder

an menschlichen, ganz in der Nähe gefundenen frühzeitlichen Schädeln (nein, bei Schillers Schädel schaut er nicht auf die Zähne, es ist die ganzheitliche Gestalt, die ihn lyrisch hinwegreißt mitten in der schädelstarrenden Gruft: „*Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte! Die gottgedachte Spur, die sich erhalten! (Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte*“ – Ende des Zitats, die Redaktorin bekommt sonst zu viel Sehnsucht nach dem Meer und der *Großen Freiheit!*). Allgemein interessieren ihn aber nicht so sehr die versteinernen Aspekte, sondern die genetisch-verflüssigenden: die *Zahnbildung*, die *Zahnwerdung*, die *Zahnung*, oder, wie er einmal über seine kleine Enkelin Alma sagt, die *Zahnentbindung*. Ja, Zähne sind vor allem schmerzhaft, sagten wir schon. *Zahnlückig* hingegen sind Straßenfronten mit Baulücken, das kann man sich auch recht hübsch vorstellen.

Was aber nun ist mit dem *Zahnstocher*, dem versprochenen *akademischen*? Also, Goethe trägt seiner Angetrauten Christiane Vulpius auf, sich bei seinem Bremer Korrespondenten (der ihn regelmäßig mit Portwein und anderen bremischen Spezialitäten versorgt) für die übersandten „*akademischen Zahnstocher*“ zu bedanken. Einige *google*-Recherchen später hat die Redaktorin den Brief gefunden, mit dem Meyer, tatsächlich, Zahnstocher an Goethe übersandt hatte; nur waren sie nicht wie üblich aus Holz gefertigt, sondern aus Papierfetzen. Meyer hatte sie von seinen Reisen aus dem portugiesischen Coimbra mitgebracht, wo es eine sehr alte ruhmreiche Universität gibt (die Redaktorin hat die Bibliothek dort noch in ehrfürchtiger Erinnerung); und er vermutete in eben diesem den kleinen Kunstwerken beiliegendem Brief, ein Student habe sie aus seinen Heften gefertigt. Vielleicht saß der arme Studiosus, ein kleiner hartnäckiger Faustus *in spe*, in einer superlangen, superlangweiligen akademischen Vorlesung (natürlich auf Latein), an einem zu kleinen hölzernen Schreibpult, von dem man immer Splitter in die Finger bekam, wenn man aus Verzweiflung daran herumbohrte (nein, er hat nicht aus Verzweiflung hineingebissen mit den Zähnen; das tun nur Gefangene, gelegentlich, in etwas morsche Gefängnistüren, wenn man Goethes Cellini-Übersetzung glauben darf, danach waren die Zähne wahrscheinlich endgültig ein

Fall für den *Zahnbrecher*). Und der arme Student hatte „*nun Philosophie, Juristerei und Medizin, und leider auch! Theologie studiert*“, alle höheren Wissenschaften, vielleicht war er sogar Magister (aber nicht Doktor, Doktoren machen nur Unsinn in größerem Maßstab, sagen wir, vielleicht: phantasievolle Doktorhüte aus akademischem Stroh und anderem Unrat?), aber er sah, „*dass er nichts wissen konnte*“, und also fertigte er aus seinen Heften nützliche kleine Zahnstocher, eng gezwirbelt, zur Verwendung vor oder nach dem *allgemeinen literarischen Zahnpulver*. Vielleicht wurde er sogar reich mit dieser Zahnstocher-Industrie, wenn er nur fleißig genug war? Wir drücken ihm die – äh nein, nicht die *Zähne*. Die Daumen. Anderer Artikel, weniger metaphorische Verwendungsweisen (aber auch immerhin ein paar). Daumen tun auch nicht so oft weh.

αωαωαω

Zank

Komischerweise kommt aber das Zähneziehen nicht vor. Auch nicht, dass man jemand was auf die Zähne gibt oder so. Der *Zank* hingegen, das Hadern, Lärmen, Streiten, Zwisten, das auch zur *Zänkerei* degeneriert – der ist ebenso allgegenwärtig wie die Wertschätzung schöner weißer Zähne (*damit Sie wieder kräftig zubeißen können!* Kukident, keine Gabe Gottes). *Zank* ist mit der Allerliebsten und der Angetrauten (mit letzterer mehr, aber prinzipiell: gradueller Übergang, wie überall in der Natur); im Ball und im Wirtshaus, aber auch, die Redaktorin ist nicht überrascht: in den „*Lustörtern der Wissenschaften*“, den Akademien nämlich, wo die armen Studenten akademische Zahnstocher produzieren, tagaus, tagein, während die oberen Ränge *zanken* und *zänken*. Allerdings sagt das Stereotyp (das böse, das entsetzlich oft im Recht ist, es wohnt geradezu dort), dass vor allem Frauen und alte Leute *zänkisch* sind – das Prärogativ der (um einen Zipfel) Zukurzgekommenen und altersmäßig (nicht: altersgemäß, ein Wort, das die Redaktorin in letzter Zeit zu viel benutzen musste) Zurückgelassenen,

vielleicht? Die Redaktorin möchte das gern bestreiten, findet aber nicht so recht einen Hebel, zumal sie selbst, nunmehr: altersgemäß *zänkisch*, wenn nicht gar *zanksüchtig* wird; woran natürlich die Anderen Schuld sind. Nein, die Schuldfrage, vielleicht lassen wir doch die Schuldfragen außen vor, wie man so schön räumlich sagt?

Aber irgendjemand wirft immer einen *Zankapfel* in die Runde, und das ist der wesentliche Beifang dieses ansonsten eher stereotypen Artikels: die Herkunft des *Zankapfels* nämlich. Die Geschichte kennen wir sogar alle, aber wahrlich nicht genug in ihren Details; hier also die (Fast-)Vollversion: Eris, die Göttin der Zwietracht (und ist es nicht entzückend, dass in der Antike die Zwietracht eine Göttin hat? Und wie gespannt ist die Redaktorin auf diesen Z-Artikel!), war mal wieder nicht zur Hochzeit eingeladen worden, welche, ist egal, auf dem Olymp wird ständig kreuz und quer geheiratet. Epische Ur-Kränkung also, mindestens. Und weil sie eine Göttin ist und auf Zwietrachtsäen spezialisiert, wirft sie einen goldenen Apfel mit der Aufschrift „Für die Schönste“ mitten zwischen die anwesenden Göttinnen in voller Festtracht. Besonders angesprochen fühlen sich Hera, Göttergattin des Zeus, Athene – die eigentlich wirklich klüger sein sollte! – und Aphrodite – na gut, die klare Favoritin bei *Der Olymp sucht das Supermodel*. Zeus hingegen ist schlau genug, sich herauszuhalten, und bestimmt stattdessen den jungen Paris, der nichtsahnend als Schäfer aufgewachsen war; wahrscheinlich sollte das seine Unbefangenheit garantieren? Egal, die Hoffnung erfüllt sich nicht; aber im Wesentlichen deshalb, weil der junge Schäfer bei der Wahl zwischen drei verschiedenen Bestechungen (Hera: Macht, Athene: Ruhm, Aphrodite: die schönste Frau auf Erden als Gemahlin) nicht zögert und sogleich, Mann bleibt Mann, Aphrodite wählt. Dass die schönste Frau auf Erden, die schöne Helena nämlich (wer das entschieden hat, bleibt unklar), schon verheiratet ist, spielt in dem Moment keine Rolle; etwas später dann schon, es löst nämlich den Trojanischen Krieg aus, Massenmord und Vergewaltigung und Kulturbruch, eine frühe Menschheitskatastrophe. Eris wird sich die Hände gerieben haben ohne Ende (*by the way*, vielleicht

sollten sich ChatGPT und seine Genossen von ihr beraten lassen, wie man die Menschheit am sichersten und einfachsten auslöscht: durch geschickt gewählte Zankäpfel nämlich). „*Gott bewahre mich aber einen solchen Zankapfel nach Weimar zu werfen*“, das sagt der Meister über eine hübsche junge Dame mit einigen Talenten, die er in Wiesbaden kennengelernte hatte. Vielleicht hätte es ja nicht gleich den Hessisch-Thüringischen Krieg ausgelöst, aber wer weiß das schon?

ααααα

Zappeln

Noch ein kleiner Bildungs-Beifang, weil wir gerade im Schwunge sind. Es geht also um das *Zappeln*, auch ein Urtrieb des Menschen, aber nicht nur des Menschen; denn *zappelfüßig* sind die Ameisen; das vielfüßige, emsige Kollektiv; sie sind sogar *zabblich und krabblich*! Und die Fische, und ein solcher hatte sich in dem Netz der Redaktorin verfangen; der Meister sprach nämlich folgendes: „*wenn man die abgestorbenen Redensarten aus eigener Erfahrungs-Lebendigkeit wieder anfrischt, so geht es wie mit jenem getrocknetem Fisch, den die jungen Leute in den Quell der Verjüngung tauchten und als er aufquoll, zappelte und davon schwamm, sich höchlich erfreuten, das wahre Wasser gefunden zu haben*“. Das mochte die Redaktorin natürlich des Anfrischens abgestorbener Redens-Arten wegen, das ihr ja ein höchstpersönliches Anliegen ist. Aber wie genau funktionierte nun die Geschichte mit dem Fisch eigentlich, und woher war sie angeschwommen? Irgendwie musste es sich ja um eine der endlosen Jungbrunnen-Varianten handeln, und nach einigem *google-Gezappel* (auch nicht schlecht, oder?) fing sich die altorientalische Sage vom Lebenswasser, das Al-Chidr (eine Art Dämon-Prophet-Unsterblicher) bei seinen vielen Wanderungen eher zufällig fand (die GPS-Daten gab das Netz nicht raus). Al-Chidr und sein Begleiter Elias nämlich (ja, der aus dem Alten Testament; ja die Religionen verkreuzen sich wie die Mythologien gern) waren durstig, wie man es leicht wird, wenn man durch die Wüste streift.

Und als sie einen Brunnenquell finden, halten sie zuerst den mitgenommenen gedörrten Fisch unter das freundlich sprudelnde Wasser, um ihn etwas schmackhafter und leichter verdaulich zu machen. Doch zu ihrem Erstaunen beginnt der tote Fisch auf einmal zu *zappeln*, ja, er will sogar entkommen! Sie haben doch tatsächlich das Lebenswasser gefunden, und ein toter Fisch hat es ihnen gezeigt! Eigentlich aber war er eine abgestorbene Redewendung (*Schau hi, da liegt a toter Fisch im Wasser!*), und eine persönliche Lebenserfahrung (der Versuch, Stockfisch irgendwie essbar zu machen) hat ihn wiederbelebt! Ach, wie gern würde man das öfters sehen! Zwar trinken alle ohne Ende aus ihren inzwischen beinahe angewachsenen Wasserflaschen, aber man ist sprachlich umgeben von den allerdörrsten Fischen, und wahrhaft unsterblich ist nur die allertoteste Metapher (Beispiele sind der tagesaktuellen Zeitung zu entnehmen, sie finden sich vor allem in den Kommentarspalten, wo gedörrte Fische ein geradezu unheimliches Weiterleben führen). *„Lasst die Wörter wieder zappeln!“* (den Satz hat sich die Redaktorin redlich erschrieben, jetzt kann sie Suppe kochen gehen und hoffen, dass die Bohnen dabei nicht ins *Zappeln* geraten, wenn sie ins Wasser gleiten).

αωαωαω

Zänkerei

Nein, ein Fisch noch. Es ist kein kleiner. Es geht um die Rezension eines Buches, das dem Meister – naja, nicht sonderlich gefallen hat, aber irgendetwas kann man immer lernen aus Büchern, und manchmal mehr aus mittelmäßigen als aus glanzvollen. Dieses philosophische Werk also wird als Beispiel für eine alte „gelehrte Zänkerei“ angeführt, nämlich den wahrhaft unsterblichen Streit um den freien Willen, oder, zeitgemäß gesprochen: die moralische Freiheit. Und Goethe holt etwas aus und – erzählt uns eine Geschichte, eine Fabel, eine lehrreiche und ein wenig lustige. Also: *„Man weiß aus der ersten Ausgabe, daß dieses Buch die Lehre von der moralischen Freiheit geradezu*

widerlegt. --- Es waren einmal einige Vögel in einer weitläufigen Voliere. Ein Buchfink sagte zu seinem Nachbar Zeisig, der von einem Bäumchen zum andern munter herumflatterte: Weißt du denn, mein Freund, daß wir in einem Käfig stecken? Was Käfig, sagte der Zeisig; siehe wie wir herumfliegen! Dort ist ein Käfig, wo der Kanarienvogel sitzt. --- Aber ich sage dir, wir sind auch im Käfig. Siehst du dort nicht das Gitter von Draht? --- Das ist dort, aber siehe, so weit ich auf allen Seiten sehen kann, steht keins! --- Du kannst die Seiten nicht alle übersehen. --- Das kannst du auch nicht! --- Aber denke nur, fuhr der Buchfinke fort, bringt uns nicht unser Herr alle Morgen dort in den Trog Wasser, streut er uns nicht hier auf die Ecke Samenkörner; würde er das thun, wenn er nicht wüßte, daß wir eingeschlossen sind und nicht davon fliegen können? --- Aber, sagte immer der Zeisig, ich kann ja freilich davon fliegen! So stritten sie noch lange; bis endlich der Kanarienvogel aus seiner Ecke rief: Kinder, wenn ihr streiten müßt, ob ihr im Käfig seid oder nicht? so ist's so gut, als wäret ihr nicht darinnen! --- Seitdem uns ein alter Philosoph diese Fabel gelehrt hat, seitdem haben wir allen Streit über Freiheit aufgegeben. Es ist vielleicht auch keine gelehrte Zänkerei weniger gründlich behandelt worden, als diese. Meist hat man auf der einen Seite Begriffe nach Willkür geschaffen, und meist auf der andern Einwürfe aus schiefen Inductionen geholt. Am Ende war Spott hier, und Anathema dort der Beschluß des sehr entbehrlichen Dramas“. Da könnte man vieles zu sagen. Oder auch nicht. Wir lassen es hier einfach mal so stehen, um das Getwitter um den freien Willen nicht unnötig zu vermehren. Und gehen lieber Zeisige und Buchfinken und Kanarienvögel schauen.

αωαωαω

Irradiation

Zuerst denkt man, es sei ein Schreibfehler. „Sie wissen, daß ich nie etwas als durch Irradiation lerne“ (Brief an Charlotte von Stein) – interessanter Satz, zumal wenn man gerade über ‚Aufklärung‘ nachdenkt, wahrscheinlich meint der Meister halt „Irritation“, und es ist ja tatsächlich so, dass frau erst einmal ins

Stutzen kommen muss, bevor sie mit dem Nachdenken an... – äh, genau, da steht ja gar nicht „Irritation“, da steht *Irradiation*, ein Wort, das die Redaktorin definitiv noch nie gehört oder gelesen hat! Wird wohl irgendwas mit Strahlen zu tun haben, denkt frau immer noch ganz bauchmässig, und die anschließende *google*-Suche gestaltet sich auch reichlich anstrengend, weil *irradiation* das englische Wort für Bestrahlung in medizinischen Zusammenhängen ist, und das will die Redaktorin nun wirklich nicht wissen (danke, das war vor zwei Jahren, wir waren dabei). Aber so nach und nach stößt sie auf gleich zwei fachliche Bedeutungen, und das ist nun wieder, zumal im Blick auf den Satz, verwirrend. Zum einen gibt es eine medizinisch-physiologische Bedeutung, sie hat (nee, schon wieder falsches Thema!) damit zu tun, dass ein Schmerz von einer Stelle ziemlich weit innen im Körper in äußere Körperregionen ‚ausstrahlt‘; womit wir die Wortbedeutung hätten und eine schöne Körper-Metapher nebenbei auch noch.

Die zweite Bedeutung ist komplizierter. Es geht um das Sehen, genauer um eine bekannte optische Täuschung (die einen wirklich zum Wahnsinn bringen kann, wenn man es ausprobiert): Wenn man ein kleines weißes Quadrat auf schwarzem Untergrund sieht, erscheint es größer, als wenn man das definitiv genau gleich große Quadrat in schwarz auf weißem Untergrund sieht. Das Phänomen ist, so *Wikipedia*, schon in der Antike beschrieben; von da an geistern die unterschiedlichsten Erklärungen durch die Geschichte, und einige von ihnen schreiben es eben einer höheren ‚Ausstrahlung‘ des weißen Gebildes als des schwarzen zu. Die korrekte Ursache hat erst Helmholtz entdeckt, und das ist ganz eindeutig nach Goethe; Goethe selbst hat es natürlich auch in der eigenen *Farbenlehre* beschrieben, aber das ist ganz eindeutig nach dem Brief an Charlotte von Stein.

Nun steht die Redaktorin da. Zwei schöne Phänomene, die Goethe sicherlich beide faszinieren, und die er wahrscheinlich sogar schon zum Zeitpunkt des Briefes kannte; und sie strahlen auf eine durchaus unterschiedliche Art eine übertragene

Bedeutung aus, und beide sind nicht ganz einfach übertragbar. Beginnen wir mit dem ersten, das scheint einfacher. Wenn man nur durch *Irradiation* im physiologischen Sinne lernt, dann muss einen eine Wahrnehmung, eine Anschauung, ein Phänomen – erst einmal irgendwo im Inneren treffen, bevor man es dann genauer betrachtet und auf seine Ausstrahlungen, Wirkungen und weiteren Konsequenzen hin nach außen weiterverfolgt. Klingt irgendwie schön romantisch, zumal man dann Goethe unterschieben kann, dass die Geliebte ihn auf diese Weise irradiiert? – nein, geht nicht, also: mitten ins Herz getroffen hat, und dass nun seine Liebe sich über seinen ganzen Körper ausgebreitet hat.

Klingt aber auch etwas an den Haaren herbeigezogen, die ja ziemlich äußerlich sind (wenn sie mit dem Gehirn verbunden wären, wäre das was anderes); also gut, dann nehmen wir jetzt doch den Kontext dazu, die Redaktorin hat ihn bisher unterschlagen, um den Kernsatz allein ordentlich strahlen zu lassen. Der Nebensatz aber lautet, angeschlossen mit einem Komma, und insofern wohl als Erläuterung zu lesen: „*daß nur die Natur und die größten Meister mir etwas begreiflich machen können, und daß im halben oder einzelnen etwas zu fassen mir ganz unmöglich ist*“. *Irradiation* muss also auch dazu führen, dass eine Sache ganzheitlich erfasst wird; und das funktioniert für den Meister nur dann, wenn das auslösende Phänomen (wir könnten auch sagen: der ‚Gegenstand, denn, dazu kommen wir demnächst, der Meister denkt ja bekanntlich gegenständlich) von extrem hoher anschaulicher Qualität wie hoher organischer Verknüpftheit ist – also ein bedeutendes Kunstwerk oder die Natur als die perfekte Schöpferin perfekter Gegenstände schlechthin. Vielleicht meint *Irradiation* also eher: Dass für Goethe ein wahres Begreifen nur vom inneren Kern des Gegenstandes aus möglich ist, nicht von seinen Rändern her, nicht von schlechten Beispielen, nicht von gesonderten einzelnen Aspekten? Das wäre nicht schön für unsere Schulen. Oder unsere Universitäten. Ach, es wäre überhaupt nicht schön auch für die meisten von uns, die im Alltag eher wenig qualitativ hochwertige *Irradiation* von bedeutungsvollen Gegenständen erfahren, sondern eher irritiert

werden von allerlei Trivialitäten und Neben-Sächlichkeiten. Aber dafür sind wir auch nicht Goethe, gell?

Na gut, zweiter Versuch. Wie lässt sich – falls überhaupt – die Geschichte mit der optischen Täuschung auf das Begreifen von Gegenständen übertragen? Vielleicht sogar leichter. Denn die „*Natur und die größten Meister*“ sind natürlich leuchtende Beispiele; und ihre Wirkungen überstrahlt einen häufig sehr dunklen Untergrund. Andererseits bekommt man, bei allem Willen zur Goethe’schen Komplementarität, das Bild nicht so recht umgekehrt: Denn man kann ja nicht den gleichen Gegenstand – die Werke der Natur und der größten Meister – nun als dunkel vorstellen, wo doch das Leuchten zu ihrem Wesen gehört? Nein, je mehr die Redaktorin über diese Bildbedeutung nachdenkt, desto weniger ist sie davon überzeugt, dass der Meister – Farbenlehre hin oder her – hier an eine optische Kuriosität gedacht hat. Wahrscheinlich ist das Ausstrahlen doch eher ein physiologisches?

Zum Glück gibt der Brief, aus dem das Zitat stammt, noch ein Exempel mit, das bisher auch verschwiegen wurde. Es ist nämlich ein recht hübscher Reisebrief. Goethe ist zu Besuch auf Schloss Neunheiligen im Thüringischen, bei einer für ihren Charme und ihre Schönheit berühmten Gräfin und ihrem demgegenüber etwas barbarisch anmutenden Gatten, die beide dem Weimarer Hof verbunden sind. Und man muss sich das Schloss wohl etwas düster vorstellen, denn Goethe berichtet, wie er die Ratten beobachtet, die durch seine Gemächer flitzen (Mehrzahl, definitiv!), und auf welche aparte Art sie ihre Schwänze tragen. Und dann erzählt er der verehrten Frau von Stein (die auf den überlieferten Bildern ziemlich spitzmausig daherschaut) ganz stolz davon, wie er die Ratten tatsächlich seziiert, um aus dem Inneren das Äußere, aus der Organisation die Erscheinung zu erkennen. „*Ich erstaune, wie das Plumpste so fein, und das feinste so plump zusammenhängt*“. Irradiation, langsam wird uns klarer: Man muss notfalls auch das Seziermesser benutzen, um ins Innerste des Phänomens vorzudringen; aber dann kann man sehen, wie Inneres und Äußeres wahrhaft

zusammenhängen (ganz wörtlich: Sehnen, Fleisch, Muskeln, Nerven). Und dabei erfährt der sezierende Beobachter und Selbstaufklärer auch eine Wirkung auf sich selbst: „*So still bin ich lang nicht gewesen, und wenn das Auge Licht ist, wird der ganze Körper licht sein et vice versa*“. Damit sind wir auf einem Umweg nun doch wieder bei der *Farbenlehre* angekommen, sieh an, die Dinge hängen halt zusammen! „*Wär nicht das Auge sonnenhaft*“, genau so! Und das Betrachten selbst erstreckt sich dann vom Auge aus (das wir uns an dieser Stelle wohl mit dem Gehirn direkt verbunden vorstellen dürfen) aus über den ganzen Körper und macht ihn „*licht*“. Wenn das nicht *Irradiation* ist!

Es gibt im Übrigen dann sogar noch ein zweites Exempel. Goethe beschreibt nämlich, nachdem er die *Irradiations*-Metapher eingeführt hat, wie die Gestalt der Gräfin und ihr Verhalten ihm Aufschluss über einige Begriffe gegeben habe, die für ihn bisher im durchaus Kantischen Sinne ‚*leere Begriffe*‘ – also Worthülsen ohne Anschauung – waren: nämlich diejenigen von ‚Welt‘ und ‚großer Welt‘ in Bezug auf das menschliche Sozialverhalten und damit einen Hauptteil in der „*Kunst des Lebens*“. Die Beschreibung ist nicht viel ausführlicher als die der Ratten, aber Goethe will der Briefpartnerin vor allem ankündigen, welch reichen Gesprächsstoff er für sie mitbringt – was eine wesentliche Beziehungsgrundlage ist und, richtig betrachtet, auch eine ausstrahlende Erkenntnis über dieses insgesamt gar nicht so komplizierte Verhältnis mit sich bringt. Die Kürze deshalb, weil Goethe zu diesem Zeitpunkt, sollte man es glauben, einen „*natürlichen Widerwillen gegen das Schreiben*“ hat (durchaus auch mechanisch zu verstehen; das Problem sollte bald durch den Sekretär gelöst werden); das heißt aber nicht, dass er eine poetische Verwendung ausschließt (die Gräfin schafft es nach allgemeiner Ansicht als Figur in die *Lehrjahre*, die Ratten schaffen es – zum Glück nicht): Er könne nämlich auf jeden Fall sagen, dass dieser neue Gegenstand ihm seine „*dramatische und epische Vorratskammer um ein Gutes reicher*“ mache (das Bild kommt wahrscheinlich, so funktioniert *priming*, direkt noch von den Ratten her). Und deshalb ist er sich zu guter Letzt gar sicher: „*Ich kann nicht verderben, da ich auch aus Steinen und Erde Brot*

machen kann“. Wohl bekomm’s, ist man geneigt zu sagen; aber solch ein Goethe’sches Steine-und-Erde-Brot ist immer noch so viel besser als aufgeblasenes romantisches Weißbrot, dass man gern vorliebnimmt. Was es mit der *Irradiation* dann für die Aufklärung auf sich hat, dazu siehe im Folgenden:

αωαωαω

Aufklärung

Nun ist *Aufklärung* eines der am meisten missbrauchten Wörter der Geistesgeschichte (die Redaktorin übertreibt nur leicht). Was wurde nicht alles im Geist der Aufklärung gerechtfertigt (nein, keine Beispiele, die sind auch nur leicht-fertig)! Um den Buchstaben scherte man sich weniger. Goethe jedoch, der Meister des Wörtlich- und Buchstäblichnehmens (weil er die Sprache liebt, und nicht nur ihr Kleid), nimmt *Aufklärung* natürlich wörtlich, was denn sonst! *Aufklärung* ist, wenn sich der Himmel aufklärt, nach langen Tagen der Trübheit und des Trübsinns (wir werden auf diese Doppelung zurückkommen), wenn ein Sonnenstrahl hervortritt und alles auf einmal in einem neuen Licht erscheinen lässt. Das blendet die Augen natürlich, weshalb völlige Erhellung nicht nur den Augen selbst schädlich ist, sondern dem Verstand ebenso; sie führt zur Verblendung, nämlich derjenigen Überzeugung, vollständiges Wissen sei möglich, rückhaltlose *Aufklärung*, grenzenlose Transparenz, und am Ende: vollendete, wasserklare, gegen jede Kritik wie jeden Aberglauben abgedichtete, kristalline Wahrheit sei machbar!

Ach ja. Die Redaktorin glaubt noch nicht einmal, dass das eine gute Idee wäre, selbst wenn sie nicht so absolut lebensfeindlich wäre. „*So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!*“, das sagt der wiedererwachte und klüger gewordene zweite Faust; und selten war ein Wort so wahr. Denn der Mensch selbst, er ist das Trübe, das niemals ganz sich selbst oder anderen durchsichtige Element in der Mitte; er ist der, durch den das Licht fällt (Gott, die Natur, es ist das gleiche und nur ein Wort); und er ist, mit der Farbenlehre gesprochen, der, durch den die Finsternis fällt (der

Teufel, der absolute Geist, es ist das gleiche und nur ein Wort). Trüb, natürlich hat man das nicht so gern heutzutage; aber zwischen all den Schwarz-Weiß-Denkern der reinen *Aufklärung* kann man sich dort auch ganz wohlfühlen, heiter geradezu.

Denn das ist es, was die *Aufklärung* (die wörtliche, des Himmels oder auch das Gemüts; es ist nur ein Wort), eigentlich bewirken sollte: Heiterkeit, verstanden wörtlich und bildlich, äußerlich und innerlich; diejenige Heiterkeit, die allen den Geist frei macht und die Seele leicht und das Auge beweglich und auffassungsfreudig. Goethe zitiert sehr übereinstimmend Shaftesbury, der meinte, dass man dasjenige – und nur das! –, was man mit Heiterkeit ansehe, recht sehe. Das kann man gar nicht genau erklären, man kann es nur umschreiben mit heiteren Worten: mit der schon zitierten Freiheit – denn der Heitere hat sich befreit von der Erdschwere ebenso wie der Last des Meinens und Rechthabenwollens; es kommt ihm nicht so darauf an; mit Klarheit, die auch in der *Aufklärung* lebt, etwas versteckt; denn der Heitere lebt im Hellen, aber eben nicht: in der Blendung. Eine solche Heiterkeit, innerlich und äußerlich, pflanzt sich fort; sie ist der aufgelockerte und fröhliche Boden, auf dem Kultur und Erziehung wachsen – der Meister schreibt über eine neue Bürgerschule in Wien, die Kinder, die in solch aufgehellten Sälen den Unterricht empfangen, seien „*schon auf der Stelle aller düstern Dummheit entrückt*“. Soll die Redaktorin noch einmal Wechselwirkung erklären? Wer heiter ist, heitert seine Umgebung auf; eine aufgeheiterte Umgebung erzeugt heitere Gemüter. Klarheit breitet sich aus, in beide Richtungen; Freiheit des Denkens wie des Fühlens. Deren Resultat – oder deren Voraussetzung? – ist die nicht genug wertzuschätzende Gleichgültigkeit, die Goethe für seine spezifische Form der Kritik in Anspruch nimmt: Sie sei von der gleichen Art, „*wie das Tageslicht ausübt, indem es die Gegenstände aller Art mit einer heitern Gleichgültigkeit beleuchtet*“. *Aufklärung* ist angewandte Farbenlehre; ist Gemütsheiterung und Unbefangenheit, ist Verbreitung von sanftem Licht in der allgemeinen Trübheit des menschlichen Daseins, von einer einzigen schwachen Stelle aus, nämlich: dem Selbst.

Und damit kommen wir zum zweiten Punkt, der für die Goethe'sche *Aufklärung* (die Redaktorin nennt sie gern: *gegenständlich*, im Gegensatz zu: abstrakt, theoretisch, abgezogen, begrifflich, rein-vernünftig) markant ist, nämlich: Jeder kann nur sich selbst aufklären; genauer gesagt heißt es: „*denn am Ende kann doch nur ein jeder in seinem eigenen Sinne aufgeklärt werden*“. Am Ende jedoch trifft sich Goethe hier mit dem „*Alten von Königsborg*“, in dem er bei aller Fremdheit und Andersheit einen verwandten Geist und eine vergleichbare Größe entdeckt hatte: *Aufklärung* ist Selbstdenken. Alle die, die so gern alle Welt aufklären wollen, am besten durch das Ersetzen von schädlichen Vorurteilen durch – naja, offiziell abgesegnete, korrekte, fortschrittliche Vorurteile – alle Aufklärungsprediger spielen falsch. Sie wollen bekehren, nicht emanzipieren; überzeugen, nicht erkennen lassen; Recht haben und nicht diskutieren. Ach, Lessing, der einzige, ewige Lessing, auch einer, den Goethe erkannt und anerkannt hat: Wenn Gott in seiner rechten Hand die ewige Wahrheit hätte, und in der linken allein den „*Trieb nach Wahrheit*“, verbunden mit einem ebenso ewigen Irrtumsrisiko – natürlich gibt es nur eine Wahl für den Selbstaufklärer, nämlich: die linke Hand Gottes!

Nun gut, das ist jetzt genug gepredigt, zurück zu Goethe, dem Erfinder und Praktikanten der *gegenständlichen* *Aufklärung*. Der Mensch nämlich klärt sich auf, über sich und über die Welt, im ständigen, intensiven, aufmerksamen und – ja, genau: heiteren, unbefangenen, offenen Umgang mit den Gegenständen (er selbst, sein eigenes Inneres ist auch nur ein Gegenstand unter anderen; so viel Demut muss sein!). Dafür nun gibt es selbstverständlich keine ausgebaute Theorie – wie kläre ich mich selbst auf in zehn Schritten? – obwohl, das ginge sogar, denn bekanntlich spricht der Meister gern in Maximen (die man, wohlverstanden, nicht auswendig lernen, sondern in der persönlichen Anwendung erschließen muss!): Also, erstens: Beim Beobachten der Gegenständen so viel als möglich sich auf die Gegenstände konzentrieren, beim Denken über die Beobachtungen dann so viel als möglich sich seiner selbst – als denkendes Wesen und als spezifische Person – bewusst sein! So gehen

Objektivität und Subjektivität, Anschauung und Reflexion, Praxis und Theorie (und ja, normalerweise gehen die Begriffspaare immer anders herum zusammen, das hier ist Absicht und heiteres Spiel mit Ernstem) schön zusammen, fließen ineinander, bestärken sich gegenseitig, erhellen sich, schrittweise, und am Ende: steigern sie sich. Oder, wie es Goethe als Morphologe auch sagt: *„Jeder Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf“*. Wörtlich nehmen! Der Mensch hat unendlich viele potentielle Organe – Werkzeuge des Anschauens und Erkennens, die keimhaft in ihm schlummern und durch bestimmte Wechselwirkungen mit der Außenwelt erweckt werden und dann hervorschießen, Blüten und Blätter treiben und insgesamt: den Gesamtorganismus befruchten.

Na gut, das war keine Maxime, sondern eher wieder eine Predigt; deshalb zurück zum Merksatz. Zweitens also: Besondere Vorsicht ist geboten bei dem Übergang von der Anschauung zur Reflexion, von der Praxis zur Theorie, siehe oben: Er ist zwar unbedingt nötig und sollte möglichst organisch sein, ist aber in der Realität ein Pass zwischen zwei Abgründen, *„wo dem Menschen all seine inneren Feinde auflauern, Einbildungskraft, die ihn schon da mit ihren Fittigen in die Höhe hebt, wenn er nicht immer den Erdboden zu berühren glaubt, Ungeduld, Vorsehnlichkeit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsinn, Veränderlichkeit und wie die ganze Schar mit ihrem Gefolge heißen mag“*. Das musste jetzt zur Gänze zitiert werden, weil es so wunderbar klug und immer noch wahr ist: Die ganze Schar lebt unter uns, sie ist sogar immer noch weiter gediehen mit der Beschleunigungsverdichtung der Moderne, mit ihrer Voreingenommenheit der eigenen Vorzüglichkeit gegenüber allen historischen Irrtümern, ihrem inneren und äußeren Philistertum und ihrer, durchaus: Steifheit im Denken (Bequemlichkeit sowieso, das ist zeitlos). *Aufklärung* scheitert oft gar nicht an der mangelnden Befähigung oder einer Schwachheit im Geiste oder genereller Denkfaulheit (daran scheitert sie natürlich auch); sie scheitert genauso oft und vielleicht noch häufiger an den Überheblichkeiten von Wissenschaft und Intellektuellentum, an der modernen Vorliebe für das Originelle,

Outrierte, Ambitionierte, Noch-Nie-Da-Gewesene. Gedanken, die nicht organisch gewachsen sind, schießen in ein blasses Gestrüpp empor; bilden Luftwurzeln und Phantomblüten. Womit wir vom Maximenhaften wieder ins Bildliche geraten sind, aber das ist der Redaktorin so eigen; ob es wahrhaft organisch ist --- -?

Zum Abschluss deshalb noch eine Abschweifung zu einer beinahe schon systematisch zu nennenden Überlegung, nicht in Bezug auf die *Aufklärung*, sondern auf die Wissenschaft; sie wird aber eingeführt unter dem allgemeinen Problemtitel „*Verhältnis von Wissen und Reflexion*“. Das Paradigma für ein einzig fruchtbares, organisches Verhältnis beider in der Wissenschaft, um uns modern-abstrakt auszudrücken, ist die Kunst: Sie nämlich organisiert Ganzheit, indem sie im individuellen Kunstwerk immer zugleich das Einzelne und das Allgemeine enthält (nachzulesen bei Schiller in den *Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen*, die genau deshalb eine solche Erziehung ist: *Aufklärung* nach dem Paradigma der – wohlverstandenen, nicht romantisch-modernen, sondern klassisch vorgestellten! – Kunst). Also, in jedem einzelnen wissenschaftlich behandelten Gegenstand müsste das Ganze der Wissenschaft zur Anschauung kommen. Und das geht nun, jetzt müssen wir wieder ein wenig ausgiebiger zitieren, so: „Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, so müsste man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Thätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sei, entstehen kann.“ Wer fühlt sich dem gewachsen, ganz, wer hat so viele wohlausgebildete und in so verschiedenen – sagen wir ruhig: Kompetenzen –, besser aber: ausdifferenzierte Organe? Die „*Abgründe der Ahnung*“, die Redaktorin kann das *peer review* schon förmlich riechen und seine indiginierte Ablehnung (sie hat in letzter Zeit Erfahrungen damit sammeln können, das kommt davon, wenn man sich zu sehr

vom Meister imprägnieren lässt). Und an einer anderen Stelle, wir lassen das ausführliche Zitat jetzt weg, spricht er sogar davon, dass das Theoretisieren, das auf das aufmerksame Anschauen der Welt notwendig folgt, „um uns eines gewagten Wortes zu bedienen, mit Ironie zu tun und vorzunehmen“ sei –

Ironie!!! Wahrlich gewagt. Ein weites Wort. Umgeben wir es, um am Ende mit einem schönen organischen Kreis zu schließen, mit Heiterkeit. Gleich-gültigkeit. *Aufklärung*, Selbstaufklärung, ja, so weit wie möglich, so klar wie möglich, so fruchtbar und lebensweltlich wirksam wie möglich; aber immer im Bewusstsein der ontologischen und uneinholbaren Trübheit allen menschlichen Seins.

αωαωαω

Zügel, Zaun, Zeder

Und mit einem Sprung hin zu *Zügeln*, *Zäunen* und *Zedern*. Goethe war ja auch mal jung, und er blieb es sogar ziemlich lang. Da ist er auch geklettert, beispielsweise über *Zäune*; es hatte irgendeinen Sachgrund, er berichtet ihn Charlotte von Stein, man sieht richtig, wie sie die hohe streng-schöne Stirn runzelt beim Lesen und doch ein wenig schmunzelt; er ist also in „*viel Fährlichkeit*“ gekommen, musste über Tor und Zäune steigen, und kam dabei „*so in Geschmack des Kletterns*“, dass er beinahe noch einige „*willkürliche Gefahren*“ spaßeshalber eingegangen wäre; aber dann hat er an Charlotte gedacht und hat sich *gezügelt*. Man *zügelt* sich selbst nämlich, und nicht nur Pferde (die auch); man hat, je älter man wird, immer mehr Übung darin, man weiß auch am besten, „*wo im eigenen Stall die Zügel hängen*“ (dies an die Herren Kritiker, die sogar meinen, das besser zu wissen!); und man hat gelernt, wann man sich so weit zügeln muss, dass der Zaun der Zähne geschlossen bleibt und nichts rauslässt, was hinterher nur noch schlecht im Zaum gehalten werden könnte.

Am schlimmsten aber sind die alten Herren mit ihren „*Onkelsmanieren*“; sie können nämlich ihre Hände nicht im Zaum halten und verlangen „*bei widerwärtigem Täschneln sogar einen Kuß*“! Manches ändert sich nie, so sehr sich die Zeiten auch ändern mögen; Onkelsmanieren bleiben. Es ist ja auch nicht so, dass man nun jeden Trieb *zügeln* muss, der sich einschleicht, und sei es der zum Zäuneklettern; nein, der Trick des nie genug zu preisenden Maßhaltens ist natürlich, sich widersprechende Triebe gegenseitig *zügeln* zu lassen, auf das das Eine das Andere im Zaum hält und beide vielleicht sogar irgendwann, freundlich vereinigt, im gleichen Geschirr gehen und nicht die *Zügel* schießen lassen.

Wir aber kommen zurück von den *Zügeln* zu den *Zäunen*, uns fehlte gerade ein eleganter Übergang, die Redaktorin hätte einen vom *Zaun* brechen können, sie beließ es aber bei dem *lebendigen Zaun*, der bunt gemischten Hecke nämlich, in der vielerlei neben- und durcheinander wächst, wenn man sie nicht mit der Heckenschere bricht (ja, machen wir auch; aber natürlich erst, wenn der *Zaunkönig* ausgezogen ist, der so heißt, des hat die Redaktorin gerade eine andere Quelle belehrt, weil er bei aller Kleinheit und dem winzigsten Federgewicht so gravitatisch auftritt wie ein König und so herrschermäßig daherschmettert; früher hieß er auch mal Schneekönig, aber seitdem es mit dem Schnee so eine Sache ist, freuen wir uns wie der Schneekönig nur dann, wenn ganz selten einmal Schnee ist, wie zufällig gerade eben in den letzten Tagen; Ende des Vogel-Exkurses im Geist des lebendigen *Zaunes*!).

Der Meister nun bricht gern, wie er zugibt, Gelegenheiten vom *Zaun*, natürlich für Liebes-Angelegenheiten; gerade die junge Verliebtheit lebt ja davon, dass man jede Gelegenheit vom Zaun bricht, später dann baut man Bürgerzäune, um sein kleines Gut zu umzäunen, und weiß, wovon man spricht, wenn man sagt: *Beizeiten auf die Zäune, so trocknen die Windeln*! War mal eine Redewendung, *ante Pampers* sozusagen. Man versteht es aber auch so.

Im Libanon, um noch einmal einen Übergang vom *Zaun* zu brechen, trocknet man die Windeln vielleicht auf der seit der Bibel berühmten Libanonzeder, dem alles überragenden immergrünen Nadelbaum, der so gut die Dürre verträgt und die Sonne braucht und vielleicht künftig sogar in Deutschland heimisch werden wird! Alt wird er auch, und widerstandsfähig gegen Schädlinge ist er, dieser Idealbaum, diese Königin der Bäume. Und ein interessanter Bildspender, nicht nur im *Alten Testament*, nein; auch der junge Goethe schreibt in einem Gedicht die Verse: „*Glüh entgegen / Phöb Apollen: / Kalt wird sonst / sein Fürstentblick / über dich vorübergleiten, / Neidgetroffen / auf der Zeder Kraft verweilen, / die zu grünen sein nicht harrt.*“ Das ist nicht ganz einfach zu verstehen, und die Redaktorin hat ein wenig denken und recherchieren müssen, aber zufällig ist das genau das, was sie am liebsten tut; und deshalb kann sie nun sagen, mit einigem Anspruch auf sachgemäße und intentionale Richtigkeit: Geraten wird hier dem Wanderer in der Sturmnacht (der natürlich ein wenig Goethe ist und ein wenig nicht, wie immer), er möge nach innerer Wärme, nach dichterischer Glut, nach himmlischem Enthusiasmus streben für sein Schaffen; denn wenn er nicht, selbst sonnenhaft, dem Dichtergott und olympischen Fürsten Apoll entgegenglüht, wird der, mit kaltem, nicht entzündeten Blick über den schwachen Dichter hinweggleiten; soweit noch ganz nachvollziehbar und im dichterischen Rahmen des allgemein schon häufiger Gedachten. Dann aber, dann kommt der eigentliche Gag, und es ist der göttliche Übermut des jungen Prometheus, der nun spricht: Denn es gibt Dinge *sub lunaris*, die brauchen keinen Gott um zu grünen, zu blühen, zu wachsen und zu gedeihen; sie tun das alles aus eigener Kraft, aus eigener natürlicher Schaffenskraft, und das – macht den olympischen Fürsten klein und neidisch!

Die majestätische „*Zeder, die zu grünen sein nicht harrt*“ – ist das nicht wahrhaft zügellos gedacht, geradewegs über alle *Zäune* geklettert, die Göttliches und Menschliches scheiden, aus Lust am fährlichen Zäunesteigen und den Zügelschweifenlassen? Anschließend wird übrigens Jupiter Pluvius angerufen, und er wird gebeten, er möge es nur ordentlich herabregnen lassen

über den Wanderer in der Sturmnacht! Andererseits möchte dieser auch gern die Schutzhütte erreichen, damit nämlich endet das Gedicht etwas antiklimaktisch: „*Nur so viel Glut / Dort meine Hütte, / Dorthin zu waten!*“ Da hat sich der Wanderer am Ende doch wieder – recht hübsch am *Zügel* gerissen.

αωαωαω

Wir

Die Formen des Wir! *Wir alle. Wir beide. Wir hier* in Deutschland oder anderswo. Das sagt sich so leicht, aber was wären wir ohne das *Wir*? *Wir* ist das erste Personalpronomen, das der Redaktorin vor ihre korrigierende Feder gekommen ist, und sie hat sich nicht viel davon erwartet. Aber interessant, so interessant! Tatsächlich kann man nämlich verschiedene *Wir*-Formen und *Wir*-Funktionen unterscheiden. Als da wären: Zum ersten das einfache ‚Gemeinschafts-*Wir*‘: Es reicht von der Zweierbeziehung über die Kleinfamilie, die Großfamilie, die Gemeinde, den Landkreis ... also immer weiter, über all das, was man heute pompös ‚Identitäten‘ nennt, bis hin, ganz am Ende, zum ‚Menschheits-*Wir*‘: *Wir Menschen, wir Sterblichen, wir alle* – teilen etwas, irgendetwas, was uns zum *Wir* macht; und man kann schön sehen, wie ein alberner Seifenblasen-Begriff wie ‚Identität‘ auf einmal verpufft. *Wir Menschen*, früher hat man das eigentlich viel schöner *conditio humana* genannt: Wir teilen ein Schicksal, eine Existenz unter Randbedingungen, die wir nicht ändern können; wir sind konditioniert, vielfach, durch die menschliche Natur, das menschliche Leben auf diesem einen Planeten, auch: durch unsere Geschichte. Was ist das *Wir* im *Wir*? Eine Randbedingung, mal vorübergehend, mal weniger. *Wir Kinder, Wir Frauen, Wir Weimaraner* (Goethe, meine ich), *Wir Nicht-Teufel*. „*Nun sind wir schon wieder an Grenze unsres Witzes, da wo euch Menschen der Sinn überschnappt*“ – so lästert Mephistopheles über Faust, er meint aber: den Faust in uns allen, nicht in ihm jedoch, dem Teufel, dem Nicht-*Wir*!

Der Teufel ist das Nicht-Wir! Das ist doch einmal ein Gedanke! Dazu noch ein Wir-Zitat vom Meister: „Wir alle sind so borniert, daß wir immer glauben, Recht zu haben; und so läßt sich ein außerordentlicher Geist denken, der nicht allein irrt, sondern sogar Lust am Irrtum hat“. Ein Schelm, wer hier an Mephisto denkt! Wir alle, wir alle sind borniert. Aber vielleicht ist das eine *conditio humana*, aus der man ausbrechen kann?

Es gibt übrigens noch andere *Wirs*. Es gibt nämlich, und das wusste die Redaktorin auch bis heute noch nicht in voller Ganzheit, neben dem *Pluralis Majestatis* auch seinen schönen Gegenpol, den *Pluralis Modestiae* nämlich. Während in Ersterem der absolute Monarch sein eigenes beschränktes Ich zum grenzenlosen *Wir* macht – er ist das Volk, er ist die Sonne, er ist der Sonnengott! –, nimmt sich in Letzterem ein Ich zurück und spricht von sich selbst als einem Teil der Gruppe, an der er sich wendet. Meist ist das der Fall im *Pluralis Auctoris*, in dem das Autor-Ich ein *Wir* mit dem Leser vorgibt; er macht sich gemein, sozusagen, aber das war nicht immer etwas Schlimmes, sondern ein Akt der Solidarität, oder, weniger politisch und mehr philosophisch gewendet: ein Zugeständnis an eine gemeinsame *conditio humana*. „Eduard, so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter“ – das ist der erste Satz der *Wahlverwandtschaften*, und er spricht von jemanden, der Teil verschiedener *Wirs* werden wird, die sich kreuzen, schicksalhaft anziehen, und am Ende wieder zerfallen. Der Autor und sein Leser aber: Sie sind das kleinste gemeinsame *Wir*.

Das allergeheimnisvollste, unbeschreiblichste, widersprüchlichste und allerwichtigste *Wir* jedoch – lebt verborgen in jedem von uns, als Einzelne. So schreibt der Meister an entlegener Stelle über ein unwichtiges Thema die lebensschweren Sätze: „Hat man auch im Einzelnen die Freude, hie und da einen Geist aufgeklärt, ein Gemüt bestätigt zu haben (Geister kann man aufklären, Gemüter muss man bestätigen!) , so bleibt doch zuletzt immer höchst wünschenswert, jenes Innige, was in uns lebte, strebte, suchte, oft ohne Bewußtsein nach langem Tasten und Irren das Rechte fand; eben jenes unbegreifliche *Wir* endlich, in seinem Verlauf, von einem

wohlwollendem Geiste, günstig abgespiegelt zu sehen.“ Jenes „*unbegreifliche Wir*“ – das Unergründlichste ist dem Menschen sein eigenes Inneres. Aber, immerhin: Wir können sagen, dass es ein *Wir* ist (und das weit vor Freuds Dreier-WG aus Es, Ich und Über-Ich!).

αωαωαω

Vortrefflich

Genauso unergründlich ist übrigens, dem Meister zufolge, das *Vortreffliche*. Die Etymologen wissen schon gar nicht so genau, wo es herkommt; sicher, die Verbindung zum ‚Trefflichen‘ und dem schön-sicheren ‚Treffen‘ drängt sich auf, aber andererseits sind *fürtreffen* und *vortreffen* beinahe schon gleichzeitig mit dem *trefflichen* eingetroffen. Wie auch immer dunkel der Ursprung, die *Vortrefflichkeit* nimmt in bildschöner Kurve ihren großen Aufschwung aus dem Nichts pünktlich um 1800, um danach im gleichen Schwung wieder fast auf Null auszulaufen; niemand lobt heute mehr den *vortrefflichen Wein*, das *vortreffliche Gemüse*, und schon gar nicht den *vortrefflichen Mann* (auch nicht die Frau, nein). Wir finden Dinge toll, super, klasse, spitze, und was der Trivial-Steigerungsformen so sind, eine Leer- und Ausschreibformel ausgelutschter als die andere. *Vortrefflichkeit* steht im Schrank und verstaubt neben der *Vollkommenheit* und der *Vollendung*; vielleicht holen wir ab und zu noch das *Vorzügliche* hervor und kommen uns gehoben-gebildet vor. Außerdem beklagt schon Adelung, dass man genauso gut von *vortrefflichen Säufern* wie von vorbildlichen, moralisch hochwertigen und einfach ganz und gar *vortrefflichen Charakteren* sprechen könne; so ist das nun mal mit formalen Vollkommenheiten, sie scheren sich gar nicht darum, welchem Substrat man sie aufheftet und gedeihen auf schlechtem Wortboden und minderwertigem moralischen Moral ebenso fröhlich wie auf dem sittlichen Höhenkamm. Dabei geraten sie dann unvermeidlich in die Euphemismen-Tretmühle; nachdem der Meister zum siebzehntenmale diktiert hatte, er danke dem *vortrefflichen Manne* für das

übersandte *vortreffliche Werk*, war er wahrscheinlich auch geistig etwas zu Boden getreten; deshalb wird das Adjektiv dann flugs mal Newton angeheftet, dem bekanntlich *vortrefflichen Experimentator*! Kant hingegen war wohl wirklich ein *vortrefflicher Mann*, keinerlei Abstriche, geradezu ein Inbegriff von *Vortrefflichkeit*, angeblich war er sogar ein *vortrefflicher* Gastgeber, der *vortrefflichen* Wein, Gemüse vorsetzte und *vortrefflich* konvertierte.

Wenn man aber nun doch versucht, das Wort ernst zu nehmen und nicht ironisch, dann ist im *Vor-Trefflichen* wohl auch immer das Vor-bildliche, das Lobenswerte, das Brave, Tüchtige mitgemeint, so wie es der Meister einmal im Blick auf die Vergangenheit (die Zukunft ist eine andere Sache) ausführt: *"Betrachtet man die einzelne frühere Ausbildung der Zeiten, Gegenden, Ortschaften, so kommen uns aus der dunklen Vergangenheit überall tüchtige und vortreffliche Menschen, tapfere, schöne, gute in herrlicher Gestalt entgegen."* Was dabei genau ihre *Vortrefflichkeit* ausmacht, welche der genannten und ungenannten Vorzüge diesen Cocktail erzeugen; was Shakespeare zu einem solchen Muster an poetischer *Vortrefflichkeit* machte – ist unergründlich: *„Das Vortreffliche ist unergründlich. Man mag damit anfangen, was man will“*. Ein schöner Rätselspruch, geradezu *vortrefflich* zum Nachsinnen; man mag damit anfangen, was man will. Was man aber wissen und beherzigen sollte: *„Das Vortreffliche, die Tugend, das Ausnehmende macht die Ausnahme, nicht die Regel in der Welt“*.

αωαωαω

Zu-Worte

Ein kleiner Überflug über das Land der *Zu*-wendung; denn *zu-*, das ist, im Gegensatz zum böse-destruktiven *zer-*, dem die Redaktorin gerade intensiver zugewandt ist, ein freundliches Vorwörtlein der Richtungsangabe auf das Eigene oder Freundliche hin. Das beginnt mit dem *Zutrinken*; einem eigentlich recht schönen, Brauch, der im formlosen Deutschland leider etwas verloren gegangen ist. Im Englischen hingegen *toasted* man

noch dann und wann, jedenfalls wenn man Serien vertrauen kann; vor allem bei Hochzeiten und anderen zeremoniellen Anlässen, und nicht immer ganz ohne Peinlichkeit. Warum man das nun einen *toast* nennt, also eine Schnitte trockenes und geröstetes Weißbrot – dazu kursieren einige Geschichten, aber sie sind so seltsam, dass sie es nicht einmal verdienen anekdotenhalber erzählt zu werden. Nein, lieber wenden wir uns dem *Zu-trinken* wieder zu, dass der Meister, bekanntlich Freund solcher Zeremonien und jeglicher schöner Form, ganz gern praktiziert, er hat auch spezielle Becher dafür: Es ist nämlich nicht nur ein formeller Gruß, sondern eine Art Würdigung – wem man *zu-trinkt*, den nimmt man auf in den Kreis der Vertrauten und Gleich-Gesinnten; an einer Stelle ist die Rede davon, dass einem neu Angekommenen „*beruhigend*“ zugetrunken wird; man wünscht ihm Gutes, jetzt und in der Zukunft (die auch ein schönes *Zu*-Wort ist und durch viele andere hindurchscheint), und man fordert auch in gewisser Weise eine Erwiderung heraus. Denn *Zutrinken* ist keine einseitige Angelegenheit, sondern ein wechselseitiger Austausch von – na gut, meist alkoholischen Getränken, aber eben auch: guten Gedanken und freundlichen Worten.

Zutrinken ermöglicht dadurch den *Zutritt*; was auch ein schöneres Wort als die derzeit allzu breit getretene ‚Inklusion‘ ist. Ein Substantiv, das, wie es sich gehört, schön handfest startet, nämlich räumlich: *Zutritt* bekommt man zu Zimmern, Häusern, gelegentlich sogar zu Heiligtümern, wenn einem der Eintritt gestattet wird; aber damit verbunden ist häufig die Zulassung auch zu sozialen Räumen, Familien- und Freundeskreisen, höfischen Zirkeln, berühmten oder wichtigen Personen. Oder zu geistigen Räumen, auch wenn gelegentlich, nichts Neues unter der Sonne, gerade der intellektuelle Zugangsweg zu „*offenbaren Geheimnissen schwerscheinend und abschreckend*“ ist; oder die „*Forderungen der Crystallographie und Chemie jüngere Männer abschreckt, die wohl einigen Zutritt zu diesem schönen Weltrevier erlangen mochten*“. Ja, da wüssten wir auch einige Beispiele. Zutrittsschwellen, wohin man schaut (die Redaktorin hat gerade einen Text in einfacher Sprache verfasst, das war

nicht einfach für sie, sie sucht noch nach der *Zutritts*-Zauberformel in diese Welt).

Zutschen – nee, noch nie gehört. Ist aber eigentlich ganz hübsch lautmalerisch, Babys *zutschen* nämlich, wenn sie lautstark an etwas saugen. ‚Zutzeln‘ scheint die andere dialektale Variante zu sein, ja, klingt schon eher vertraut; es ist das Geräusch, das entsteht, wenn man eine Weißwurst von ihrer Haut mit den Zähnen befreit, genau, dann zutzelt man sie. Nein, kein gutes Zu-Wort, schnell weg hier! Zudem warten:

Zutun, zutunlich und Zutunlichkeit: Leider alle inzwischen völlig ausgestorben, egal ob in der Variante *zutulich* oder *zutunlich*. Zwar sind wir noch gelegentlich irgendetwas zugetan, wenn wir etwas altmodisch denken und fühlen (man denkt dabei eher an Teddybären oder Teetassen als an Herzallerliebste); aber *zutunlich* – das hat so einen Beiklang von Unterwürfigkeit, Beflissenheit, altmodischen (und eher weiblichen?) Formen von Höflichkeit. *Zutunlich* ist kein Emanzipationswort, nein, es ist ein Verbindlichkeitswort, und wenn irgendein Wert einen wirklich steilen Aufstieg in dieser (nicht sprachlichen, sondern realen) Welt der endlosen Optionen und tausendfachen Alternativen (ja, mit Absicht schief) hingelegt hat, dann ist es: die Unverbindlichkeit. Man verbindet sich nichts und niemand mehr, weder Teddybären noch Teetassen (und schon gar nicht Herzallerliebsten, man müsste sich ja doch nur wieder scheiden lassen). Wäre alles, wie ein guter alter und tatsächlich liebevoll zutunlicher Freund gern sagte, „zu intim“. *Zutunlichkeit*, da könnte ja jeder kommen! Man müsste gar zuvorkommend sein!

Das kommt aber erst später, zwischendurch kehren wir mal das *zuunterste* zuoberst oder das *zuvörderste* zuhinterst; was zu relativ lustigen Redensarten Anlass gibt, egal ob man einen Brief auf den Kopf stellt oder der Freibeuter den Keller ganz weit oben hat und die Scheuer ganz weit unten (das Rätsel muss wohl jede selbst lösen). Die Ersten werden die Letzten sein? Wahrscheinlich, bekanntlich alles eine Frage der Perspektive. Müsste man wirklich öfters tun, das *zuunterste* nach zuoberst kehren, nicht nur beim Yoga oder beim Hausputz!

Wir bleiben aber meist schön *zuverlässig* bei dem, was eben das Sichere, Bewährte, Reguläre ist. *Zu-ver-lässig*, das fordert ja wieder nach einer etymologischen Recherche; man wird aber nicht ganz schlau draus, vielleicht hat es was mit ‚Zuflucht‘ zu tun, was ein recht schöner Gedanke ist; vielleicht aber auch nur mit dem Verlassen auf etwas, aber eben mit etwas mehr sprachlichem Nach-Druck. Grimm vermeldet, es sei ein „*Ausdruck der vernünftigen Sprache*“, was unmittelbar einleuchtet, ohne dass man genau versteht, was damit gemeint ist; aber Grimm ist eine *zuverlässige* Quelle, und das ist etwas, was schon der Philologe und Naturwissenschaftler Goethe zu schätzen wusste, weit vor dem Zeitalter der allseits verschrienen *fake news* (auch nur ein anderes Wort für Literatur?). Es gibt eine ganze Reihe langweiliger Grundbedeutungen, Varianten von Vertrauen-Sicherheit-Gewissheit, aber dann immerhin auch ein paar zum Denken aufregende Aussprüche, wie üblich in den Maximen versteckt: „*Der Credit ist eine durch reale Leistungen erzeugte Idee der Zuverlässigkeit*“. Die Redaktorin dachte gerade vorher vage, es sei anders herum, und Zuverlässigkeit sei eine Idee, die aus dem Finanzbereich in den Sozialbereich gewandert sei, aber *whatever*: Das geht sowieso bekanntlich in beide Richtungen, und das Zusammendenken von ‚Leistungen‘ und *Zuverlässigkeit* ist immerhin ein Schritt in eine interessante Richtung. Oder: „*Eine thätige Skepsis: welche unablässig bemüht ist, sich selbst zu überwinden, um durch geregelte Erfahrung zu einer Art von bedingter Zuverlässigkeit zu gelangen.*“ „*Bedingte Zuverlässigkeit!*“ Auch ganz schön, zumal, wenn man alle möglichen Arten von Un-Bedingtheiten ein wenig über hat.

Aber am schönsten, da ist der Meister wieder einmal ganz bei sich selbst, ist ein Briefsetzen an Charlotte von Stein, und zwar nicht aus der verliebten Phase, sondern recht viel später, da ist er schon ein alter Mann, der an eine alte Frau schreibt: *Du bist mein bestes. Das einzige recht zuverlässige auf Erden!* Nix mehr von „*bedingter Zuverlässigkeit*“, sondern das Gegenteil. Weil: Gibt es eben beides!

Letzteres aber wohl nicht ohne *Zuversicht*. Ein Wort, das der Redaktorin nicht nur sprachlich etwas ferngerückt ist, nein, es war wohl noch nie so recht in ihrem Stammvokabular; gestandenes Mitglied der Halb-Leer-Fraktion, und eher fatalistisch denn berufsoptimistisch gesinnt, sieht sie wenig Gründe zur *Zuversicht*, zu leicht kann man sich versehen damit. *Zu-Versicht*, ein zugewandtes Maximal-Vertrauen Adelung zufolge; und dem Meister tatsächlich gar nicht so fremd, dem Sonntags- und Sonnenkind des Schicksals (außer dann, wenn er seine dunklen Stunden hatte, aber davon schreibt er wenig; wohl aber gelegentlich von einer „*Stunde der guten Laune und Zuversicht*“, woraus man schließen kann: Es gibt auch andere).

Aber den dunklen Stunden muss man eben *zuvorkommen*. Wer anderen genug *zuvorgekommen* ist, also: ihren Wünschen, Hoffnungen und Bitten entsprochen hat, bevor sie auch nur ausgesprochen wurden, die tätige Hausfrau rückt ins Blickfeld, eine solche also: ist *zuvorkommend* geworden; hilfreich, tätig, gefällig, die *Zuvorkommenheit* in Person! Übrigens praktisch genauso ausgestorben wie das *Zutunliche*; denn bei aller Beschwörung von Teamarbeit und Kooperationsgeist, ein wirkliches Entgegenkommen, ein Hineindenken in die Bedürfnisse, Ansprüche, Ideen, Vorhaben eines Anderen – nee, zu anstrengend. Es gibt sehr wohl ein *I* in Team, meist sogar mehrere. Zwar wird man gelegentlich noch zur Vorbeugung aufgefordert, Prophylaxe ist aber schon ein Wort, das an Karies denken lässt und damit: einem nicht gerade entgegenkommt. Der Meister hingegen weiß um den Wert des prophylaktischen Zuvorkommens, und auch er endet mit einer Krankheitsmetapher: „*Hauptmaximen des Betragens im Leben. Willige vorsichtige Entsagung, einer gezwungenen leidenschaftlichen zuvorkommend. Vergleichung mit einer Blatterienimpfung.*“ Man komme dem Schicksal zuvor! Na gut, klingt jetzt auch nicht *zuversichtlich*. Ach, man muss wohl beides sein?

Auf keinen Fall aber *Zuviel*, von was auch immer. Diesmal hat das Funktionswort wenige Überraschungen, *zuviel* ist einfach genauso von Übel wie *zuwenig*, nicht nur beim Essen, aber vor allem dort. Nur ein Lichtblick, er schillert schön paradox, und

natürlich – in einem Brief an Charlotte von Stein, diesmal aber aus der frühen Phase: „Über diese Materie mach mich reden wenn ich zu dir komme; Zu schreiben ist's nicht, man sagt zu viel oder zu wenig.“ Das ist die Krux mit Sprache. Entweder sagt man zu viel oder zu wenig, und manchmal gar beides auf einmal! Vor allem, wenn man den anderen mal wieder zuvorgelaufen war. „Ich dachte Julie ergriffe kurz und gut die Feder, finge mit dem Historischen an und endigte mit dem Speculativen. Sie erinnert sich des Geschehenen recht gut, und an ihren Späßen habe ich gesehen daß sie auch im Raisonnement uns manchmal zuvorläuft.“ Das kann die Redaktorin gut nachvollziehen, deren Gedanken ihr oft zuvorlaufen, ohne dass sie es will. Sie sind dann schwer einzufangen, und sie versucht zu rufen: „Sie beißen auch nicht, sie wollen nur spielen!“, aber die Leute schauen immer grimmig. Sie mögen es einfach nicht, wenn ihnen jemand zuvorläuft (außer es ist ein Diktator, da machen wir gern eine Ausnahme und werden geradezu zutunlich).

Am Ende aber ein besonders hübscher Zuwachs. Zuwachsen nämlich, das kommt, wie Adelung uns belehrt, vom Zuwachsen von Wunden; die tun das nämlich einfach so, also: körperliche Wunden jedenfalls, und meistens. Am Ende bleibt ein kleiner Schorf, und dann eine Narbe, aber das ist nicht schlimm. Aber was einem nicht sonst noch alles so zuwachsen kann! Natürlich, Kinder, das ist ein meist recht erfreulicher und erwünschter Familien-Zuwachs, zumal, wenn sie am Anfang so schön und von Natur aus zutunlich und sogar zuversichtlich sind! Oder, da freut sich der Meister immer so drüber, Sammlungszuwächse – Steine, Knochen, Münzen, Drucke, Bücher, alles Mögliche, das Haus ist groß und eine Sammlung ja eigentlich nie vollständig. Aber was kommt dabei alles mitgeschwommen, und man kann sich nicht wehren, und das ist das eigentlich Lustige an dem Wort: Denn es wachsen einem nicht nur Auslagen zu (für Kinder, für Sammlungen), sondern auch Aufgaben, Pflichten, Verantwortlichkeiten (für Kinder, für Sammlungen); es wachsen Freud und Leid, Not und Qual (für Kinder, für – nein, genug!), sie wachsen nicht nur, sie wachsen einem: eben zu. Am Ende ist ein ganzes Leben überwuchert von Dingen, die einem

zugewachsen sind, ein etwas klaustrophobisches Gefühl überfällt die Redaktorin bei dieser Vorstellung: Man sinkt ins Grab, überwachsen von, eingehüllt und verschlungen in – alles, was einem *zugewachsen* ist, und was man dann vielleicht nicht ummetamorphisieren, verdauen, gestaltwandeln und steigern konnte.

Ach, *Zuwächse*, noch nicht mal ein *Zuwachs* an Geld ist immer und unbedingt wünschenswert, denn es bringt Aufgaben, Verantwortlichkeiten, Pflichten! Genau auf diesem Grat bewegen sich auch die meisten Äußerungen des Meisters zu all dem, was ihm *zugewachsen* ist: Er weiß, dass er selbst nicht wächst ohne all die *Zuwächse*; und er weiß, dass sie ihn zu überwuchern drohen. „*Zuwachs an Kenntnis ist Zuwachs an Unruhe!*“ Wie wahr, wie wahr. Man braucht sehr viel Zuversicht in diesem Dschungel, der auch: Leben heißt.

αωαωαω

Zu-Wörter, die zweite

Nach fünf Wochen, die eher der Krankheit zugewandt waren, die die Redaktorin sich zugezogen hatten, nein, den diversen Krankheiten, Malaisen, Leiden, Schmerzen, Wehwehchen und Wunden; nach diesen fünf Wochen eher enttäuschter Zuversicht nun wieder die Zuwendung zum zugezogenen Geschäft, der Wörter-Klinik sozusagen. Eigentlich sind es nur ein paar Nachträge, aber die Redaktorin hat in diesen fünf Wochen Pause alles vergessen; sie hat vergessen, dass *Zu-* ein ganz positives, offenes, zukunftsfreudiges Wort sein kann, sogar in seinen eher strengen Modulationen wie dem *Zuzählen*, *Zumessen*, *Zuwiegen* – da ist der Meister ganz bei sich, und gegen Zugeteiltes und Zugewogenes, vom Schicksal oder beim Metzger, wird nicht gemuckt. Und immerhin, die *Zuwendung* – da hat die Redaktorin gerade einige Erfahrungen gesammelt: „*mit dem ersten Blicke war meine Seele ganz dir zugewandt*“, na gut, vielleicht hat es noch einen zweiten oder dritten oder vierten gebraucht, aber es wurde gar nicht wenig Neigung zugewandt und zugewinkt,

auch mit den medikamentengetrübten Blicken und den lahmen Gliedern und der nicht immer dem Sein besonders zugeneigten Seele. Auf der abstrakteren Ebene, auf der sich die Redaktorin bekanntlich lieber tummelt, fällt in den Blick, wie sehr der Meister schon Organisationsplanung und Aufmerksamkeitsökonomie betrieb: Wie sehr man seine Ressourcen fokussieren muss in dieser Welt der Zerstreuungen und Ablenkungen, wie sorgsam man umgehen muss mit den wenigen guten Stunden, die einem irgendwann noch bleiben auf einem schwindenden Zeitkonto; aber welch Geschenk eine gute, gelungene *Zuwendung* ist, zu einer Sache, einem Problem, einem Menschen.

Hingegen zieht man sich Ungemach zu, irgendwie, schicksalhaft, und meist schuldhaft; ja, das wissen wir alle, da muss man kein Goethe für sein und noch nicht einmal krank oder leidend. Sind wir schuld an unseren Schmerzen, an unserem persistierenden Unglück, haben wir sie uns zugezogen? Die Psychologen würden schimpfen mit uns, nein, natürlich nicht; und doch sollen wir sie ‚akzeptieren‘ (kein Wort, das der Meister oft verwendet, und wenn, dann eher technisch; man bestätigt die Annahme, sozusagen). Die Redaktorin würde lieber sich in sie resignieren, hat sie festgestellt, aber das ist ein eigener Artikel.

Deshalb noch ein letztes Wörtchen zum *Zu-*, dem eher *Zugewandten*: Sehr schön fand sie, wie der Meister mit dem Ballspiel hantiert. Er sah wohl in Italien ein Ballspiel, das dem heutigen Baseball von weitem ähnelt, ob er jemals selbst einen Ball geschlagen hat, erscheint zweifelhaft (na gut, noch einmal ablenkende Recherche: der Federball kommt vor, den er als junger Springinsfeld mit den Weibchen spielt, das mag man sich wohl vorstellen). Aber er weiß, woher auch immer, dass der Ball ein Bild des Lebens ist, ein recht schönes, aber auch gefährliches: *„ich bin wie ein Ball, den eine Stunde der andern zuwirft“*, notiert er, das Geworfensein in die Existenz vorwegnehmend; oder auch: *„indessen wirft sich ein Tag dem andern zu und der Abend ist oft da, ohne daß man sich den Gewinn des Moments aufweisen kann“*. Solche Tage kennen wir alle, und sie können eine Gnade sein und eine Plage.

Wollust

Was war zuerst da, der Sex oder der – höchste geistige Genuss, die Seelenwonne, das Herzensentzücken? Dass man gar nicht immer über Sex redet, wenn alle Welt meint, man rede nur über Sex – das wissen, so hat die Redaktorin aus Anlass gelernt, sogar schon Grimm und Adelung, ihre altehrwürdigen Gewährsmänner. Beide geben sich große Mühe, um – mit Gründen! – herzuleiten, dass die *Wollust* als ins Ultimativ-Wohlige gesteigerte Lust gar nicht immer nur ein Euphemismus für Ihr-Wisst-Schon-Was war; nein, vielleicht war sie sogar in ihren etymologischen Kinderschuhen wirklich das rein geistige Hochentzücken an der Kommunikation mit Gott, die wohlzigste aller Lüste, von der die Mystikerinnen so hingerissen-körperlich schwärmen, dass man eben immer schon meinte, sie redeten eigentlich über – genau, das Andere. Kommt *Wollust* also von Sex – und wird in einem anscheinend zeitlosen Kompensationsmechanismus auf etwas Anderes übertragen, um es ein wenig zu reinigen, höher zu heben, in die gute Gesellschaft einzuführen? Oder ist Sex eine Abart der ursprünglichen Lust, die in ihrer höchsten Form nur in Gott wohnen konnte, wo denn bitte sonst? *Wollust*, das Wort gebraucht der Meister übrigens gar nicht allzu häufig; aber wo er es gebraucht, tut er es eigentlich immer – markant. Man möchte gleich wieder nur zitieren. Nicht nur die zweideutigen Beispiele, nein, die am wenigsten, sie sind so langweilig eindeutig. Am liebsten möchte man vielmehr die ganz unschuldigen und reinen (das Attribut taucht mehrfach auf bei der schmutzigen *Wollust*) zitieren, rein der *Wollust* des Zitierens halber!

Also tun wir es auch! Beginnen ausnahmsweise mit einem langen Zitat, es sind zwei Teile eines Gedichtes, es trägt den hübschen Titel ‚*Kinderverstand*‘, taucht eher wenig in Anthologien auf und beschreibt, nachdem es den Knaben zuerst abgehandelt hat (natürlich!) das kleine städtische Mädchen:

*Das Mädchen wünscht von Jugend auf
Sich hochgeehrt zu sehn;
Sie ziert sich klein und wächs't herauf
In Pracht und Assembleen.
Der Stolz verjagt die Triebe
Der Wollust und der Liebe,
Sie sinnt nur drauf, wie sie sich ziert,
Ein Aug' entzückt, ein Herze rührt,
Und denkt an's andre nicht.*

Moment, der „Stolz“ verjagt die „Triebe der Wollust und der Liebe“ – ist das nicht eine gute Sache? Nein, es ist ein geläufiger Erziehungsfehler (bis heute); anstelle nämlich, den Dingen ihren natürlichen Lauf zu lassen, die Triebe sich entfalten zu lassen, damit aus der ganz einfachen, ganz ursprünglichen, ganz sinnlichen *Wollust* erwachender jugendlicher Sexualität irgendwann einmal *Liebe* werden kann, ein Herzensverhältnis des entzückten Herzens und des gerührten Auges, lenkt man die sinnliche Energie auf Äußerlichkeiten um. Macht aus der Liebe einen Wettbewerb und ein Gesellschaftsspiel. Lässt Influencerinnen heranwachsen. Auf dem Land hingegen ist man noch nicht so korrumpiert:

*Die Bauermädchen aber sind
In Ruhe mehr genährt,
Und darum wünschen sie geschwind,
Was jede Mutter wehrt.
Oft stoßen schäkernd Bräute
Den Bräut'gam in die Seite,
Denn von der Arbeit, die sie thun,
Sich zu erholen, auszuruhn,
Das können sie dabei.*

Sex, als natürliche Angelegenheit betrachtet und schön ordentlich ins Brautkleid (das darf auch hübsch sein, klar) domestiziert, ist eine erholsame Sache, für beide Beteiligten. Und er ist das Zaubermittel dauerhafter Beziehungspflege, wie sie der Meister selbst mit seinem Bettschatz betrieb und in einem anderen Gedicht beschrieb:

*Ich, der ich diese Kunst verstehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der schönsten Ehe
Allein des Priesters Segen fehlt.*

*Für nichts besorgt als meine Freude,
Für mich nur schön zu sein bemüht,
Wollüstig nur an meiner Seite,
Und sittsam wenn die Welt sie sieht;
Daß unsrer Gluth die Zeit nicht schade,
Räumt sie kein Recht aus Schwachheit ein,
Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar sein.*

Und schon stockt man wieder! Was hat die Dankbarkeit nun hier zu suchen? Sex ist ein Machtspiel, das weiß der reifere Meister irgendwann. Später, als er das Wort *Wollust* schon fast nie mehr benutzt – wir werden gleich darauf zurückkommen –, verkündet er lakonisch gegen über dem langjährigen Hausfreund (und langjährigen Junggesellen, bis Goethe ihn gnädig in eine späte Ehe entließ) Riemer: *Beide Geschlechter besitzen eine Grausamkeit gegeneinander... Bei den Männer die Grausamkeit der Wollust, bei den Weibern die des Undanks, der Unempfindlichkeit.* Die Männer wollen immer, auch die alten, deshalb werden sie auch *Wollüstlinge*; die Frauen wollen irgendwann nicht mehr und werden undankbar und unempfindlich. *Wollust* gehört in die Jugend; und deshalb ist es auch eines derjenigen Worte, die beim jungen Goethe noch recht häufig auftauchen und später fast gar nicht mehr (außer in Übersetzungen; oder in Bildbeschreibungen; oder wenn es um Prostitution geht, wie in *Der Gott und der Bajadere*). Das Wolllustvolle der Tränen, der berühmte *joy of grief* (der im Wesentlichen aus der Maxime zehrt, dass es besser ist, negative Gefühl zu haben als gar keine; auch das ein ziemlich zeitloser Gedanke, und jeder Teenager kennt ihn), er tropft aus dem *Werther* und aus dem Wilhelm Meister der *Theatralischen Sendung* (der aber immerhin schon eine handfeste sexuelle Erfahrung hat, bevor seine Bildung beginnt); die sexuelle Raserei, das ungezügelte Begehren strömt aus den

Briefen des jungen Goethe an Behrisch, mit dem er eine obszön-kumpelhafte Sprache geradezu als Sprachspiel pflegt. Doch die Lehre der Baidere ist, und sie richtet sich vielleicht ja auch an Carl August, den späteren Weimarer Kumpel, der für seine fürstlichen sexuellen Eskapaden mäßig berühmt ist (gehört alles zum Stereotyp)?

*Umsonst, daß du ein Herz zu lenken
Der Schönen Schoß mit Golde füllst,
O Fürst, laß dir die Wollust schencken,
Wenn du die Wollust fühlen willst.*

*Gold kauft nur den geringen Haufen
Und niemals edle Seelen dir,
Doch willst du eine Tugend kaufen;
So geh und gib dein Herz dafür.*

*Was ist die Lust, die in den Armen
Der Buhlerin die Wollust schafft?
Du wärest ein Vorwurf zum Erbarmen
Ein Tor, wärest du nicht lasterhaft.*

*Sie küsset dich aus feilem Triebe,
Und Glut nach Gold füllt ihr Gesicht.
Unglücklicher! Du fühlst nicht Liebe
Und selbst die Wollust fühlst du nicht.*

*Sei ohne Tugend! doch verliere
Den Vorzug eines Menschen nie!
Denn Wollust fühlen alle Tiere,
Der Mensch allein verfeinert sie.*

Da ist recht kunstvoll vorgeführt, was man mit einer schönen, lustvoll-verspielten *figura etymologica* alles machen kann: Denn es sind zwei *Wollüste*, die hier quer durchs Gedicht laufen (man hat sogar das Gefühl, das Gedicht sagt mit Absicht die ganze Zeit *Wollust*, nur um zu provozieren und die Bedeutungsvariation für jeden Deppen klarzumachen!); die erste steht für den (käuflichen) Geschlechtsakt, die zweite für das Empfinden dabei, die sexuelle Lust. Und an der ist wiederum *per se* nichts

Falsches, auch wenn sie nicht ganz tugendhaft im strengen Sinne und von der Mutter verboten sein mag; nein, sie verbindet den Menschen mit allen Tieren, die bei der geschlechtlichen Vereinigung Lust verspüren. Ob das stimmt oder doch nur ein frommer anthropozentrischer Aberglaube ist, sei dahingestellt (zumindest für die männlichen Vertreter ziemlich vieler Arten scheint es zu stimmen); aber das Argument ist auch davon unabhängig, es behauptet nämlich einfach, dass es menschen-*würdig* sei, eine tierische Lust zu verfeinern, zu veredeln (na gut, zu kompensieren, für die Zyniker unter uns).

Also, jetzt ohne Zitaten-*Wollust*: Goethe spricht, wenn er von *Wollust* spricht, durchaus von Sex; aber er spricht ehrlich, unverkrampft und gänzlich unmoralisierend von Sex. Der Sex war eindeutig zuerst da; und für all die Heuchler unter uns, die das *Wollüstige*, beispielsweise, in der Kunst recht gern sehen und seinen *Kützel* verspüren, male man halt den Teufel hinzu (so eine wenig bekannte *Xenie*), dann sind alle zufrieden! Was täten wir ohne den Teufel, den Tausendkünstler! Na gut, das gleiche wie ohne ihn, aber es würde uns etwas fehlen zur vollen moralischen *Wollust*, sozusagen.

Ansonsten gibt es auch einige Varianten explizit nicht-sexueller *Wollust*, höchstens mit einem Hauch von Ironie oder Euphemismus versehen: die „*recht ätherische Wollust*“ der „*treuesten bewährtesten Freundschaft*“, „*unbetrübt von einer beschränkten Leidenschaft*“, ihr kann man sogar einen *Rosenkranz* herbeten! Köche, denen man mit *Wollust* ins Kloster gefolgt wäre! Tassos Schwärmer-*Wollust*, sie ist die „*schönste guter Menschen, sich dem Bessern vertrauend*“ hinzugeben (also: seinem eingebildeten Erzfeind Antonio um den Hals zu fallen; der traut aber auch dieser Art *Wollust* nicht so ganz, und um ehrlich zu sein: recht hat er!). Na gut, es sind gar nicht so viele. Denn die „*reine Wollust edler Handlung*“ aus einem *Divan*-Gedicht – entpuppt sich nicht als Herzenswonne des Gutmenschen, sondern die umsichtige Ausübung von Sexualakten nur mit vertrauenswürdigen Sozialkontakten, da sonst „*ew'ge Pein*“ (im medizinischen Sinne, nicht – oder: nicht nur im moralischen Sinne) droht!

Und schließlich, das findet die Redaktorin besonders schön und lehrreich, kann man sogar aus *Wollust* lernen. In der Schweiz, konfrontiert mit den ästhetisch überwältigenden und eine *Wollust* des Sehens auslösenden hohen Bergen, reflektiert der Meister:

wenn wir einen solchen Gegenstand zum erstenmal erblicken, so weitet sich die ungewohnte Seele erst aus, und es macht dies ein schmerzlich Vergnügen, eine Überfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Tränen ablockt. Durch diese Operation wird die Seele in sich größer, ohne es zu wissen, und ist jener ersten Empfindung nicht mehr fähig. Der Mensch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen. Was er an Wollust verliert, gewinnt er an innerm Wachsthum. Hätte mich nur das Schicksal in irgendeiner großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen, wie aus einem lieblichen Thal Geduld und Stille.

Das ist doch mal eine Erklärung des Erhabenen, die nicht auf philosophischen Höhen der Reflexion dahergleitet! Das Erhabene ist eine mechanische Seelenweitung; das tut ein wenig weh, und das tut ein wenig gut. Aber es nutzt auch ab, wie jede Feder, und beim zweiten Mal ist es schon nicht mehr ganz so überwältigend. Dafür aber ist die Seele still und heimlich gewachsen, am Großen gewachsen. Man übertrage dies auf den Sexualakt, nein: sagen wir lieber, mit einem schöneren Wort des Meisters: das *Sinnenspiel*! Aus *Wollust* kann man wahrlich lustvoll lernen; denn –

*Laß dich die Lehren nicht verdriessen,
Sie hindern dich nicht am Genuß,
Sie lehren dich wie man genießen,
Und Wollust würdig fühlen muß.*

αωαωαω

Wuchern, Wühlen und Wunden

Manchmal denkt man, das Alphabet hat doch eine tiefere Bedeutung: nämlich immer dann, wenn Stichwörter aufeinander folgen, die sich geradezu nach einer inneren Logik zu ergeben scheinen, obwohl sie eigentlich wirklich nichts miteinander gemeinsam haben außer: im Alphabet aufeinander zu folgen (mehr oder weniger, wir lassen dazwischen ein paar kleine Wörtchen aus). Es begann mit *wuchern*; ein Wort, das man eigentlich fast nur noch im Zusammenhang mit Unkraut verwendet, da die Banken schon länger gar nicht mehr so *wuchern* mit ihren Zinsen; das hat rein gar nichts mit der Güte ihres Herzes oder der Reinheit ihrer Absichten zu tun, nein, Geldverleihen bleibt ein ziemlich schmutziges Geschäft; aber die globale Wirtschaft hat ihre eigenen Regeln erzeugt, und es regiert die Zentralbank, punktum. Währenddessen *wuchert* das Unkraut fröhlich weiter, ungerührt von den Zeiten; was es aber eigentlich ganz unschuldig tut, denn das *wuchern* kommt vom ‚wachsen‘ und gedeihen, rein sprachlich gesehen; es ist halt ein besonders ertragreiches, sozusagen überschießendes Wachsen.

Das hat man nicht so gern, wenn es um Unkraut oder die *Wucherklaue* des Steuereintreibers geht; und schon der Meister beklagt sich einmal, dass Leute auch gern zu Werbezwecken mit guten Namen *wuchern*, die das aber auch weder verdient noch genehmigt hätten (Werbung, in jeder Form: eine wahrhafte *Wucherklaue* heutzutage!). An anderer Stelle spricht er poetisch vom „*Wucherer Tod*“, und das klingt erst einmal spontan einleuchtend, weil es zwei extrem negativ beladene Begriffe zusammenbringt; aber, bei genauerer Beschauung: Womit *wuchert* der Tod eigentlich? Wofür treibt er die Zinsen ein? Für gelebtes Leben, verpasstes Leben, nicht ordentlich versteuertes Leben? Wahrscheinlich so: Man lebt so, als könnte man ewig auf Kredit leben, man verschwendet Leben (*when I think of all the good times that I've wasted having good times!*); aber am Ende muss man das geliehene Kapital zurückzahlen, es war uns nur verpfändet, und unsere Seele ist der Preis. Das Problem ist natürlich, dass man diesem *Wucherer* niemals entkommen kann, was etwas

unfair anmutet; aber wer hat gesagt, dass Leben fair ist? Goethe bestimmt nicht.

Aber Goethe kennt, um zum Positiven zurückzukehren, durchaus noch ein positives *Wuchern*: nämlich ein produktives und über-ertragreiches Wachsen aus gut angelegten Lebens-Kapitalien. Das können einmal erworbene und dann konsequent verfolgte Überzeugungen sein; und die Redaktorin sprang eine Passage an, die einmal mehr bis ins Einzelwort hinein ihr ins und aus dem Herzen geschrieben schien: *„Das Innere, Eigentliche einer Schrift zu erforschen, sei daher eines jeden Sache, und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unserm eignen Innern verhalte ... Diese aus Glauben und Schauen entsprungene Überzeugung ... liegt zum Grunde meinem sittlichen sowohl als literarischen Lebensbau, und ist als ein wohl angelegtes und reichlich wucherndes Capital anzusehn.“* Schon der „Lebensbau“ – ach, was für eine schöne, hilfreiche, anschauliche Metapher (sie verdient einen eigenen Artikel, definitiv!). Errichtet auf Überzeugungen, die aus Glauben und Schauen – wenn auch wahrscheinlich in umgekehrter Reihenfolge – entsprungen sind: Denn eines geht nicht ohne das andere. Oder, an einer anderen Stelle: Dass Tagebucheinträge aus der Vergangenheit ein Kapitel sind, mit dem man später reichlich *wuchern* kann. Na gut, wahrscheinlich ist das tatsächlich das Einzige, was dem Wucherer Tod einigermaßen sinnvoll entzogen werden kann: Lebenskapitalien, früh bei Seite gelegt und später sinnvoll benutzt, bevor es zu spät ist (die Redaktorin hat gerade ihren Antrag für die Frührente gestellt, sie hofft, noch etwas *wuchern* zu können mit dem einen oder anderen Zurückgelegten geistigen Kapital).

Und damit springen wir ins *Wühlen*. Das kommt erst etwas ungeordnet daher, was *wühlt* nicht alles bei dem Manne! Die Wellen, die wogenden, die Menge, die wogende; dann auch die emsig arbeitenden Tiere unter der Erde, die man sogar zu hören meint. *Wühlen*, ist es einfach nur eine ungeordnete Bewegung, ein Hin- und Herschichten von etwas? Denn eigentlich kommt es wohl wirklich von einer Bewegung unter oder zumindest mit Erde, Wühlmäuse sind die wahren Wühler (kommen aber nicht

vor beim Meister), und es ist das Dunkle, Verborgene, der Welt des Lichts und der Aufklärung Entzogene und deshalb: in mehrerlei Hinsicht auch Unterhöhlende und Untergrabende, was das *Wühlen* ausmacht. Aber so streng ist der Meister nicht; des Meeres Wellen durchwühlen zwar auch ein wenig den Boden bei der großen Flut im Faust, aber die *wühlende* Menge taucht auch einmal ganz oberirdisch nach den Geldstücken, die bei der Kaiserkrönung ins Volk geworfen werden; oder der Schmerz *wühlt* in den Eingeweiden (definitiv nachvollziehbar, nicht nur für uns Schmerzpatienten, sondern für jeden, der einmal ernsthaft Bauchweh gehabt hat); oder wenn man ganz hingerissen und durchdrungen vom schöpferischen Enthusiasmus ist, *wühlt* man mit dem Griffel auf dem Papier (ja, junger Goethe). *Wühlen*, es *wühlt* außer uns, es *wühlt* in uns, auch Ideen *wühlen* in uns, oder wir *wühlen* uns durch eine unangenehme Arbeit oder einen unlesbaren Text, und wenn man genug *gewühlt* hat, wenn es genug *gewühlt* hat, innerlich und äußerlich, ist man:

Wund; oder man hat eine *Wunde*. Das ist nun ein Alltagswort, das man kennt, obwohl man dann doch mal wieder nachdenken muss, was es eigentlich genau meint: nämlich eine offene, klaffende Verletzung, die noch nicht verheilt ist; und den damit verbundenen brennenden Schmerz, wenn sie sich entzündet. Und beim Meister gibt es, beides in hinreichender Anzahl, sowohl Kriegswunden als auch Unfallwunden oder Operationswunden; *wund* ist die Lippe (gern vom Küssen!), der Gaumen, das entzündete Ohr, das kuriert wird mit einem (wohl ganz wörtlich so empfundenen) Höllenstein. Aber wer genug Schicksalsschläge erlitten hat, ist auch seelisch *wund* (die Redaktorin nickt, leidgeprüft, leider fühlt es sich genauso an). Und, das ist nun wieder recht hübsch, einmal schreibt der Meister von einem „*wunden Flecken*“ auf der Landkarte; offensichtlich eine sprachspielerische Variation des „weißen Fleckens“, jedenfalls ein Ort, der besser zu meiden ist (aufgrund kriegerischer oder sonstiger politischer Verwicklungen; wir könnten gerade jede Menge *wunder Flecken* auf der Landkarte zeigen oder benennen!). Psychologisch aber besonders interessant ist, dass es Wunden gibt, die hält man gern, ungern, gern: ein wenig offen.

Man will nicht, dass sie heilen: „Ein lebhafter Eindruck ist wie eine andere Wunde; man fühlt sie nicht, indem man sie empfängt. Erst später fängt sie an zu schmerzen und zu eiteln“. Oder, über die Wahlverwandtschaften: „Niemand erkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz das zu genesen fürchtet“. Natürlich ist von der Liebe die Rede, die uns allen Wunden schlägt. Sie können sehr unterschiedlich tief empfunden werden, und Alter schützt vor Schmerzen nicht. Und ist es nicht wirklich so, dass eine solche Wunde, der mit ihr verbundene, erinnernde, liebevolle Schmerz – besser ist, als das Vergessen des Wunders, das ihn erzeugt hat; des Wunders, das einem die Wunde geschlagen hat, aber in der Hingerissenheit des Augenblicks und der Weite der sich öffnenden Möglichkeiten stand man, wie Goethe ganz richtig beobachtet, unter Schock, und erst nach und nach entzündet sich der Einschnitt ins lebende Herz? Man lese den *Werther* darauf hin (was die Redaktorin zufällig gerade getan hatte, und sie war verwundbar); man schaue auf seine eigenen Wunden, die offenen wie geschlossenen. Als Kind hat man sich den Schorf vom Knie gerissen, und man hat nie genau verstanden, warum man das eigentlich tat; es fühlte sich irgendwie richtig an. Es war eine Übung fürs Leben, das uns *wund* schlägt; das ins uns wühlt, in den Eingeweiden, in den Herzen, im so leicht zu verwirrenden Kopf und immer wieder alles untergräbt, was man sich zurechtgelegt hatte. Und man kann nur hoffen, zufällig unterwegs doch das eine oder andere angesammelt zu haben, im Glauben und Schauen, mit dem man gegen die Wundheit und das Unterwühltsein *wuchern* kann (und sei es gelegentlich: ins Unkraut!).

αωαωαω

Zelte, Zellen und Zelebritäten

Mit Worten allein kann man auch eine ganze Säkularisierungs- oder Profanisierungsgeschichte von Kulturen schreiben. Heute *zelebrieren* alle möglichen Leute – tun also das, was

ursprünglich Priester, ausgewählte Leute taten, wenn sie eine heilige Handlung vollzogen, vor den sehnsüchtigen Augen des Publikums, das nicht an Bedeutung, sondern an der großen Show interessiert war: Im *Zelebrieren* vereinen sich Fest und Ritual, und jede Messe kann zum Karneval werden und umgekehrt. Aber dann fangen auch Privatleute irgendwann an zu *zelebrieren*, es ist unvermeidlich; theatralische Ereignisse werden nun genauso *zelebriert* wie das Kränzchen von Handwerkern auf dem Lande, und offensichtlich wird in den *social media* alles Mögliche genussvoll *zelebriert*, von der Koch-Show bis zur gerade neuesten *challenge* mit ihrem festgelegten Ablauf. *Translatio mysteriae*, um etwas lax zu sprechen; oder, mit Musil: Wenn Rennpferde schon „genial“ sind, ist der profanisierenden Nivellierung Tür und Tor geöffnet.

Lustigerweise kennt übrigens schon der Meister die *Zelevrität* in einem durchaus heutigen Sinne, und er kennt sie sogar aus eigener Erfahrung: Seit dem *Werther* hat sie ihn verfolgt, er war eine öffentliche Person, und wenn er der ständigen Beobachtung entinnen wollte, musste er es des Nachts tun, heimlich, unter einem Decknamen, nach Italien. Danach war er noch mehr eine *celebrity*; und das durchaus in einem „*bedenklichen*“ Sinne; aber vielleicht ist es ihm ja doch gelungen, seinen Schwur einzuhalten? „*so schwur ich mir hoch und teuer, in gleichem Falle, mit dem mich meine damalige Celebrität schon bedrohte, mich niemals hinzugeben, indem sich dadurch denn doch zuletzt alles reine, wahrhafte Verhältnis zu den Mitlebenden auflösen und zerstreuen muss*“. Ruhm verdirbt den Charakter; aber nicht nur dessen, der ihn erworben hat und nun diesen „*bedenklichen*“ Schatz mit sich herumträgt, sondern auch derer, die nun zum ihm aufschauen müssen; denn ein „*reines, wahrhaftes Verhältnis*“, es hat immer zwei Seiten!

Wenn er aber an seiner *celebrity* arbeiten wollte, wirklich schöpferisch arbeiten, nicht nur irgendwie Briefe diktieren und Bergwerke verwalten und den repräsentativen *Celebrity*-Pflichten nachkommen: Dann zog er sich gern zurück, in selbstgewählte Einsamkeiten und räumlich abgeschlossene *Zellen* – das

Gartenhaus, das Stübchen in Jena hoch über der Saale, noch später: der karge Arbeitsraum im Goethehaus, das einen öffentlichen, der Geselligkeit und Zelebrität zugewandten Teil hatte, und einen klösterlich-einsamen. Dort, im Tempelinneren, der *cellula*, geschah das Dichterwerk. Und gab es solche *Zellen* nicht auch in der Natur, überall, wenn man nur genau schaute, sogar mit den eigenen Augen erkennbar, auch wenn die *Zelle* natürlich zum Kleinsten tendiert? Bienenwaben; die zellige Struktur des Holzes, des Quarzes; die morphologische, organische *Zelle*, damals noch deutlich nicht erkannt als Grundbaustein aller organischen Wesen, aber vielleicht schon klar gefühlt. *Zellen* allenthalben, in denen Schöpfungswerk geschieht, die sich dann aber zusammenschließen zu größeren Einheiten, Organen, Gliedern!

Daneben gibt es aber auch hermetisch sich abschließende *Zellen*, erfunden von den Menschen: Klosterzellen, Gefängniszellen; und hätte Goethe ein modernes Hochhausviertel gesehen, mit dem Gittermuster der zelligen Balkons, kann man sich nicht vorstellen, dass er dort hätte einziehen mögen, um nun endlich, in Ruhe und völliger Anonymität, den *Faust* zu Ende zu schreiben. Wahrscheinlich hätte ihn doch jemand erkannt, im Aufzug (einer der wenigen Metaphern der Moderne, die keine antike Vor- und Seelengeschichte hat). Aber es gibt den Verdacht, dass sich die Menschheit recht gern in ihre *Zellen* zurückzieht, nicht erst seit Corona.

Oder doch lieber ins *Zelt*? Denn *Zelte*, konkrete Zelte mit *Zeltenbehör* und *Zeltdecke* kannte der Meister durchaus aus eigener Erfahrung; er war unterwegs gewesen, mit den Zelt- und Zuggefährten seiner wilden Zeit in Weimar, in den Thüringer Wäldern, wo man mit dem jungen Herzog unter freiem Himmel übernachtete und gelegentlich, man weiß nicht genau, wie weit, mit den ländlichen Miseln ging; und später dann in der Campaigne in Frankreich, dem anti-napoleonischen Feldzug mit Potentbegleitung. *Zelte* spielen aber auch eine große Rolle im orientalischen Leben und, folgerichtig, in der orientalischen Poesie; und so gesellt sich, in seltsamer Wahlverwandtschaft, der

Nomade zum Krieger, der *Divan* zur *Campagne*, und bei seinem Umzug schreibt der Meister selbst, die (nicht nur, aber auch: transzendente) Obdachlosigkeit der Moderne vorwegnehmend, ihm werde jede Wohnung zum Zelt, „*veränderlich nach dem Bedürfnis*“.

Daraus ergeben sich recht nette *Zeltbruder*-Schaften (das kennt jeder, der einmal auf einer Jugendfreizeit im Großzelt war); wenn sich allerdings die Älteren zu sehr mit den Jüngeren verbinden, wie die neueren politischen Professoren in Jena, dann endet das in einem etwas fragwürdigen „*Zelt- und Spießgesellentum*“ der Anbiederung. Und wenn gar zu viele *Zelte* errichtet werden müssen, unter dem Druck der Not und der Verhältnisse, hat man nicht mehr das Ferienlager, sondern die *Zeltwirtschaft* einer *Zeltwüste*, die ihrerseits auch einen „*entschiedenen Einfluß*“ auf den Charakter ihrer Bewohner ausübt; sie sind keine freien Nomaden, sondern gepresste Soldaten, Flüchtlinge, Opfer von Naturkatastrophen, die ins Unbehauste gezwungen werden.

Aber das *Zelt* ist, und damit kommen wir in einem schönen Bogen (es wird gleich klarer werden, warum der Bogen eine Rolle spielt) zurück zum Anfang: Das *Zelt* war nämlich, auch damals schon, eine Festarchitektur; ob zum Empfang von hohen Gästen temporär aufgeschlagen (die *glorified garden shed* für die Queen bei den *Highland Games* in Balmoral wird unserer Familie ewig unvergesslich bleiben), ob in der Berkaer Badeanlage zumindest jahreszeitenweise fest auf der Wiese installiert; man trifft sich im *Zelt*, man feiert im *Zelt*, und der Himmels kann seine Schleusen öffnen, wie er will, man ist überspannt, beschirmt, geborgen. Und ist nicht der Himmel selbst – und damit kommen wir nach so vielen ungewohnt konkreten Bedeutungen, endlich zur übertragenen, wenn man so will, auch heiligen Bedeutung: Ist nicht der Himmel selbst ein *Zelt*, sogar das schönste von allen? Er trägt das „*Zelt des Tages*“, und was wären wir ohne Himmelszelt (Atmosphärenverlust?)? Unbehaust, in einem extremen Sinn, im Weltenraum. „*Weißt du, wieviel Sternelein stehen, an dem groheßen Himmelszelt*“, eine Kindheitszeile

spukt durchs Ohr; wir wissen es aber nicht, und wir wollen es auch nicht wissen, aber wenn im Kinderzimmer eine Lampe helle Sterne an die dunkle Zimmerdenke projiziert, freuen wir uns daran, an der beweglichen, temporären Grenze des *Zeltes*, das uns vor dem Unendlichen schützt, ob mit Zelt- und Zugkameraden oder ohne.

Wir gipfeln alphabetisch diesmal im *Zenit*, dem hohen Zeltmittelpunkt des Himmels gegenüber dem Nadir; und dazu ein wenig Architektur-Metaphysik und ein ziemlich platter Reim: „*Spitzböiger Zenith erhebt den Geist; / Solch ein Gebäu erbaut uns allermeist*“. Der Mensch strebt zum *Zenit*; dem Kopf-, Scheitel- oder Gipfelpunkt. Leider vergisst er dabei allzu oft den Nadir unter seinen Füßen. Im Übrigen klingt Nadir nicht zufällig nach einem Zeltgenossen von *Zenit*: Beide Worte kommen aus dem Arabischen. Und am besten versteht man den polaren Zusammenhang von beiden, wenn man Goethe zuhört, wie er im Blick auf die Pflanzen spekuliert: „*Wie Zenit und Nadir einander entgegengesetzt sind, so man sich durch die Pflanze eine Linie denken muß, wovon das eine Ende nach dem Mittelpunkt der Erde, das andre nach der Atmosphäre strebt*“. Zum Mittelpunkt der Erde ziehen uns die Schwerkraft, die Erdschwere, die Trägheit; zur Atmosphäre drängen der Geist, das ewig Schwerelose, das Vogelhaftes des Menschen. Zwischen *Zenit* und Nadir hängt der Mensch, aufgespannt zwischen kosmischen Größen, ewig unbehaust in *Zelten* herumstreifend, *Zeltgenossen* findend und *Zeltwüsten* errichtend; ein *Zell*-Haufen hochkomplexer Art, der gern seine eigene Allmacht als *Zenit* der Schöpfung *zelebriert*; und jeder Einzelne von ihnen wäre gern eine *Zelevrität*, wenn auch nur für das Nano-Zwinkern einer Allsekunde.

αωαωαω

Zer-Wörter

Wir nähern uns dem Ende, dem des Alphabets und der der persönlichen Wortarbeit der Redaktorin. Und eigentlich passt es gut, dass am Ende noch einmal eine Kompositum-Familie steht:

Von *zerarbeiten* bis *zerlesen* beißt sich die Redakteurin durch alle nur denkbaren Formen der Zerstörung; denn man kann *zer-*: *beißen, beulen, brechen, bröckeln, dreschen, drücken, fallen, feilen, fetzen, flattern, fleischen, fließen, flittern, fressen, gehen, hacken, hauen, kauen, klopfen, klüften, knicken, knieschen, knüllen, knittern, knüllen, krachen, krallen, kratzen, lästern, und so weiter und so weiter* (das wird aber das Geschäft eines anderen sein). *Zer*-Komposita neigen des zerstörerischen Charakters wegen zum Handfesten; denn sie benötigen Materialien und Gegenstände, um ihr desaströses Wortwirken zu entfalten: Tiere *zerfleischen* Menschen, Menschen *zerlegen* Tiere; Federn werden *zerarbeitet* und Schleifen *zerdrückt*; Papiere *zerknüllt* und Steine *zerklopft*, und am Ende kommt der Zahn der Zeit und *zerfrisst* alles zu Staub, was vorher noch nicht genug *zerhauen, zerkratzt, zerklüftet* oder *zerkracht* wurde (es wird sogar *zerküsst*, aber nur einmal). Die üblichen Übertragungen ins geistige Milieu sind zwar bei fast jeder *Zer*-Bildung nachweisbar, bleiben aber meist vornehm im Hintergrund; wenn überhaupt, siegen sie im Zustandspassiv, in *zerarbeiteten, zerfahrenen, zerknirschten, zerdisputierten* Zuständen des Geistes und der Seele.

Immerhin kann man eine kleine Seelengeschichte daraus basteln. Sie beginnt in der Jugend, wo der Meister noch „*zusehr durch die Anhänglichkeit an die Welt*“ *zerflattert* ist; oder wo er mal ein wenig länger im Bett bleibt, „*um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottlose Geschwarme der Tage her ganz zerflittert hatte*“. Ach, die Zerstreuungen der Welt! Um ihnen zu entkommen, müsste man wohl eine Garde von ‚Zusammen‘- oder ‚Kon‘-Komposita herbeirufen! Denn das unendliche Geschwätz der Welt als dem zerstreuten Zusammenhang aller Dinge hört nicht auf. Und so kommt es anstelle von konstruktiven, zusammenschießenden und sich frei metamorphisierenden Gesprächen nur zu Kommunikationstrümmern: „*wenn man mich mit den Forderungen der Alltagsverstandes peinigte und mir sehr entschieden vortrug, was ich hätte tun und lassen sollen, dann zerriß der Geduldsfaden, und das Gespräch zerbrach oder zerbröckelte sich*“. Ein *zerbröckelndes* Gespräch, ist das nicht schön? (im Wort, nicht in der Sache) Man sieht die kleinen

Gesprächsbrocken förmlich herauspurzeln, sie zerbröseln (das hatte der Meister noch nicht!) förmlich im Munde, während man sie ausspricht. Oder: Goethe beschwert sich nach Veröffentlichung seines lang erwarteten Roman-Zweitlings *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, der die Rezeptionslandschaft ziemlich zerspaltete: „*So ist wieder des zerbröckelten Urteils nach der Vollendung meines Romans kein Maß noch Ziel. Manchmal glaubt man, man hört den Sand am Meere reden*“. Interessanter Gedanke, das Schwarmgeplauder, feinkörnig und milliardenfach; welches Gehör könnte das wohl vernehmen?

Nicht, das ist sicher, das *zerbrechliche* menschliche; denn der Mensch, er ist insgesamt ein *zerbrechliches* Wesen. Nicht nur *zerbricht* er leicht alle möglichen Knochen; häufig auch auf oder durch zerbrechende Wagen und andere Transportunfälle. Nein, er ist überhaupt allen Unarten des Schicksals ausgesetzt, dem blinden Rollen des Rades des Schicksals nämlich, und: „*wir müssen das Rad dahinrollen lassen und abwarten, wie es uns streift und quetscht, wenn es uns nur nicht gar zerdrückt*“. Oder *zerkniescht*; der „gute Kraus“ beispielsweise, Zeichenlehrer und Maler bei Hofe, wurde von einem der größeren Schicksalsräder, der napoleonischen Invasion von Weimar nämlich, „*zerkniescht*“ – was eine recht hübsche Lautmalerei für einen eher grusligen Sachverhalt ist, der gute Mann erlag nämlich seinen erlittenen Verletzungen. Und andere schließlich, zum Beispiel eine unter dem Namen Tian soeben erst bekannt gewordene schreibende Frau, *zerbrechen* gar ihre eigene Form; und das ist im Falle von Karoline von Günderode tatsächlich eine sehr angemessene Formulierung und nicht nur ein eher abwegiger Euphemismus (sie war sehr unglücklich mit ihrer natürlichen Form, die sie als terminal einengend empfand).

Ach, die unendliche *Zerbrechlichkeit* des Seins! Nicht nur *zerbrechen* einem ständig „*liebe Tassen*“ und machen einem dadurch Verdruss; nicht nur ist man *zerbrochen*, wenn man den ganzen Tag gelernt und geübt und wiederholt hat; es ist vielmehr die *conditio humana* schlechthin: „*Fleisch dorrt wie Heu und Bein zerbricht wie Glas, Und alle Schönheit ist ein wahrer Mottenfraß*“!

Denn nur so kann der große Kreislauf des Ganzen, der ewige Wechsel von Zerfall und modifiziertem Wiederaufbau, aufrechterhalten werden: „Denn Alles muß in Nichts zerfallen, / Wenn es im Sein beharren will“. Das wäre nun ein gutes Schlusswort, aber so metaphysisch ist die Redaktorin nicht gesinnt; immerhin ist es draußen gerade Sommer geworden, und die Zerstörungen der letzten Überschwemmungen halten sich Grenzen. Und zudem macht das Zitieren zu viel Freude. Denn auch im *Zer*-Bereich bleibt Goethe der denkbar schärfste Beobachter menschlicher Zerfallsprozesse im Alltag, oder auch: der Zivilisation als *Zerfließen* des Naturzustandes durch das Aufblähen künstlicher Bedürfnisse: „Der Mensch durch alle Zustände befestigt sich gegen die Natur, ihre tausendfachen Übel zu vermeiden, bis es ihm endlich gelingt, die Zirkulation aller seiner wahren und gemachten Bedürfnisse in einen Palast einschließen, ... wo er denn immer weicher und weicher wird, den Freuden des Körpers Freuden der Seele substituiert, und seine Kräfte, von keiner Widerwärtigkeit zum Naturgebrauche aufgespannt, in Tugend, Wohltätigkeit, Empfindsamkeit zerfließen“. Ist das nicht genau der Palast, in dem wir alle wohnen, die einen prächtiger, die anderen bescheidener, aber egal: Bedürfnisse, wohin man schaut; aber keine Kräfte. Bequemlichkeiten anstelle von Widerwärtigkeiten. Freuden der Seele anstelle solcher des Körpers – na gut, das kann man nicht ganz flächendeckend so sagen; aber wenn es Freuden der Seele ist, dann sind es ganz genau die des eher weichlichen Selbstgenusses, wenn man mal wieder *the right thing* getan (oder auch nur gedacht) hat. Zwar *zerfließen* wir nicht mehr ganz so öffentlich und ostentativ in Tränen; aber Herzen werden immer noch mehr *zerbrochen*, als dass sich Köpfe wirklich *zerbrechen*.

Das Überwiegend-Konkrete der *Zer*-Welt des Meisters zeigt sich übrigens auch sehr schön in der analytischen Abteilung: Wenn es um *Zergliedern* oder *Zerlegen* oder *Zerteilen* geht – geht es meist entweder um Fleisch oder um Anatomie. Seine Begeisterung für die vergleichende Anatomie erscheint uns leicht fremdartig, ist aber gar nicht morbide (*Zerlegen* von Leichen! Das Beschaffungsproblem allein! Skizzieren anhand toter Modelle!), sondern tatsächlich epistemologisch begründet: Denn

gerade das vergleichende *Zergliedern* (meint: von Menschen und Tieren, und natürlich wird die Verwandtschaft von Menschen und Affen bereits als selbstverständlich angenommen) gibt ihm die Überzeugung, „*daß nur auf solchem Wege Einsicht in die lebende, ja in alle Natur, wie sie auch erscheinen möchte, zu erwerben sey*“. Natürlich handelt man sich dann das bekannte und in der Morphologie geradezu zum System erhobene Problem ein, dass tote Organismen – eben nicht mehr in ihrem Zusammenspiel zu beobachten sind, dass das *Zerlegen* eine Aktion ist, die nicht mehr umzukehren oder rückgängig zu machen ist: *Zerlegt* ist *zerlegt*, und die einzelnen Glieder sind nur noch Teile, kein Organismus mehr. Aber es ist die eine für die ganze Erkenntnis nötige Bewegung, der dann notwendig die andere, die synthetische Aktion, der Rückweg im Geist zu folgen hat: Erst *Zergliederung* (Analyse) und Synthese zusammen machen die wahre Philosophie wie die wahre Wissenschaft.

Aber das ist schwer verständlich zu machen, selbst wenn man Kant heißt; denn am Ende muss ja auch noch gesagt werden, was herausgekommen ist in dieser fundamentalen Wechselwirkung, dem schönen Wechselspiel von Sondern und Wiedervereinigen. Und der Meister versichert, mit ungewohnter Bescheidenheit: „*Ich weiß recht gut zu unterscheiden, was sich sehe, denke und sage: das Sehen ist ein Zusammenfassen unendlicher Mannigfaltigkeit, das Denken ein Versuch des Zerlegens; inwiefern das Sagen aber mit Sehen und Denken zusammentrifft, das hängt vom Glück ab*“. Reden ist Glückssache! Das von einem Meister des Wortes. Die Menschheit hingegen, im Großen und Ganzen genommen, verlangt mehr nach Pfeffernüssen als nach Kopfnüssen; und auch diese Prophezeiung hat sich bereits eindrucksvoll bewahrheitet: „*Die Menschheit, merke ich, mag noch zu sehr zu ihrem höchsten Ziele zuschreiten, die Conditoren rücken immer nach; indem sich das Cerebralsystem immerfort reinigt, wird, wie ich fürchte, der Magen immer weiter seiner Verderbnis entgegengeführt*“. Darauf gönnt sich die Redaktorin einen Schoko-Keks!

αωαωαω

Zerreissen

Das Wort war ein wenig qualvoll; und ja, die Redaktorin kann jetzt mehrere der üblichen Wort-Spielereien anbringen: Es hat sie *zerrissen*, ihren Kopf vor allem, aber noch mehr ihr Cerebral-Systeme; seine Behandlung war wie üblich eine *zerrissene* (mit zu viel Pausen, Ablenkungen, Zerstreuungen dazwischen, *zerrissene* Zeit kommt noch), und der Faden der Gedanken ist dabei immer wieder *zerrissen*, nicht jedoch der Knoten, den einige grammatische Feindifferenzierungen in ihrem Kopf angerichtet hatten. Zum Beispiel transitive, intransitive, reflexive Verben: Der Nebel der Bedeutungsverwirrung *zerreißt* (oder nicht, jedenfalls: intransitiv, kein Objekt); die Redaktorin *zerreißt* darob die Karteikarten (transitiv, Subjekt und Objekt); oder sie *zerreißt* sich gleich selbst, vor lauter Wut und Ärger über ihre eigene Dummheit und grammatische Ungelenkigkeit (reflexiv). Dazu die üblichen Unschärferelationen zwischen den konkreten Bedeutungen und den übertragenen! Recht schön konkret *zerreißen* Wolken, Dämme und Wege; Naturgewalten durchfurchen die Elemente, und das macht ziemlich viel kaputt (das „*zerrissene Mühlthal*“ nach einem Unwetter geistert noch lange durch die Briefe und Tagebücher des Meisters, es muss recht eindrucksvoll gewesen sein). Dinge reißen, reißen ein, werden *zerrissen*: Die großen Alleszerreißer sind Kinder, die gern ihre Spielsachen mit voller Absicht demolieren; und der Krieg natürlich. Anschließend liegt die Welt *zerrissen*, und das ist wahrlich nicht symbolisch, sondern durchaus wörtlich zu verstehen: Sie liegt durchfurcht, aufgerissen, zerfetzt, verwüstet und in jeglicher nur vorstellbaren Hinsicht zerstört da.

Doch schon, wenn Papier *zerreißt* (oder: *zerrissen* wird; es *zerreißt* sich aber immerhin gar nicht von selbst), wird es meist sehr symbolisch: Wer Briefe *zerreißt*, will Erinnerungen, Bindungen, eine Beziehung damit beenden; wer Entwürfe von Kunstwerken *zerreißt* (Jugendwerke zum Beispiel, ach ja, wenn man Jugendsünden genauso leicht *zerreißen* könnte!), will mit einem Teil seiner eigenen Vergangenheit abschließen; wer Todesurteile *zerreißt* – nun ja, da wird es zwar wieder sehr

handgreiflich-konkret, aber natürlich bleibt es beiher auch symbolisch. Kleider reißen im Übrigen auch recht gern, oder sie werden *zerrissen* (transitiv und intransitiv; nein, nicht reflexiv). Das hängt damit zusammen, dass sie aus leicht zerstörbaren Materialien gefertigt sind, Textilien nämlich; wie auch Schleier und Vorhänge, zum Beispiel. Und wenn Schleier und Vorhänge *zerrissen* werden (meist: intransitiv, gelegentlich auch unab-sichtlich) – dann fällt meist, zudem in wörtlich eher unverhüll-ten Zeiten, eine Täuschung in sich zusammen, jemand erlebt eine böse Überraschung und sieht auf einmal die Dinge: unver-hüllt (im übertragenen Sinn), so wie sie sind.

Das kann einem schon einmal das Herz *zerreißen*, und diese ei-gentlich recht anschauliche Wendung ist eine relativ konventi-onelle Redeweise geworden. Aber es ist etwas dran. Rein zah-lenmäßig *zerreißen* Herzen beim Meister vor allem im Frühwerk (natürlich, dem armen Werther, dem es gleich das ganze Leben *zerreißt*; nein, er *zerreißt* sein Leben – oder gar beides?); der Liebe wegen (die das Herz gefangen hält, in Banden umstrickt, dazu kommen wir noch); und gar nicht so wenig im Drama. Für heutige Ohren klingt das natürlich ein wenig pathetisch und ist in der Wirkung, sagen wir: abgeblasst; wenn einem das Herz zum wiederholten Male *zerrissen* wurde, dann spürt man wahr-scheinlich nur noch ein schwaches Ziehen, ungefähr so, als habe man sich den Magen etwas weiter oben links verdorben. Aber das Herz kann *zerreißen*, es kann jederzeit noch einmal schmerzhaft *zerreißen*; und dann spürt man es, und das ist das Schöne und das Schreckliche daran: in der Brust, tatsächlich. Es ist – ein reißendes Reißen.

Aber für Goethe, den immer Sinnlichen und Fühlbaren, kann noch viel mehr am Körper *zerreißen*, dem von der Seele und dem dummen Kopf wahrhaft geplagten. Immer wieder *zerreißt* es ihm das Ohr; vor allem Hundegebell, aber auch ein mangel-haft gestimmtes Orchesterensemble, und der Redaktorin geht eine Zeile von Rilke durch den Kopf, wo ihm auch etwas das Gehör *zerreißt*, es war wohl in Ägypten; große Geister empfin-den eben doch ähnlich und formulieren es sogar so. Wenn es

einem die Eingeweide *zerreißt*, kann das ziemlich bauchfeste organische Ursachen haben; aber es kann auch ein derart massives Unbehagen, eine so starke Dissonanz mit sich selbst sein, dass es eben den gesamten Bauchraum erfasst, wo ja auch nicht wenig gedacht und gefühlt wird. Denn immer, wenn etwas *zerreißt* in der Körper- und Selbstwahrnehmung: Gerät man in einen Riss, einen Widerspruch, eine Uneinigkeit mit sich selbst; eine kognitive oder emotionale Dissonanz, die manchmal geheilt, manchmal überbrückt werden kann – und manchmal eben nicht. Nicht alles kann man so leicht flicken wie zerfetzte Kleider oder Vorhänge (nein, nicht ideologische!).

Beinahe genauso schlimm ist es aber für den Meister, wenn Zusammenhänge aller Art *zerreißen*: natürliche, organische ebenso wie soziale, kognitive, kommunikative. Das *Zerreißen* ist insofern ein Verwandter des Zerteilens und Zerstückens – also der großen Gegenspieler im Organismus- und Ganzheitsdenken Goethes. Dazu ein etwas entlegenes Zitat, das aber recht anschaulich auch hier, im durchaus gesteigerten Abstrakten, die körperliche Empfindung des Auseinander-Gerissen-Werdens noch erhält. So schreibt Goethe nämlich beim Anblick der bizarren Statuen des Prinzen Pallagonia und dessen Park: „*Das Widersinnige einer solchen geschmacklosen Denkart zeigt sich aber im höchsten Grade darin, daß die Gesimse der kleinen Häuser durchaus schief nach einer oder der andern Seite hinhängen, so daß das Gefühl der Wasserwaage und des Perpendikels, das uns eigentlich zu Menschen macht und der Grund aller Eurhythmie ist, in uns zerrissen und gequält wird*“. Wir haben eine innere Waage, die unser Gleichgewicht sicherstellt; und wir haben ein Perpendikel dazu, ein Pendel, das für die Bewegung zwischen den Polaritäten sorgt, die uns – auseinanderreißen, aber auch: zu bewegten und beweglichen Maschinen machen, nämlich: Menschen, und nicht zu toten Systemen. Wenn dieses alles miteinander im Einklang steht, so wie ein gut gestimmtes Orchester, dann: herrscht Eurhythmie. Wenn nicht: herrscht *Zerrissenheit*, Ungleichgewicht, Schiefheit.

Aber das ist nicht einfach. Und der Mensch ist ja auch keine Insel, sondern hängt zusammen mit anderen: mal freiwillig, mal notwendig. Zwischen Menschen gibt es Bande, die zu Bündnissen führen; und sie halten entweder zusammen, oder sie *zerreißen*. Der Übergang zu Ketten ist dabei durchaus fließend: Denn Bande können Ketten werden, jederzeit, ob gefühlt oder real; und dass Goethe gern von den „Zauberfesseln“ der Liebe spricht, die so schwer *zerrissen* werden können, auch und gerade wenn man das möchte – ist nicht nur empfindsame Blumenmetaphorik, sondern empfundene und erfahrbare emotionale Abhängigkeit. „Denn die Bande ist zerrissen, das Vertrauen ist verletzt“ – so singen die Auswanderer, die sich von allen Banden lösen müssen und/oder wollen, familiären ebenso wie sozialen, heimatliche, beruflichen; und mit ihnen dahin ist das „Vertrauen“, das den Halt dieser Bande gewährleistete hatte, auch wenn sie keine Ketten waren.

Recht schön und hilfreich ist auch die Vorstellung vom „Faden des Denkens“. Denn lange bevor der alternde Faust sagen kann, ihm ekle vor allem Wissen, da der Faden des Denkens *zerrissen* sei – hat er sich eben an diesem Faden des Denkens entlanggehangelt. Wenn Fäden *zerreißen* – sei es reale Fäden, Geduldsfäden oder Gesprächsfäden –, purzeln die Perlen hinab, die Worte hinaus – oder das Gespräch bricht gar ab. Fäden halten das Denken zusammen wie das Miteinanderreden; sie geben Orientierung, und ohne den Ariadnefaden des Denkens wären wir alle verloren in den Labyrinthen unseres Gehirns, das ja in sich selbst – durch Fäden verbunden ist (und durch Knoten).

Das Schlimmste aber ist, wenn wieder das Telefon klingelt, ein *Meeting* das andere jagt und dazwischen noch Arzttermine, Physiotherapie, Reha-Sport (es spricht die seit Beginn dieses Parallelprojekts ziemlich gealterte Redaktorin); dann nämlich *zerreißt* die Zeit. „Es sind auch mehrere [Quartiere in Karlsbad] nach Wunsch zu haben, niemand aber will sich seinen Monat *zerreißen*, welches den Leuten nicht zu verdenken ist“. Und damit auf in die schmerzlich verdiente Frührente!

Am Ende ist das Wort

Zerreißen – nein, das kann das letzte Wort nicht gewesen sein! Natürlich zerreißt es die Redaktorin ein wenig, jeder Abschied zerreißt etwas, egal, wie eng oder weit es verstrickt und verwoben war; am Ende hängen irgendwo Fäden herab, und man schaut ihn nach, an ihnen herab, und denkt: Das hätte auch ein Weg sein können, und jetzt gehst du ihn nicht mehr (*sometimes the road less travelled is the road best left behind*, Weisheit von Adele)! An dem einen dieser gerissenen Fäden, es war ein recht dichter, schöner, in sich gewundener, hing das Wort *Wort* – es sollte der letzte Schatz sein der Redaktorin, ein recht mächtiger, kräftiger Wort-Schatz, und von einer schönen Selbstbezüglichkeit, und die Redaktorin in ihrer nur wenig verhehlten Eitelkeit sonnte sich ein wenig in dem Gedanken, bei einem so großen Wörter-Buch das *Wort* gehabt zu haben, das so vielversprechende, grundlegende und unternehmensprägende WORT! Stattdessen zerriss etwas, nein, mehreres zerriss, und sie fühlte sich einfach nicht mehr stark genug für zu große *Worte* hinterher. Aber vielleicht, wäre das nicht das rechte Schluss-Wort (die *Farbenlehre* hat als einziges Werk von Goethe ein „Schlusswort“, wir werden vielleicht darauf zurückkommen), nur eine kleine Meditation über Wort-Herkünfte und -Gründe, und auch ein wenig über all das, was die Redaktorin in ihrer kleinen Strecke durch das gelegentlich entbehrungs- und gelegentlich freudensreiche Wörterbuchwesen – es war eine „*Epoche ohne Epoche*“, fürchtet sie – gelernt hat über das Wesen des *Wortes*?

Bleiben wir erst einmal bei den Zahlen, alle *Wort*-Recherche der letzten Jahre begann bei diesen den Buchstaben ja verwandten, aber so viel mehr Zuverlässigkeit und Eindeutigkeit versprechenden Zeichen. Also, *Wort*: ungefähr 4.500 Belege, das ist ein guter mittlerer Wert für einen abstrakten Begriff; davon fast die Hälfte in den literarischen Werken, noch mal beinahe genauso viel in den Briefen, und nur 300 in den naturwissenschaftlichen Schriften – na gut, nicht sehr überraschend insgesamt, aber immerhin: ein durchaus literarisch verwendetes Wort, das *Wort*! Und da sind all die schönen Komposita noch gar nicht drin, die

die Redaktorin nun, ein letztes Mal, noch einmal in Auszügen und in der vernachlässigten Form der Litanei andächtig auflisten möchte, nicht vollständig, aber interessant: *Worthandel, Worthauch, wortkarg, Wortklang, Wortklauberei, Wortkoexistenz, Wortkram, Wortkrämer, Wortkredo, Wortkünstler, Wortmaler, Wortmenger, Worträtsel, Wortphrase, Wortreichtum, Wortreminiszenz, Wortschema, Wortschilderer, Wortschwall, Wortstoff, Wortstreit, Wortverstand, Wortweisheit*. Und damit belassen wir es, bei *Wortweisheit*!

Was jedoch wahrscheinlich die Vielzahl der *Wort*-Vorkommen im literarischen Werk erklärt, ist die erstaunliche Menge der Redewendungen und Sprichwörter mit *Wort*; unser *Wander* zählt in seinem *Deutschen Sprichwörter-Lexicon* beinahe tausend auf! Und nein, keine Litanei. Noch nicht einmal ein kleines Wortspiel. Das lassen wir uns für die Freizeit und sammeln die *Wort*-Wendungen, wo wir sie finden! Wir wenden uns vielmehr jetzt dem zweiten Teil der *Wort*-Recherche, dem schönen Spiel der Wortherkunftserschließung zu, der Etymologie nämlich, mit der Goethe auch recht gern spielte; meist zusammen mit Riemer, seinem vertrauten Sprachmeister, und als er einmal mit Karl Philipp Moritz über ein „*Verstandes- und Empfindungsalphabet*“ nachsann. Und auch das „*etymologische Spiel*“ wird in diesem Zusammenhang gelobt, es sei das „*witzigste Spiel von der Welt*“ und übe „*den Sprachsinn unglaublich*“. Denn: „*die ursprüngliche eigentliche etymologische Bedeutung eines Wortes hat mehr Gewalt über die Vorstellung, als man gewahr wird*“. Das Spiel ist leider aus der Mode gekommen, und die Etymologie steht immer noch in sehr schlechtem Ruf bei ihren Verächtern; aber die Redaktorin hält es hier durchaus inzwischen mit Goethe, für den *Worte* schlechthin – Naturgewalten sind. Sie entstehen in einer natürlichen Umwelt, nach natürlichen Gesetzen, sie wachsen und verändern sich, sie gewinnen Macht und verlieren sie, am Ende sterben sie: Wortmüll (manche sind leider unsterblich, vor allem die falschen).

Dazu noch ein wenig Statistik, zur Abrundung: Die Wortverlaufskurve des *Digitalen Wörterbuchs der deutschen Sprache* (die

viel Material für andere, ganz wunderbare *Wort*-Spiele hergeben könnte!) zeigt eine ziemlich gleichmäßig fallende Tendenz für das Wort *Wort* von 1600 bis 2000. Die Gebrauchsfrequenz ist schon um 1800 auf ein Drittel reduziert, und seit ca. 1950 fällt sie zwar flacher, aber ist inzwischen bei einem Viertel angekommen. Um das Jahr 1600 wurde das Wort *Wort* in allen erschlossenen Quellen des DWDS (sehr vielen!) viermal so häufig benutzt wie heute! Die Redaktorin steht zunächst etwas wortlos, kommt dann aber schnell zu dem einzig naheliegenden Schluss: Es muss das ‚*Wort Gottes*‘ sein, das außer Gebrauch geraten ist. Ein Säkularisierungseffekt, ein krasser? Wer hätte gedacht, dass bei der Inflation von Worten über die Jahrhunderte und ihrem öffentlichen Gebrauch – ausgerechnet das *Wort* nicht mehr in der ersten Reihe mitspielt?

Dazu schnell noch ein wenig lustige und unterschätzte *Wort*-Mathematik. Forscher haben nachgewiesen (nein, nicht in einer Studie!), dass sich mit den 207 häufigsten Wörtern im Wortschatz eines deutschen Muttersprachlers bereits 50 % eines beliebigen Textes darstellen lassen. Bei diesen Grundwörtern sind die einsilbigen Wörter in der Überzahl; je länger ein *Wort*, desto geringer seine Häufigkeit im Gebrauch (Zipfsches Gesetz). Das gilt im Übrigen für alle Sprachen und ist wohl eine Variante des wahrhaft universalen physikalischen Gesetzes, den Energieverbrauch möglichst zu minimieren und deshalb auch Wege im Gehirn so kurz wie möglich zu halten. Allerdings, so ist das eben mit Regeln, scheint das *Wort* hier eher die Ausnahme zu sein: Denn es ist ganz wunderbar einsilbig – *eine Frau, ein Wort!* –, aber dann doch wohl nicht wichtig genug, um in den Schatz der häufigsten Wörter eingewandert zu sein. Das kommt davon, wenn Politiker ihre Reden nicht mehr mit „*Wort des lebendigen Gottes!*“ beenden (auch wenn sie es oft zu meinen scheinen).

Aber die Kürze nun von *Wort*, seine ganz knackige und herzhaft kurze kommt etymologisch davon, ganz einfach, dass es ein: Ur- und Wurzelwort zu sein scheint. Es wird in den alten germanischen Sprachen beinahe schon in der heutigen Form

nachgewiesen, dazu im Niederländischen, Englischen, Schwedischen, Gotischen, wie auch immer; und sogar das lateinische *verbum* kann man ja mit einiger Großzügigkeit als phonetischen Vorläufer sehen. Ist es nicht schön und unmittelbar einleuchtend, dass das *Wort* ganz am Anfang war, und es war ein einsilbiges, kurzes, knackiges Wort, mit einem weichen Anlaut und einem volltönenden tiefen Vokal und einem Ende, das hart und entschieden war!

Und von da an verzweigen sich sogar insgesamt weniger Grundbedeutungen, als man denken mag: Ein *Wort* ist, zum ersten, eine sprachliche Einheit, die selbstständig sein kann und eine Bedeutung hat (der Plural ist dann: „Wörter“) Oder es kann zum zweiten eine mündliche oder schriftlich formulierte Äußerung sein (man sagt *kein Wort*, etwas *mit anderen Worten*; man *ergreift das Wort*, man hat das *letzte Wort*; wenn ein Wort im Zusammenhang steht, dann ist der Plural „Worte“).

Oder, kleine Sonderbedeutung, erwachsen aus einer (zumindest ehemals) sehr gebräuchlichen Redewendung: Man *gibt jemand sein Wort* – man verspricht etwas, und es ist das *Wort*, das die Verlässlichkeit garantiert; wenn man es nicht hält, wird man wortbrüchig, und das – ist ein Gewaltakt. Natürlich war wohl auch hier der Grundgedanke die Identität des Wortes mit Gott, mit der Heiligen Schrift als dem verbürgenden ‚*Wort Gottes*‘ schlechthin, aber trotzdem, auch in vollständig entsäkularisierten Zeiten: Wenn man sein Versprechen nicht hält, bricht das *Wort*. Ist es nicht auch irgendwie schön und sinnvoll, dass *Worte*, diese so soliden und ursprünglichen Einsilbler – auch brechen können?

Goethe jedoch lässt seine *Wörter* lieber spielen und wachsen; und da sie Naturwesen sind, tun sie das ganz von allein, beinahe ungezwungen (im Gegensatz zur Redaktorin, die an schlechten Tagen auch einmal etwas verkrampft mit den *Worten* zu Wege geht, es mag heute am Bauchweh liegen). Dazu eine entlegene Stelle, wo sich jemand beschwert – im Gespräch, denn im Gespräch ist es eigentlich, wo die *Wörter* sich am freisten und tätigsten entfalten –, der Partner hätte doch mal wieder

eine „Subtilität“ vorgebracht, die „wohl nur ein Wortspiel“ sein könnte. Und der Partner erwidert, recht subtil, aber durchaus im Einklang mit Grund-Wort-Überzeugungen seines Autors: „Und ich darf Ihnen darauf versetzen, daß, wenn wir von Wirkungen unsers Geists reden, keine Wort zart und subtil genug sind, und daß Wortspiele dieser Art selbst ein Bedürfnis des Geistes anzeigen, der, da wir das, was in uns vorgeht, nicht geradezu ausdrücken können, durch Gegensätze zu operieren, die Sache von zwei Seiten zu beantworten und so gleichsam die Sache in die Mitte zu fassen sucht“. Natürlich, wenn man von Dingen redet, die man in ein Parteiprogramm schreiben oder auf einer Pressekonferenz verkünden kann, mögen 207 Wörter ausreichen; auch für diesen und jenen Streit tun sie das, vor allem, wenn sie vorher auf Korrektheit geprüft sind. Aber bei Erscheinungen, die sich mit Wörtern so wieso schwer greifen lassen, die sich entziehen, wenn man sie aussagen will, die sich wandeln unter der Rede – wie die seltsamen Machinationen unseres Geistes und unserer Seele, und schon das sind wirklich arme, schwache Hilfsörter, erstickt unter der Last von Bedeutungen, die man ihnen aufgeladen hat in ihrer Geschichte –; aber bei allen Erscheinungen, die ein wenig zu tragen haben unter ihrer eigenen Komplexität, ihrem genuin nicht-sprachlichen Charakter, kann die Ausdrucksweise nicht anschniegssam, subtil und diffizil genug sein.

Was aber beinahe noch wichtiger ist, wenn man den Wortspielen auf den biegsamen Leib schaut: Sie verbinden häufig Widersprüchliches; sie können ein wenig paradox sein, eine gymnastisch-grammatische Übung, der sich der logische Satz und der abstrakte Begriff gern verweigern (sie sind stolz auf ihre Ungelenkigkeit und protzen mit ihrer Festigkeit). Sie lassen Platz für Gegensätzliches, Widersprüchliches, das sie aber miteinander spielen lassen; und damit schaffen sie es, eine Sache „in der Mitte“ zu fassen. Wer Goethe weiß, weiß, was das bedeutet: Es bedeutet Alles, das Wichtigste schlechthin – denn in der Mitte liegt das Problem, das Unerschöpfliche, während die Meinungen es seitlich umtanzen, aber ihm nicht nahekommen können. Nein, wer das Problem – wir können auch sagen: das

öffentliche Geheimnis? – in der Mitte fassen könnte, käme ihm am nächsten.

Der Begriff hingegen, er soll gerade nicht auf diese Weise „liberal“ sein; so heißt es im gleichen Gespräch zuvor, es ist nicht sein „Auftrag“. Nichts gegen Begriffe, auch wenn sie nicht Goethes Wort-Liebliche sind; aber sie können halt nicht alles. Empfindungen ausdrücken zum Beispiel, und, nun ja, auch wenn die Redaktorin das lange Zeit selbst nicht gern hören wollte: Was wäre das Leben ohne Empfindungen? Eine philosophische Übung in Enthaltung, fruchtlos und freudlos. Was man aber nicht tun darf, ist: beides verwechseln. Denn an anderer Stelle (natürlich: in den *Maximen und Reflexionen*, dieser Fundgrube von produktiven, nicht zu Ende gedachten, aber immer zum Selbstdenken und Widerspruch anregenden Gedanken) heißt es über „Wort und Bild“, die beiden Ausdrucksformen des menschlichen Geistes, sie seien „Korrelate, die sich immerfort suchen, wie wir an Tropen und Gleichnissen genugsam gewahr werden“. Korrelate – das meint: Sie stehen in einer Beziehung, einer komplementären, von Grund auf. Beispiele dafür, so Goethe in schöner Anschaulichkeit und Originalität, seien „*Bibel und Bibel*“, also: „*Gesetzbuch und Heilsordnung*“, die sich im besten Falle „immerfort balancieren“. Wenn es aber Übergriffe von einem Terrain auf das andere gibt; wenn die Wörter sprechen, wo man besser bilden sollte und umgekehrt, dann entstehen „die doppelt bösen symbolisch-mystischen Ungeheuer“. Dafür hätten wir jetzt natürlich allzu gern ein Beispiel, aber das Bauchweh lähmt die Phantasie, und wozu sind wir Selbstdenkerinnen? Deshalb gibt es jetzt keines. Dafür aber den Grundsatz, nochmal in schönen Worten, da er sich besser sagen als bilden lässt: Es gibt Dinge, von denen kann man sprechen. Von den anderen soll man nicht nur schweigen (ja, Wittgenstein, in unerwarteter verwandtschaftlicher Nähe); man kann sie vielmehr zu bilden versuchen. Und am Ende, da wir ja nicht in zwei Welten leben wollen, auf eine schöne wechselseitige Erhellung hoffen!

Die Kluft aber, die sich am schwersten überwinden lässt – oder, lässt uns vermuten: nur mit einem Sprung? –, ist die zwischen

Denken und Sprechen. Denn so lange man etwas nur im eigenen Kopf bewegt und zu wissen meint – ist alles fein und die Welt geordnet, und die Dinge haben ihren ganz eigenen Sinn. Sobald man aber versucht, es einem Anderen mitzuteilen, und sei er noch so wohlmeinend, sei sie noch so vernehmenswillig: Findet eine grundlegende Entfremdung zwischen *Denken und Wort*, Innen und Außen statt. „*Was ich recht weiß, weiß ich nur mir selbst; ein ausgesprochenes Wort fördert selten, es erregt meist Widerspruch, Stocken und Stillstehen*“. Oder: „*Es ist ganz einerlei, ob man das Wahre oder das Falsche sagt: beidem wird widersprochen*“. Oder, wohl ganz, ganz grundlegend: „*Es hört doch jeder nur, was er versteht*“. Ach, wir armen Kommunikationsgläubigen, wir hängen am Glauben an ideale Kommunikationssituationen, an gelungene Verständigung, an Vermittlung und Versöhnung im Gespräch: „Gut, dass wir miteinander geredet haben“! Nein, eher nicht gut. Weiß jede mit zunehmenden Alter immer besser. Oder wenigstens: Nur manchmal gut, in Ausnahme- und Glücksfällen, hinterher ist man wundersamerweise erhoben und ein kleines Stückchen klüger (man kann sich sogar verlieben, aufgrund des richtigen Wortes zur richtigen Zeit). Und komischerweise, obwohl man das selbst weiß und ‚durchschaut‘ hat, wie man so unschön sagt – macht man selbst immer wieder den gleichen Fehler in sich wiederholenden Gesprächen. Widerspricht, weil Widersprechen einfach so besonders befriedigend ist: Man darf sich klüger fühlen, jawoll! Oder man will vielleicht auch nur, wie die Redaktorin meist, nur das Gegenteil zu seinem Recht bringen. Egal, es fördert selten. Denn niemand mag es auf der anderen Seite, wenn ihm widersprochen wird; er muss sich dümmer fühlen und verliert seine schöne ursprüngliche Sicherheit im Kopfe. Was nun?

Nicht sprechen ist natürlich auch keine Lösung. Und so empfiehlt der Meister gelegentlich das Gespräch, das lebendige nämlich, das bemüht ist, das einmal ausgesprochene Wort nicht zu töten durch „*Widerspruch, Bestimmen, Bedingen, Ablenken, Abspringen und wie die tausendfältigen Unarten des Unterhaltens auch heißen mögen*“. Das ist schwer; aber gelegentlich kommt es auch in Goethes Romanen zu solchen gelingenden Gesprächen,

wenn es auch mehr Beispiele für die vielfältigen Unarten des Unterhaltens gibt. Man liest sie vielleicht nicht arg gern, sie haben oft etwas unangenehm-didaktisches, und Unarten sind immer unterhaltsamer als Artigkeiten. Und mit dem Geschriebenen ist es sowieso, so Goethe, noch schlimmer als mit dem Geredeten: Denn alle wollen nur lesen, was sie gewohnt sind, was sie kennen, was sie einordnen können („man muss die Menschen abholen dort, wo sie sind!“ Nein, muss man nicht. Ab und zu trifft an sie am besten im Unerwarteten, und nur dadurch kommt man voran). *„Doch hat das Geschriebene den Vorteil, daß es dauert und die Zeit abwarten kann, wo ihm zu wirken vergönnt ist“* – das hoffen wir alle sehr im Stillen, wir einsam Schreibenden. Mehr kann man wohl auch nicht vernünftig hoffen.

Und damit, nun wirklich am Ende und als würdiges Schlusswort, zu den Zeilen, die ich immer als Goethes Wort-Bekenntnis gelesen habe, und zwar Wort für Wort: *„Wir haben das unabwiesliche, täglich zu erneuernde, grundernstliche Bestreben, das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginierten, Vernünftigen möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen. Jeder prüfe sich, und er wird finden, daß dies viel schwerer sei, als man denken möchte; denn leider sind dem Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate; er denkt und weiß es meistens besser, als er sich ausspricht. Verharren wir aber in dem Bestreben, das Falsche, Ungehörige, Unzulängliche, was sich in uns und anderen entwickeln oder einschleichen könnte, durch Klarheit und Redlichkeit auf das möglichste zu beseitigen!“* Jedes Wort wiegt hier schwer. An jedem Wort prüfe man sich selbst. Täglich, grundernstlich, klar und redlich. Denn Worte, einmal ausgesprochen, sind eben nicht Schall und Rauch; sie sind eine Naturkraft. Deshalb ist es, am Ende, auch gar nicht so ein großer Unterschied, ob am Anfang das „Wort“ oder die „Tat“ war: Denn Worte sind Taten.

Die Erfindung des Wortes aus dem Geist der Sprachlosigkeit

Es war ein schönes Spiel, und sie spielten es in den langen Abenden der Dunkelheit und der Kälte, wenn sie dicht gedrängt um das Feuer in der Höhle saßen und die Flammen bedrohliche Schatten an die Wände warfen. Keiner wusste mehr, wer es erfunden hatte, es interessierte sie auch nicht. Und es ging so: Jemand fasste sich ein Ding, das herumlag – einen Stein, eine fast schon vertrocknete Pflanze, einen Faustkeil, ein Fell, ein Tierhorn –, und dann murmelte er etwas dazu. Es kam meist tief unten aus der Kehle und war ein einfacher Laut, leicht nachzuahmen; und die Anderen zeigten auf das Ding, und dann versuchten sie, den Laut nachzumachen. Er kam immer etwas anders heraus, und manchmal gefiel er ihnen nicht. Dann machte ein anderer einen anderen Laut, und sie probierten aus, welcher besser aus der Kehle rutschte, auf der Zunge lag und sich entfaltete neben dem Knistern des Feuers in der stillen Höhle. Und am nächsten Abend versuchten sie sich zu erinnern, welcher Laut welches Ding begleitet hatte. Meist hatten sie es vergessen, aber manchmal war etwas hängengeblieben, der Laut blieb dann beim Ding und man konnte ihn sogar benutzen, wenn das Ding gar nicht da war!

Irgendwann kamen sie darauf, sich gegenseitig mit solchen Lauten zu bezeichnen. Das war sogar am lustigsten, denn dabei entstanden ganz von selbst die interessantesten und schwierigsten Laute. Am erfinderischsten waren die Kinder; denn sie spielten von Geburt an mit ihrer Stimme und den Lauten, die sie erzeugen konnten, wiederholten sie immer wieder, und vieles war schon längst an den Personen festgewachsen: „Mama“, das war die Frau, aus der sie hinausgeschlüpft waren, unter großen Schmerzen; und manchmal nannten sie einen Mann auch „Papa“, aber eigentlich waren alle Männer Papa.

Doch einer war unter ihnen, der konnte das Spiel nicht mitspielen. Denn irgendwie – saßen die Laute fest in seiner Kehle und wollten nicht richtig herausschlüpfen, nicht einmal die allereinfachsten; er hatte nicht einmal „Mama“ gesagt! Es war wie

ein Würgen, das ihn überkam, wenn er es versuchte, ein trockenes Schlucken, allenfalls ein winziges Krächzen plumpste aus einem Mund dann, ganz ungeformt und roh. Die anderen hatten ihn ausgelacht und herumgeschubst, immer und immer wieder, und er versuchte es schon gar nicht mehr. Aber eines Abends, als sie ihm besonders übel mitgespielt hatten, fing er auf einmal an, seltsame Bewegungen mit seinen Händen zu machen. Es sah aus, als versuche er, etwas aus einem Hals hinauszuziehen, so wie einen verschluckten Knochen. Er streckte seine Zunge dabei heraus und verformte sie seltsam, so als liege etwas darauf, mitten in der Mitte. Und dann nahm er mit seinen etwas verkrümmten Fingern ganz sacht etwas von der Zunge, was keiner sehen konnte, und hielt es ihnen hin – als könnten sie es sehen, als sei es ein Knochen oder eine Beere oder ein ausgefallener Zahn. Und dabei krächzte tief aus seiner Kehle ein neuer Laut hervor. Sie hatten ihn noch nie gehört. Er war kurz und tiefklingend, er begann weich und endete hart, und er gefiel ihnen, ohne dass sie wussten, warum: „Wort“ hieß er. Und von da an hatte das Spiel einen Namen, und sie sagten ihn gern und immer wieder, wenn sie einen neuen Laut erfunden hatten für eine Sache, der jetzt bei der Sache blieb, als sei er ihr angewachsen: „Wort!“ Es war das erste Wort, dass keine Sache war; aber das alle Sachen sein konnte. Es war ein Wunder.